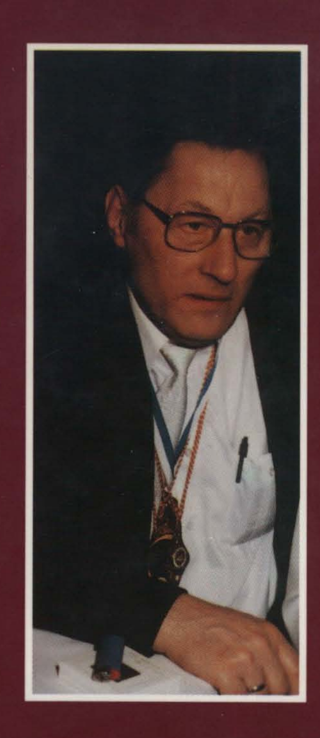
Marianne Klapheck

„... kämpfen Götter selbst vergebens“



„... kämpfen Götter selbst vergebens“

Marianne Klapheck

Bedauerlicherweise haben sich bei der Herstellung dieses Buches einige Druckfehler eingeschlichen:

Seite	Zeile			
98	19	WEG ZUR HÖLLE	=	Überschrift
120	26	UNSERE RETTUNG	=	Überschrift
170	19	„WEISS, WEISS“	=	Überschrift
214	27	DAS 99. GLIED	=	Überschrift
217	13	„ – KÄMPFEN GÖTTER SELBST VERGEBENS“.	=	Überschrift

Marianne Klapheck

„. . . *kämpfen Götter selbst vergebens*“

Marianne Klapheck

„. . . kämpfen Götter selbst vergebens“

Aus dem Leben einer Detmolder Hoteliersfamilie

Gedruckt bei: Westholsteinische Verlagsdruckerei, 2240 Heide/Holstein

Oberstaufen, 23. Februar 1986

In meinem rustikal eingerichteten Zimmer im KURHOTEL PELZ fühle ich mich sehr wohl. Schrothkur ist angesagt. Drei Wochen werde ich bleiben, nicht n u r um zu kuren. Wir haben in Erwägung gezogen, unser Haus umzustellen. Im Hinblick darauf habe ich heute den Kurort unter die Lupe genommen. Ein wunderschönes Städtchen, dieses Oberstaufen! Bei der Kurverwaltung erhielt ich Informationen über Bestimmungen und Auflagen, Anwendungen, Einrichtungen, Packerinnen und dergleichen mehr. Ich bin überzeugt, daß das alles kein großes Problem für uns und unser Hotel sein kann.

Eigentlich sollte eine Kur vier Wochen dauern. Unmöglich für mich, unseren Betrieb so lange zu verlassen. Während unserer langjährigen Selbständigkeit waren 14 Tage Urlaub schon immer das äußerste.

„Urlaub". – Davon kann hier gar keine Rede sein. Eine Schrothkur ist wirklich alles andere als Urlaub. Wenn ich nur an die eiskalten klitschnassen Packungen am frühen Morgen denke. Aber mit Sicherheit werde ich mich hier sehr gut erholen.

Mein heutiger Pflichtspaziergang von drei Stunden liegt hinter mir. Die eisige Kälte verführte mich anschließend zu einer verbotenen Tasse Kaffee im ersten Haus am Platze. Das reich sortierte Kuchenbüffet mit all seinen süßen verlockenden Angeboten konnte mich jedoch nicht zu

einer weiteren Todsünde veranlassen. Nach zwei Wochen Schrothkur hat man sich ans Hungern längst gewöhnt.

Es ist anheimelnd warm und gemütlich hier. Während ich es mir im Sessel mit dem Strickzeug bequem mache, geht mir vieles durch den Kopf. Mit meinen Gedanken bin ich daheim, bei Thomas und Herbert. Und in der wunderschönen Landschaft am Fuße des Hermannsdenkmals, – mitten darin unser Haus, ein kleines schnuckeliges Hotel. Mit Weitblick über das reizvolle Lipperland.

„Ein heißer Geheimtip für coole Typen" meinte kürzlich ein junger drahtiger Unternehmer aus Düsseldorf, als er vom „Joggen vor dem Frühstück" zurück kam.

In seinen ersten winzigen Ausmaßen um die Jahrhundertwende auf historischem Boden erbaut, umrankt von mancherlei Legenden und Anekdoten um HERMANN den CHERUSKER und dessen Geliebte THUSNELDA, gelangte das renommierte, weithin als „Café Thusnelda" bekannte Haus 1971 in unseren Besitz. Zahlreichen honorigen Ehepaaren unserer Stadt, die sich in den vierziger und fünfziger Jahren hier kennengelernt haben, mag es noch heute als Treffpunkt und beliebtes Tanzcafé in guter Erinnerung sein.

Wider den Rat meines verstorbenen Vaters hängten wir uns nun doch „einen Klotz ans Bein". Als Kaufmann, Koch und Patissier, in zweiter Generation aus der Gastronomie stammend, hatte er uns von einem E i g e n t u m in der Hotellerie immer abgeraten. Er, der mit vierundsechzig Jahren noch zwei Häuser dazu gebaut hatte, wußte sehr gut, wovon er sprach. Er wollte uns vor einem sorgenvollen Leben bewahren.

„Wir werden Euch genügend hinterlassen. Seid clever und begnügt Euch mit einem P a c h t o b j e k t . Von den nicht aufzubringenden Zinsen für Fremdkapital könnt Ihr ein sorgenfreies Leben führen," hatte er oft gesagt.

Unser Vorbesitzer, ein liebenswürdiger älterer Herr, und seine Familie luden uns zu ihrem „Abschiedsabend mit den Stammgästen" ein.

Der überaus beliebte humorige Herr Silkenbeumer – fast schon ein

Original – stellte uns als seine Nachfolger vor. In seinen Stammgästen lernten wir ein recht lustiges Völkchen kennen, wie wir es gar nicht erwartet hatten. Sie alle nahmen uns, die Neulinge hier im Ort, spontan freundlich an. Später ließen sie uns bei manchen Gelegenheiten ihre phantastisch funktionierende Nachbarschaftshilfe angedeihen. Weder in unserer Heimat Duisburg und Oberhausen, noch während unserer Jahre in dem Speiselokal HAUS VENNEMANN in Krefeld, noch in der Zeit unseres Wirkens im CENTRAL HOTEL in der Residenzstadt hatten wir so etwas kennengelernt.

Voller Zuversicht für die Zukunft stürzten wir uns mit Elan in die Arbeit. Es gab viel zu tun. Außer den Außenwänden und drei Innenwänden blieb fast nichts übrig vom inzwischen hoffnungslos veralteten Café Thusnelda.

Während der umfangreichen Bauarbeiten bewunderte ich Herbert, wie er alles organisierte, durchblickte, managte. Der geborene Bauherr.

Was es im Hinblick auf die finanzielle Seite bedeutet, ein Anwesen zu erwerben u n d umzubauen, wenn man nicht gerade ein Krösus ist, darüber hinaus während des Umbaus fünf Monate lang vom „Eingemachten" zu leben, können sich unsere Kollegen vielleicht am besten vorstellen. Durch die zahlreichen „unvorhersehbaren" Zwischenfälle beim Bauen – man kennt das ja – paßte die Finanzierung hinten und vorne nicht. Für die Einrichtung war kaum etwas übrig geblieben. Und nun?

„Mach dir keine Sorgen, Herbert, darum werde i c h mich kümmern," sagte ich, ohne so recht zu ahnen, was da auf mich zukommen würde. Aber er wußte aus Erfahrung, daß er sich darauf verlassen konnte. Mit der mir eigenen Courage fing ich an, 40 Tische und 160 Stühle (gebraucht gekauft) zu lackieren, – je 3 mal – und die Stühle anschließend zu polstern und zu beziehen. Obwohl solche Arbeiten bis heute mein Hobby sind, hingen sie mir – in diesem Umfang manchmal zum Halse heraus. Aber ein Zurück gab es nicht. Mit Ausdauer und Fleiß wurden sie zuende geführt. Ein gelungenes Werk – für die damalige Zeit.

Als nächste größere Arbeit nahm ich mir die Dekorationen vor.

Fünfzehn an der Zahl im Restaurant, 23 im Hotelbereich und fünf in unserer Wohnung.

„Verglichen mit dem CENTRAL-HOTEL, dem ‚Tausend-Fenster-Haus', können diese 43 Fenster ja nur Kleinigkeiten für dich sein," meinte Herbert. Sein verstohlenes Grinsen durfte ich als absolutes Kompliment werten. Mit Lob und Anerkennung ging er äußerst sparsam um.

Die freundlichen zuvorkommenden Damen in der RESTE-TRUHE kannten mich recht gut. Schon zum zweiten Mal kaufte ich nun kilometerweise Polsterstoffe, Stores und Gardinen. Die Riesenauswahl, tolle Qualitäten und vernünftige Preise zogen mich immer wieder dort hin.

Frisch und fröhlich ging es ans Werk. Unermüdlich wurde genäht. Nachts träumte ich von Volants, Spitzen und Fransen. Wenn auch noch lange nicht daran zu denken war, die Fensterdekorationen aufzuhängen, so war es doch eine Beruhigung, sie fertig liegen zu haben.

Während unserer nun 13jährigen Ehe war es immer selbstverständlich gewesen, daß jeder von uns, seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechend, seinen Teil dazu beitrug, wenn es etwas zu renovieren, einzurichten und zu eröffnen gab. Überhaupt kein Thema. Irgendwie war es – eben selbstverständlich. Und so bedurfte es auch keines besonderen Kommentars, in wessen Zuständigkeitsbereich die Malerarbeiten lagen, als die Bauarbeiten so weit gediehen waren, daß schon einige Zimmer tapeziert werden konnten.

Überwiegend verwendete ich Rauhfaser, die sich auf frischverputzten Wänden am besten verarbeiten ließ. Allerdings mußten die Wandflächen vorher mit Makulatur behandelt werden. Kein Problem. Obwohl ich als Hobbymaler eine zwanzigjährige Erfahrung mitbrachte, war es hingegen sehr schwer, die Decken ohne den „zweiten Mann" zu bekleben. Mußten die Bahnen länger als 3 m sein, blieb mir kein anderer Weg, als sie zu halbieren. Nach dem Überrollen mit Latex würden die Ansatzstellen ohnehin verschwinden.

Als ich gerade wieder eine Decke tapezierte, kamen unsere Haus- und Hofmaler, die mit der Renovierung des Restaurants beschäftigt waren, in das Zimmer. Für sie war diese dilettantische Methode natürlich ein Anlaß zu grinsen.

„Aha“, meinten sie, „hier werden die Decken quadratmeterweise tapeziert.“ Dagegen fanden diese Schelme, die zu dritt arbeiteten, es wohl ganz selbstverständlich, daß man als Laie in einer Woche fünf Zimmer schaffte. – Allein.

Herbert, „mein Boß“ war aber ganz zufrieden mit meiner Arbeit. „Mach du deinen Turn wie bisher,“ sagte er. „Wenn die Malergesellen bei dir die gleiche Perfektion voraussetzen, dann sollen sie sich ihr Lehrgeld zurückgeben lassen.“

Er erinnerte mich an eine Begebenheit in Krefeld: Nach Renovierung des ganzen Hauses kam der Seniorchef des Malerunternehmens, um das Aufmaß zu machen. Er begann im Restaurant, ging weiter über die Küche, die Toiletten, den Flur und das Treppenhaus. In der ersten und zweiten Etage standen alle Türen offen und gaben den Blick auf die ebenfalls renovierten Zimmer frei. Als er dort mit der größten Selbstverständlichkeit sein Aufmessen fortsetzen wollte, rief Herbert: „Halt! Hier doch wohl nicht. Diese Räume hat meine Frau tapeziert.“

„Donnerwetter,“ antwortete er. „Es spricht für Ihre Frau, daß ich ihre Arbeit nicht von der unseren unterscheiden kann.“ Oh, wie gut mir das tat.

Nach dem ersten Bauabschnitt unterhielten wir uns mit Nachbarn, Freunden und dem Architekten über einen neuen Namen für unser kleines Hotel. Obwohl er für uns schon lange feststand, interessierte uns ihre Meinung. Wir hatten Bedenken, den geschichtsträchtigen Namen – „Thusnelda“ – einfach so auszulöschen. Andererseits haßten wir ihn, weil er in unserer Heimat als abwertend galt.

„Wir haben zwar wunderschöne Zeiten hier bei Marga und Theo erlebt, die wir niemals vergessen werden. Es kann aber nicht so weitergehen, daß man zu vorgerückter Stunde in der Küche sich selbst ein Kottelett oder Schnitzel brät, während der andere eine Wurst, und der

dritte die Torte aus dem Kühlschrank mopst, die für das Kaffeegeschäft am nächsten Tag gedacht war, (wenn auch gegen spätere Bezahlung) – um nur einige Sünden unseres Übermutes zu nennen. Wie sich schon jetzt zeigt, wird unter Eurer Regie ein anderer Wind wehen. Und darum würden wir einen ganz anderen Namen wählen."

Angenehm berührt von so viel Selbstkritik erzählten wir ihnen, was wir schon vor Beginn des Umbaus beschlossen hatten: HOTEL RÖMERHOF sollte das Haus fortan heißen. Im Laufe der Jahre wurde weiter gebaut – aufgestockt – angebaut. Von acht auf vierzig Betten, von fünfzig auf hundertachzig Sitzplätze erweitert. Wie Herbert die Finanzierung immer deichselte, war mir ein Rätsel. Ein Lift wurde eingebaut und viele Annehmlichkeiten für unsere Gäste geschaffen.

„Ein idealer Platz für Schrothler," werde ich in einer Woche bei meiner Rückkehr berichten, nachdem ich mir hier so Einiges angesehen habe.

Gestern nachmittag hat Herbert mich angerufen. „Es ist bitterkalt hier. Unsere Hotelgäste, (die Brasil Tropical Truppe) sind solch eine extreme Kälte nicht gewöhnt. Achtunddreißig schokoladenbraune Negerlein frieren zu sehen, wenn sie abends von ihrem Auftritt im Landestheater zurückkommen, tut in der Seele weh."

„Ist es denn nicht warm genug?" fragte ich. „Doch, doch, die Heizung läuft auf vollen Touren". „Schafft Iris die Küche?"

„Mach dir keine Sorgen, es läuft alles wunderbar. Hast du vergessen, daß Iris schon vor vier Jahren, als du im Krankenhaus warst, etliche Busgeschäfte, Beerdigungs-Kaffeetafeln und ähnliche Dinge spielend bewältigt hat?"

„Du hast recht, Herbert, wie könnte ich das vergessen haben. Sie befand sich damals im dritten Ausbildungsjahr.Wie ein Profi soll sie mit den Riesentöpfen und großen Fleischstücken umgegangen sein, wie ich von ihren Kolleginnen erfuhr. Und dann ein Jahr später, bei unserer Silberhochzeit. Hundertundvier Gäste waren geladen, weißt du es noch? An diesem Abend hat Iris in der Küche enormes geleistet." „Wie hat dir übrigens gestern der Jodelabend gefallen?" wollte er wissen.

„Wir haben Tränen gelacht, Herbert, es war ein schöner lustiger Abend, obwohl ja nur ein Viertelchen Schrothlerwein erlaubt war."

„Dann bist du also jetzt eine perfekte Jodlerin. Kannst du mir mal etwas durchs Telefon jodeln?" „ Holleridido, didel dadeldu. . ."

Ein lautes herzliches Lachen schallte mir entgegen. „Na, ich weiß nicht, das klappt ja wohl doch noch nicht so gut. Du wirst noch fleißig üben müssen."

„Und wie kommt ihr sonst zurecht?" fragte ich.

„Susanne, Moni, Cornelia und Claudia sind tüchtige prächtige Mädchen," sprach Herbert weiter, „aber Inga ist ein gefährliches Weib. Ich erzähle dir alles, wenn du in einer Woche heimkommst. Du fehlst mir sehr, Marianne."

„Du mir auch, mein Süßer. Du weißt ja garnicht, wie lieb ich dich habe, und das nach achtundzwanzig Jahren."

„Na, na, – übertreibst du nicht? Also bis dann! Morgen rufe ich wieder an. Um die gleiche Zeit."

Allzu gern hätte ich mich noch ein Weilchen mit ihm unterhalten. Über die beiden Freunde, die Thomas aus Hamburg mitgebracht hatte. Kollegen aus dem RAMADA RENAISSANCE. Oberkellner Jürgen und Kollegensohn Thomas Schilling vom SCHILLINGSHOF. Für sie war es damals Ehrensache, mit Thomas, Iris und Herrn Blöss, unserem langjährigen treuen Kellner, die Silberhochzeit für die Eltern ihres Freundes auszurichten. Sie „legten einen Service hin", wie ihn der RÖMERHOF noch nicht erlebt hatte.

Iris hatte an diesem Tage als junge „Küchenchefin" die alleinige Verantwortung. Sie übertraf sich selbst, und konnte mit unseren vier Azubis körbeweise Komplimente entgegennehmen.

Dieser Abend wurde ein gelungenes Fest. Herbert hatte verschiedene Künstler und die STUDIO-BAND engagiert. Irgendwann am späten Abend fragte Fred, den wir nun schon fünfzehn Jahre kannten, nach unseren Sonderwünschen. Wir wünschten uns „cande light" aus dem Film mit Robert Taylor, – eine Schwärmerei aus der Zeit, als wir uns kennenlernten, und ein Lied von Elvis, „Love me tender, love me true"

und später noch einen flotten Dixieland. (Kunstbanausen waren wir schon immer).

Ein Hochgenuß, diesen Könnern zuzuhören.

Ich schaue auf die Uhr. Zwanzig vor drei. Jetzt müßte es klingeln. Schnell noch eine verbotene (!) Zigarette. Da – das Telefon!

Pünktlich auf die Minute, wie ich's von Herbert gewöhnt bin.

Es ist nicht Herbert's Stimme!

Hans Sachs, Nachbar und Freund unseres Hauses meldet sich. „Marianne, du mußt sofort heimkommen, es ist etwas mit Herbert! Thomas ist nicht in der Lage, mit dir zu sprechen. Dein Zug geht 15.10 h ab Oberstaufen. Den m u ß t du erreichen. Der nächste fährt erst sechs Stunden später. Also hast du mich richtig verstanden? Alle Sachen schnell in den Koffer werfen, Hotelrechnung zahlen, Taxi nehmen und sofort kommen."

Ich habe nichts begriffen, außer daß ich sofort abreisen muß. In einer halben Stunde soll ich im Zug sitzen. Koffer packen, zahlen, Taxi zum Bahnhof. – Mein Gott, mir schlottern die Knie. – Koffer zahlen, – Bahnhof, Taxi zum Packen. Was ist denn nur mit dir, Herbert? – Du wolltest mich doch anrufen. –

Bahnhof packen. – Koffer – oh nein, bringe ich denn alles durcheinander? Ich muß mich zusammenreißen. – Gestern war unsere Welt doch noch in Ordnung.

Ich schaffe es nicht, meinen Scheck für die Rechnung auszustellen. Die Hotelbesitzerin erledigt es für mich.

Im Zug finde ich mich wieder. Fünf mal umsteigen, eisige Kälte auf den Bahnsteigen. Verspätung! Die Stunden ziehen sich wie Gummi. Dunkle Nacht, Ungewißheit, Höllenqualen! Herbert, Herbert, was ist mit dir passiert?? Es muß etwas sehr Schlimmes sein,wenn Hans nicht den Mut hatte, mir genaueres zu sagen.

Ab Kassel geht in dieser Nacht kein Zug mehr. Was nun? In der Bahnhofshalle kommen Hans und Thomas mir eilig entgegen, zitternd vor Kälte. Sie haben schon alles organisiert. Mit dem Wagen rasen wir nach Hause ins Krankenhaus.

Wir finden Herbert im Arztzimmer. Kein Bett im Krankenzimmer frei. Zwanzig vor drei. Ironie des Schicksals: genau vor zwölf Stunden wollte Herbert mich in Oberstaufen anrufen. Nun liegt er hier und erkennt uns nicht. – Schlaganfall – !!!

Schlag – an – fall – . Wie diese drei Silben Herbert's Leben, – unser aller Leben, – mit einem Schlag verändern werden, können wir heute noch nicht erfassen, erahnen. Ich begreife das alles nicht, sehe es wie durch einen Schleier. Es kann nicht wahr sein. Aber es i s t wahr!

Die Schwester kommt und bittet uns zu gehen. Eine halbe Stunde war schon fast zu viel für Herbert. Der Patient braucht absolute Ruhe. Es fällt uns sehr schwer, uns von Herbert loszureißen. Aber wir sehen es ein.

Gern würden wir Hans ins Haus bitten. Er lehnt dankend ab. Zwei Stunden muß er noch schlafen, bevor er seinen Dienst im SCHMITT-VERLAG beginnt.

Hans, du Guter – hilfsbereit wie immer – was hast du heute für uns getan!

Im RÖMERHOF erwartet uns Mathilde, die treue Seele. In aller Eile ist Herbert's Schwester aus Duisburg angereist, um Thomas und mir beizustehen. Schluchzend fallen wir uns in die Arme. Sie hält frischen Kaffee und ein paar Häppchen für uns bereit. Unberührt bleiben sie stehen. Der Kummer schnürt unsere Kehlen zu.

Obwohl wir sonst keine Schnäpse mögen, reicht sie uns einen Cognac. Aber auch er kann uns nicht von unserem lähmenden Entsetzen befreien.

Unsere Welt ist stehen geblieben.

Nach der schrecklichsten Nacht unseres Lebens in quälender Angst und Ungewißheit, was nun mit Herbert werden wird, sind Thomas und ich am Morgen um acht Uhr wieder bei ihm. Er versucht zu sprechen, es gelingt ihm nicht. Dicke Tränen rinnen aus seinen Augen. Mir drehen sich sämtliche Gedärme. Ich streichle seinen Kopf, sein Haar.

Unsägliches Mitleid und zugleich Zorn auf diese böse Welt überkommen mich. Was hat dieser anständige, liebe brave Mensch getan, daß ihn das Schicksal so schlägt?

Schwester Elisabeth und Schwester Elke versorgen ihn, kümmern sich rührend um ihn. Wir dürfen bleiben, werden nicht hinaus geschickt. Wie lieb sie sind, diese Schwestern.

Herr Professor Körtge kommt ins Zimmer. Die Schwestern gehen. Herr Professor versucht uns zu erklären, was ein Schlaganfall ist. Behutsam deutet er an, daß wir noch längst nicht über den Berg sind. In den nächsten Tagen kann sich das Schreckliche wiederholen.

„Wir lassen Ihren Mann zur Vorsicht noch einige Tage im Arztzimmer, hier ist er ständig unter Aufsicht. Sie dürfen sicher sein, gnä' Frau, daß wir alles tun werden, um Ihrem Mann zu helfen."

Er ahnt nicht, wie sehr er auch uns mit diesem Versprechen hilft. Wir kennen ihn nun fünfzehn Jahre als gütigen freundlichen Arzt. Es ist nicht das erste Mal, daß er Herbert stationär behandelt. Er kennt seinen

Körper und all seine kleinen und großen Wehwehchen. Ihm gehört unser volles Vertrauen.

Ich nehme Herbert's Hand. Ein zärtlicher Druck. Er nickt ein wenig, so als ob er Herrn Professor verstanden hätte, obwohl er sich später an dieses Gespräch und überhaupt an die ersten drei Wochen nicht erinnern wird. Er ist müde und will jetzt schlafen. Traurig, doch mit einem Fünkchen Hoffnung, fahren wir erst mal heim.

Nun beginnt ein ständiges Hin - und Herfahren zwischen dem RÖMERHOF und dem Krankenhaus. Vier bis fünf mal täglich fahre ich zu Herbert, sitze nächtelang an seinem Bett und warte, daß ein Wunder geschieht. Wenn ich nicht zwischendurch und so ganz nebenbei den Hotelbetrieb zu versorgen hätte, ging ich überhaupt nicht mehr fort.

Wenn Herbert in früheren Jahren auf dieser Station behandelt wurde, waren seine Krankheiten vergleichsweise Bagatellen. Ein „offenes Bein" zwang ihn manchmal zu einem zwei bis dreiwöchigen Aufenthalt.

Jedes Mal hatte er hier Kollegen getroffen. Walter Rudolph – Waldi Nadler – und andere.

Sie alle litten an der Krankheit, die für Gastronomen und Hoteliers bei ihrem Achtzehn-Stunden-Tag typisch zu sein schien.

„Bei Ihrer Veranlagung müßten Sie Ihren Beruf wechseln, Herr Klapheck," hatte ein Arzt ihm schon vor vielen Jahren geraten, als wir gerade unseren RÖMERHOF eröffnet hatten.

Abends trafen sich die Leidensgenossen in der Halle vor den Aufzügen zu einem Schwätzchen. Bei einem Fläschchen Pils – oder waren es zwei, drei? – tauschten sie ihre Erfahrungen aus. – Und jetzt – ist er so entsetzlich krank.

– Achtundzwanzig Jahre sind wir nun verheiratet. Ohne einander an die Kette zu legen, haben wir uns nie länger getrennt. Herbert war aus seinem Urlaub und von geschäftlichen Reisen immer etwas früher zurück gekommen, als vorgesehen. Er verreiste für sein Leben gern. Aber noch lieber kehrte er heim. Vertrauen und Zuneigung haben unsere Ehe geprägt.

Umso schmerzlicher empfand ich es, als Herbert eines Tages meinte, daß unsere Betriebsferien in Zukunft ausfallen und wir getrennt in Urlaub fahren müßten.

Er glaubte, daß Vertreter und Geschäftsreisende, die in dieser Zeit auf ihr gewohntes Hotel verzichten mußten, uns unter Umständen für immer verloren gehen könnten. Diese Ansicht war zwar nicht von der Hand zu weisen. Andererseits wollte ich aber, obwohl ich meinen Beruf und unser Haus über alles liebte, nicht einsehen, daß zu allem anderen, – Familienleben, Feierabend, Wochenende, – nun auch noch der gemeinsame Urlaub dem Geschäft geopfert werden sollte. Das einzige, was uns noch geblieben war. Von Anfang an hatte ich auch, ohne es mir erklären zu können, ein eigenartiges ungutes Gefühl dabei.

Während der eine sich mit d o p p e l t e m Gebrassel, Problemen und Sorgen zu Hause quälen mußte, sollte der andere sich seinen Urlaubsfreuden hingeben?

Für mich war es zwar auch nicht leicht, außer der Küche die Reception und das Büffet für zwei Wochen noch mit zu versorgen. Alles andere würde man vorbereiten oder könnte liegen bleiben.

Aber daß H e r b e r t mit allem allein stehen würde, – die Küche nur notdürftig mit zwei Azubis besetzt, bei diesem Gedanken würde ich mich gar nicht erholen können.

Ich sträubte mich vergebens. Der Häuptling hatte gesprochen! So – und nicht anders – wurde es gemacht.

Wenn ich früher das ganze Jahr von der Vorfreude gezehrt hatte, so konnte ich mich von nun an auf solch einen verkorksten Urlaub nicht mehr freuen. Ich fuhr, weil man fahren m u ß t e . Um für die kommende Saison aufzutanken. Zu „relaxen", wie man das jetzt nannte. Um anschließend wieder fit zu sein. Achtzehn Stunden täglich, 365 Tage im Jahr. Was war das eigentlich für ein Leben?

Wie Herbert solche Ferien gefielen, habe ich nie erfahren. Er würde niemals zugeben, daß auch er die alte Version eventuell besser fand.

In den nun folgenden fünf Jahren flog ich vier mal nach Playa del Ingles. In rührender Weise regelte Herbert alles für mich. Er suchte den

Urlaubsort aus und buchte die Reise. Vom Flugticket mit sämtlichen Versicherungen bis zur Hotelbuchung war alles gemanagt. Dafür gab es zwei Gründe. Durch meine langjährige Tätigkeit hinter den Kulissen, (fast nur in seinem Urlaub gelangte ich mal in den Frontbereich) war ich in solchen Dingen ziemlich unbeholfen geworden. Menschenscheu und Kontaktarmut hatten sich meiner bemächtigt. Ich konnte mir kaum noch vorstellen, daß ich als Zwanzigjährige schon einmal das gewesen war, wovon die meisten Frauen heute noch träumen: emanzipiert. Couragiert und selbständig hatte ich immer alles geschafft. Ein beruflich bedingter längerer Aufenthalt in Paris hatte nicht zuletzt dazu beigetragen.

Zum anderen spürte Herbert aber auch, daß ich aus meiner Enttäuschung heraus womöglich „gekniffen" und auf diese einsame Reise verzichtet hätte. Aber nun gab es kein Entrinnen. Die gebuchte Fahrt mußte angetreten werden. Er brachte mich zum Flughafen, zur Maschine nach Las Palmas.

Die ersten beiden Jahre verkroch ich mich am Urlaubsort verbittert und enttäuscht in mein Schneckenhaus, ließ absolut keine Kontakte aufkommen. Doch dann begriff ich, daß es so nicht weitergehen konnte. Ich lernte sehr schnell, mich anderen Menschen wieder anzuschließen. Abends an der Hotelbar traf man interessante Leute. Ehepaare, Singles, Clübchen. Engländer, Deutsche, Franzosen, Dänen, Schweizer. Es ging alles so herrlich ungezwungen zu. Im letzten Jahr – 1985 – brachte ich es schon so weit, diesen einsamen Urlaub „ganz nett" zu finden und meinen Kummer zu vergessen. Eine Menge Trotz war natürlich auch im Spiel.

Und dann – 1986 – folgte Oberstaufen.

Mutterseelenallein war Herbert in unserer Wohnung, als er den Schlaganfall erlitt. Niemand weiß, wie lange er in der bitteren Kälte vor seinem Bett gelegen hat, bis er gefunden wurde. – Warum ich seinerzeit ein so ungutes Gefühl hatte, ist mir heute klar.

Nachtschwester Ingrid.

Der Tag verläuft ohne Zwischenfälle.

Nach drei weiteren Besuchen sitze ich am Abend gegen 22.00 Uhr wieder an Herbert's Bett. Ich halte seine Hand und schaue ihn an. Sein Gesicht ist entstellt. Die rechte Hälfte wirkt verkrampft. Es tut weh, ihn so hilflos, stumm und ohne jede Reaktion hier liegen zu sehen. Man kann nichts tun, um ihm zu helfen.

Leise öffnet sich die Tür. Die Nachtschwester kommt mit den Medikamenten.

„Guten Abend, Frau Klapheck, ich bin Schwester Ingrid. Kennen Sie mich noch? Vor zwanzig Jahren haben Sie hier viele Tage und Nächte am Bett Ihrer Mutter verbracht, die auch einen Schlaganfall erlitten hatte."

Ja, ich erinnere mich sehr gut an diese emsige, couragierte Schwester, hilfsbereit und immer zur Stelle, wenn man sie braucht. Aber daß sie das noch weiß . . .

„Ach Schwester Ingrid, ich bin ja so froh, daß es Sie hier noch gibt. Die anderen Nachtschwestern kenne ich noch nicht. Bei Ihnen weiß ich meinen Mann nachts gut aufgehoben."

„Sie wissen, Frau Klapheck, daß Sie sich jederzeit an mich wenden können."

„Ja, Schwester Ingrid, ich weiß es. Ich danke Ihnen herzlich.“ Wir sind wieder allein.

Meine Beine schmerzen bis an die Hüften. Man müßte sie hochlegen können. In dem Sesselstuhl mache ich es mir ein wenig bequem.

Herbert liegt ruhig. Zärtlich streichle ich seine rechte Hand. Er bemerkt es nicht. Wie einsam wir beide doch sind, jeder für sich allein.

Gegen ein Uhr bringt Schwester Ingrid einen neuen Tropf für Herbert.

„Wollen Sie nicht nach Hause fahren, Frau Klapheck? Legen Sie sich ruhig ins Bett. Für heute nacht sehe ich keine Gefahr.Wenn wirklich etwas sein sollte, werde ich Sie sofort anrufen. Sie sind doch in zehn Minuten hier. Ich kümmere mich um Ihren Mann. Sie können ganz beruhigt sein.“ Das klingt überzeugend. Mit einem Blick auf den schlafenden Herbert bedanke ich mich und fahre heim. Schnell für vier, fünf Stunden ins Bett.

Freund Walter.

Total überdreht finde ich jedoch keinen Schlaf. Silberhochzeiten, Geschäftsjubiläen, eine Taufe und eine große Hochzeit sind seit Wochen angemeldet. Herbert hatte diese Buchungen noch selbst angenommen. So kurzfristig sind sie nicht rückgängig zu machen. Wie soll das alles funktionieren? Die Termine rücken immer näher. Wenn wenigstens Thomas mir zur Seite stehen könnte!

Seit zwei Jahren führt er mit Iris den SPIEKER, dieses süße kleine Speise- und Bierlokal. Er ist so glücklich in seiner ersten Selbständigkeit. Soll er auf all das verzichten? Müssen wir den RÖMERHOF – unser Lebenswerk – nun aufgeben?

Welch ein Wahnsinn. Wie haben wir beide uns gequält, um für den Jungen das alles aufzubauen. Seine sechsjährige Ausbildung im VIER-JAHRES-ZEITEN, seine weiteren Lehr- und Wanderjahre im ATLANTIC und RAMADA-RENAISSANCE in Hamburg – soll das alles umsonst gewesen sein?

Irgendwann übermannt mich die Müdigkeit. Im Traum kommt jemand auf mich zu. Zunächst erkenne ich ihn nicht, aber seine Stimme ist mir vertraut.

„Marianne, habe ich dir nicht immer wieder geraten, den Führerschein zu machen? Herbert könnte doch mal etwas zustoßen, und dann bist du hier oben am Berge ohne Wagen machtlos."

Jetzt sehe ich sein Gesicht. Es ist Walter Plassmeier.

„Wie schön, Freund Walter, dich wiederzusehen. Ich glaubte dich

schon einige Jahre im Jenseits. Weißt du denn nicht, daß ich den Führerschein längst habe? Bei der Prüfung bin ich damals durchgefallen, weil ich Schwierigkeiten hatte, rückwärts einzuparken. Ich kann es heute noch nicht gut. Und wie recht du hattest. Herbert i s t etwas zugestoßen. Er ist sehr. . . "

Der schrille Wahnsinnswecker reißt mich aus dem Schlaf. Wie schade. Mit Walter habe ich mich immer gern unterhalten. Ihm allein verdanke ich es, daß ich heute – schlecht und recht – einen Wagen fahre. Wie käme ich sonst zu Herbert? Immer wieder hat er mich damals dazu angeregt und motiviert. Als ich glaubte, mit fünfundvierzig Jahren, ständig unter Streß und Schlafmangel leidend, die Theorie nicht behalten zu können.

„Du glaubst nicht, wie aufnahmefähig selbst ein ‚kaputtes' Hirn noch sein kann, wenn es entsprechend trainiert wird. Fange sofort an, völlig uninteressante Texte aus der Zeitung auswendig zu lernen. Du wirst staunen, wie gut das funktioniert," empfahl er mir.

Ich folgte seinem Rat und – es funktionierte wirklich. Nach den Zeitungssätzen nahm ich mir englische und französische Vokabeln vor. Selbst sie, die mehr als dreißig Jahre in der untersten Schublade geschlummert hatten, konnte ich in kürzester Zeit wieder abrufen. Mit dem größten Vergnügen stellte ich fest, daß der Lehrsatz des Pythagoras, das Hebelgesetz, einfache chemische Formeln, (a+b)2, der AcI und vieles mehr mir wieder so geläufig wurden, als hätte ich erst gestern das Gymnasium verlassen.

Ja, ja, Walter, jetzt in meinem Kummer um Herbert begreife ich erst, wie Ecki und Ilka damals gelitten haben müssen, als du allzu früh abgerufen wurdest. Du hattest dir deinen kleinen Axel so sehr gewünscht. Und als er endlich da war, mußtest du gehen.

Wir werden dich nie vergessen. Wie könnten wir auch! Dein Bild hängt in unserer Stammtischecke, neben Charly und Werner. In meiner Erinnerung sehe ich euch genau vor mir, lamentierend mit „großem Jägerlatein", – höre euch singen: „. . . und ewig, ewig blühet sie, diese schöne Harmomie . . ."

Visite.

Nach einem hastigen Stehfrühstück mache ich mich auf den Weg zu Herbert. Die Schwestern haben ihn schon versorgt. Gewaschen, gekämmt, rasiert, gefüttert. Dem Schlaganfall entsprechend wurde der rechte Arm mit der gekrümmten Hand auf ein Kissen gebettet, das Knie mit einer Rolle angewinkelt.

Schwester Gerda bringt das Frühstückstablett. Fast mütterlich hebt sie Herbert's Kopf ein wenig an und flößt ihm mit der Schnabeltasse Haferschleim ein. Zwei Drittel laufen aus dem rechten Mundwinkel wieder heraus. Erst in diesem Moment begreife ich, was Schwester Elisabeth gesagt hat: „Seine ganze rechte Hälfte ist gelähmt. „Also die rechte Kopfhälfte, die Körperhälfte, der rechte Arm und das rechte Bein. Eine Niere und die halbe Blase. Ich bin starr vor Entsetzen. Kann es denn wahr sein, daß Herbert den gleichen Leidensweg gehen muß wie meine Mutter, – seine von ihm sehr geliebte Schwiegermutter? Er ist doch erst neunundfünfzig. Noch so jung!

Ehe ich Herbert begrüßen kann, betritt ein Ärztestab das Zimmer. Visite. Ich gehe hinaus. Die Tür steht einen Spalt offen, so daß ich Gesprächsfetzen mitbekomme. Herr Professor gibt seine Anweisungen, spricht mit den jungen Ärzten über die Tücken und Gefahren des Schlaganfalls. Er ordnet an, daß der Privatpatient heute nachmittag ins Zimmer 731 verlegt wird.

„Schwester Ingrid, den Nachttisch bitte auf die rechte Seite, so daß Herr Klapheck mit dem gesunden Arm über die kranke Körperhälfte greifen muß. Schlaganfallpatienten neigen dazu, ihre gelähmte Seite total zu vergessen. Das wollen wir auf diese Weise vermeiden."

Medikamente und spezielle Untersuchungen werden angeordnet, die Kurve auf Stuhlgang, Menge des Urinabgangs und Blutdruck überprüft. Beim Verlassen des Zimmers wendet sich der Professor an mich:

„ Wir sind mit dem Zustand Ihres Gatten zufrieden. – Den Umständen entsprechend," schränkt er ein. „Wenn nichts außergewöhnliches passiert, können wir in absehbarer Zeit mit entsprechenden Maßnahmen beginnen. Vorher möchte ich ihn allerdings noch einmal zur Neurologie nach Lemgo beordern. Und noch eins, gnä' Frau: kein lautes Sprechen, keine hastigen Bewegungen, keine Tränen." Ein paar Minuten verweile ich noch auf dem Flur, um über die Worte des Herrn Professors nachzudenken.

Herbert versucht zu lächeln, als ich ins Zimmer komme. Der Anblick zerreißt mir wieder das Herz. Während über die linke Gesichtshälfte ein schwaches Lächeln huscht, bleibt die rechte starr und verkrampft, sie ist nicht fähig zu irgend einer Mimik. Worte können nicht beschreiben, was man in solchen Momenten empfindet: eine Mischung von Ohnmacht, Zorn und unsäglichem Mitleid.

Behutsam nehme ich seine Hand und küsse sie. – Lange und sehr zart, um ihm zu zeigen, wie sehr ich ihn liebe. Unsicher schaut er mich aus tiefliegenden Augen an. Er kann nicht begreifen, was mit ihm passiert ist.

„Herbert, mein Liebling, ich mache dir nichts vor. Du bist sehr sehr krank. Aber du wirst wieder gesund werden. Herr Professor hat es mir soeben bestätigt. (Verzeih mir mein Schwindeln, Vater im Himmel!) Wir werden es schaffen, wir alle gemeinsam, du, Thomas, Mathilde und ich." Eine Träne rinnt aus seinem linken Auge.

Herrgott, wie muß ich mich beherrschen, um nicht loszuheulen.

Ein Pfleger holt Herbert zur Untersuchung ab. Beim Rausschieben des Bettes versuche ich ihm behilflich zu sein. „Wie lange wird es dauern, bis mein Mann zurückkommt?" frage ich.

„Schwer zu sagen," antwortet er, „eine halbe Stunde oder eine ganze." Ich fahre mit hinunter. Im Aufzug gleitet unbemerkt meine Hand auf Herberts Bett. Langsam schiebt er seine Hand darunter und schaut mich an.

„Du?" fragt er, „du?" Mehr bringt er nicht heraus. Aber ich weiß, was er meint.

„Ja, Herbert, ich werde während deiner Untersuchung schnell heimfahren und nach dem Betrieb schauen. So bald wie möglich komme ich zurück. Ich lasse dich nicht allein."

„Literatur."

So vergehen die ersten Wochen ohne besondere Zwischenfälle. Es geschieht kein Wunder. Aber auch der Schlaganfall wiederholt sich nicht, gottlob! Es ist nicht zu übersehen, daß alle sich große Mühe geben. Trotz Überlastung sind die Schwestern nett und hilfsbereit. Nichts ist ihnen zu viel. Sie erlauben mir dann und wann, im Zimmer zu bleiben und ihnen bei ihrer Tätigkeit zuzusehen.

„Sie müssen wissen, wie man einen halbseitig gelähmten Menschen wäscht, anzieht und füttert, damit Sie später, wenn Ihr Mann entlassen wird, gut mit ihm umgehen können," sagt Schwester Elke. „Wir fangen schon jetzt damit an, Ihren Mann so weit zu bringen, daß er fast ohne Hilfe essen kann." Elisabeth, die Stationsschwester, kommt mit ihren Medikamenten. Sie entnimmt dem Tablettchen das für Herbert bestimmte Gläschen und gibt es ihm in die linke Hand.

Herbert will es zum Mund führen, landet aber mit ihm neben seiner Nase und kippt es mit einem Ruck auf die Wange, ohne daß er es bemerkt. Alle vier Tabletten kullern ins Bett. Schwester Elisabeth findet nur drei von ihnen wieder. Für die verloren gegangene muß sie zurück zum Schwesternzimmer, um sie zu ersetzen.

Auf ein Neues. – Zum zweiten Mal reicht sie Herbert das Gläschen, führt es mit seiner Hand an die richtige Stelle und achtet darauf, daß die

Tabletten in seinen Mund gelangen. „Sie sind sehr lieb, Schwester Elisabeth, Sie geben sich so viel Mühe," sage ich anerkennend.

„Es versteht sich von selbst, daß lebenswichtige Medikamente nicht einfach auf den Nachttisch gestellt werden, wenn jemand so hilflos ist wie Ihr Mann. Ich muß mich schon überzeugen, ob sie ihren Zweck erfüllen," sagt sie ein wenig spitz, ohne zu verhehlen, daß mein Lob angekommen ist. „Ihr Mann kann zur Zeit nicht koordinieren," erklärt sie mir, „das heißt, er bringt die Bewegungsabläufe durcheinander."

Im Verlauf des Gespräches macht sie mich auf entsprechende Literatur aufmerksam. „Man kann gar nicht genug über diese Krankheit wissen," sagt sie freundlich, „es werden noch schwierige Situationen auf Sie zukommen. Dann wird es gut sein, sich früh genug über den Umgang mit dem Schlaganfall informiert zu haben." Sie nennt mir einige Titel.

Als sie uns verläßt, kommt Thomas. Obwohl Herbert noch zu keiner Mimik fähig ist, merke ich ihm an, daß er sich sehr freut. Wieder huscht dieses grimassenhafte Lächeln über sein Gesicht. Er streckt seinem Sohn den linken Arm entgegen und tätschelt tolpatschig dessen Wange. Thomas drückt Vater ein Küßchen auf die Stirn. Die Tränen sind wieder nahe.

„Worüber hat die Schwester mit dir gesprochen?" fragt er mich, um sich abzulenken.

Ich erzähle ihm von unserem Gespräch. Kurz darauf hat er es merkwürdig eilig. Als ich später nach Hause komme, liegen an meinem Platz drei Bücher. Thema: Schlaganfall. Er konnte sie nicht schnell genug besorgen. Sie werden uns noch sehr nützlich sein!

All die vielen Stunden an Herbert's Bett verbringe ich nun damit, mich mit dieser schrecklichen Krankheit vertraut zu machen. Alles, was in den Büchern beschrieben wird, jede Situation, jede noch so unbedeutende Kleinigkeit, haben wir mit Herbert schon erlebt. Ich beginne zu begreifen, daß nicht nur s e i n Leben betroffen ist. Wir alle werden uns sehr umstellen müssen. Unser ganzes Tun und Handeln wird sich in Zukunft nur um Herbert drehen. Und sollte es erforderlich

werden, uns von unserem geliebten RÖMERHOF zu trennen, weil möglicherweise für eine erfolgversprechende Methode sehr viel Geld benötigt wird, – dann wird auch daran kein Weg vorbeiführen. Darin sind wir uns alle einig. Je länger ich mich mit den Büchern befasse, umso deutlicher tritt es in mein Bewußtsein: wir werden kämpfen, kämpfen, kämpfen. Jeder von uns an seinem Platz, jeder auf seine Art.

Du bist eine „Reisen", höre ich meinen Vater sagen, und eine Reisen gibt niemals auf. Ja, Vater. Alles was zu tun ist, wird getan werden, um Herbert zu helfen. Herrgott, gütiger Vater im Himmel, gib uns Kraft.

Am nächsten Morgen glaube ich meinen Augen nicht zu trauen. Herbert sitzt in einem Sesselstuhl, einsam und mutterseelenallein in dem großen Zimmer. Vor ihm steht der Tisch und darauf sein Frühstückstablett, der Tee eingeschenkt, die Brote in mundgerechte Häppchen geschnitten. Alles deutet darauf hin, daß die Schwestern es ihm zurecht gemacht und dann wohl gesagt haben: „So, Herr Klapheck, jetzt geht es bergauf. Nun sehen Sie mal zu, wie Sie fertig werden. Sie können das. Sie können ganz allein, ohne jede Hilfe, frühstücken."

(Später bestätigen sie meine Vermutung.) Griffbereit, einmal mit dem Kabel um die linke Stuhllehne gedreht, hängt die Klingel. Die umsichtigen Schwestern haben an alles gedacht. Unter dem Stuhl sehe ich etwas baumeln. Es ist der Urinbeutel mit dem Dauerkatheter. Eigentlich müßte der doch jetzt auch überflüssig sein. Wenn Herbert selbständig essen kann, muß er auch mit der Bettflasche umgehen können. Bei der Visite werde ich danach fragen.

Ich weiß nicht, welchem Gefühl ich mehr nachgeben soll. Dem traurigen Anblick, wie Herbert da so ganz allein, hilflos und verlassen sitzt, nicht weiß, was er mit sich, der Welt und dem Frühstück anfangen soll, – oder der Freude darüber, daß er zum ersten Mal sein Bett verlassen durfte. Die Freude siegt. Alles andere wird schon werden.

Jetzt erst begreife ich es richtig: Herbert sitzt! Er liegt nicht im Bett, nein er sitzt. Welch ein Fortschritt. Auf den Knien möchte ich dem Herrgott danken. Heiliger Schutzengel, hilf uns weiter.

Wer sind wir denn?

„Guten morgen, mein Schätzchen," begrüße ich ihn. „Du kannst schon aufstehen?? Das ist ja nicht zu fassen! Oh wie schön! Wie schön! Jetzt geht es voran, Herbert."

Ungläubig schaut er mich an, so als hätte er sich bereits damit abgefunden, den Rest seines Lebens im Bett verbringen zu müssen. So wie seine geliebte Schwiegermutter. Ich ahne seine Gedanken.

„Nein, Herbert, du nicht! D u wirst nicht an dieser Krankheit zugrunde gehen. Ich schwöre es dir. Schon bald wirst du wieder sprechen und laufen können. Wenn die Sprache erst wieder da ist,wird alles andere wie von selbst folgen. Komm, wir wollen sofort anfangen. Nimm deine Tasse und trinke erst mal einen Schluck Tee."

Mit unsicherer Hand führt er die Tasse zum Mund. Sie landet neben der Nase, der Tee ergießt sich über seinen Morgenrock, die Tasse fällt und geht zu Bruch. Es dauert ein Weilchen, bis er begreift, was passiert ist. Ein lautloser Weinkrampf schüttelt ihn. Er schluchzt und schluchzt.

„Nee, nee, nee." Mit der linken Faust schlägt er wütend auf den Tisch.

Ohne meine Bücher wäre ich jetzt sicher ratlos und verzweifelt. Dank der hilfreichen Lektüre kann ich nun hocherfreut seine Reaktion registrieren, und sei sie noch so unangenehm. Besser diese als keine!! Vor ein paar Tagen hat er noch apathisch und teilnahmslos vor sich hin

gestarrt, unfähig zu irgend einer Gemütsregung. Nun heißt es, Herbert das klar zu machen. Nein, das kann er noch nicht begreifen. „Herbert, mein Liebling, nicht weinen. Das ist doch alles nicht tragisch. Morgenröcke und Schlafanzüge kann man waschen. Und wenn du noch tausend Tassen zerbrichst, wir geben nicht auf." Immer noch weint er vor sich hin.

Auf meine Bitte bringt Schwester Petra uns einen Schnabelbecher aus Kunststoff. Inzwischen habe ich schnell den Boden trocken gewischt.

„Komm, wir versuchen es noch einmal. Ganz langsam. Wir werden das schon schaffen."

Er will nicht, hat Angst, daß es wieder passiert.

„Sieh mal, Herbert, wir haben jetzt einen Schnabelbecher, den du viel besser halten kannst. Die Tasse mit dem Henkel war für unseren ersten Versuch nicht so gut."

Tatsächlich greift er mit der ganzen Hand um den Becher. Ohne daß er es bemerkt, führe ich – wie Schwester Elisabeth seinen Arm so, daß der Schnabel in den Mund gelangt. Durstig schlürft er den ganzen Inhalt und setzt den Becher vorsichtig auf das Tablett zurück. Alle Bewegungen laufen im Zeitlupentempo ab. Zufrieden schaut er mich an.

„Na bitte, wer sind wir denn? Werfen wir gleich die Flinte ins Korn? Wir beide doch nicht. Niemals."

Mit Mühe unterdrücke ich meine Freudentränen. Glücklich über diesen Erfolg rede ich auf ihn ein und bringe ihn dazu, nun auch seine Häppchen zu verzehren. Trotz seiner Schluckbeschwerden, (auch der Schlund ist ja zur Hälfte gelähmt), klappt das ganz gut. Eines nach dem anderen verschwinden sie in seinem Mund. Zum Nachspülen haben wir noch ein wenig Tee im Kännchen.

Wir sind gerade mit dieser Prozedur fertig geworden, als das Ärzteteam zur Visite kommt. Ehe Herr Professor seinem Erstaunen darüber Ausdruck verleihen kann, seinen Patienten am Tisch zu sehen, – mit Sicherheit hatte er es selbst angeordnet, – will Herbert ihm sein Erfolgserlebnis mitteilen. „Herr – Herr Pr. . . – ."

„Was möchten Sie mir sagen, Herr Klapheck?“ Herbert startet einen neuen Versuch.

„Herr – “ Es klappt nicht.

Der Professor schaut mich fragend an.

„Sie ahnen nicht, Herr Professor Körtge, was wir hier soeben zustande gebracht haben. Mein Mann hat selbständig gegessen und getrunken.“

„Und er sitzt am Tisch, der Herr Klapheck,“ fährt er fort, während er Herbert die Hand reicht.

„Das ist unser erster Schritt nach vorn. Wie geht es Ihnen, ermüdet Sie das Sitzen? Wir wollen es nicht übertreiben. Noch ein halbes Stündchen, nicht wahr? Bald können wir auch schon mit unseren Anwendungen beginnen. Nächste Woche geht's los, Herr Klapheck.“

Meine Frage, ob der Katheder entfernt werden kann, muß der Professor verneinen.

„So einfach, wie Sie es sich vorstellen, ist das nicht. Auch die Blase ist von der Lähmung betroffen und muß durch ein Spezialtraining langsam wieder zur Tätigkeit angeregt werden. Morgen werden wir damit beginnen.“

Das sehe ich natürlich ein. In meiner Freude über diesen ersten großen – und doch so winzigen – Erfolg hatte ich wohl unsere Grenzen unterschätzt.

Die Schwestern kommen und packen Herbert wieder ins Bett. Unruhig zipfelt er an seiner Bettdecke und seinem Schlafanzug. Er will etwas sagen, und in der nächsten Sekunde ist es ihm entfallen. Solche und ähnliche Situationen werden uns in nächster Zeit vor große Probleme stellen. Noch bevor er einen Gedanken fassen kann, – soweit das überhaupt möglich ist, – wird er ihn schon wieder vergessen haben.

„Möchtest du dieses,“ werden wir fragen, „oder meinst du jenes, oder etwas anderes?“

Unzählige Male wird er wütend „nee, nee, nee,“ sagen. Und später, sobald sein „Sprachschatz“ um ein Winziges größer sein wird, verzweifelt „Mein Gott, Mein Gott“!!“ ausrufen. Verzweifelt und wütend

über die entsetzliche Dummheit seiner Umgebung, die ihn nicht versteht, – aus seiner Sicht gesehen. Es wird eine Weile dauern, bis wir begreifen, daß wir zu kompliziert denken. Er will ja oft nur die einfachsten Dinge.

Und so frage ich ihn jetzt – während er immer noch zipfelt – völlig idiotisch, total unlogisch, ob er friert, ob er eine zweite Decke möchte.

„Nee, nee," kommt es zurück.

„Ist es dir vielleicht zu warm?"

Schweißperlen treten auf seine Stirn. „Nee, nee, nee!"

Blitzartig kommt mir der richtige Einfall. Der mit Tee beschmutzte Schlafanzug.

„Ich bin ein Esel, Herbert! Du möchtest eine frische Jacke anziehen, ja?"

Er stößt einen tiefen Seufzer aus, so als wollte er sagen: endlich hast du es begriffen. Nachdem wir die Wäsche gewechselt haben, sinkt er erschöpft und zugleich erleichtert ins Bett und schläft sofort ein. Der richtige Moment für mich, ein, zwei Stunden nach Hause zu fahren und mich kurz um den Betrieb zu kümmern. Und etwas zu essen.

So vergeht die folgende Woche. Immer etwas länger, auch schon zwei mal täglich, setzen die Schwestern Herbert in den Sessel. Das bekommt ihm gut. Je öfter er sein Bett verlassen darf, umso mehr bessert sich sein Zustand. Einmal sitzt er im Rollstuhl, (genau genommen in einem Toilettenstuhl) als ich komme. Erregt will er mir etwas mitteilen. Ich kann es mir schon denken.

„Frau Klapheck," sagt Schwester Gerda beim Öffnen der Tür „stellen Sie sich vor, eine gewisse Angelegenheit haben wir heute zum ersten Mal außerhalb des Bettes erledigt."

„Ja ja ja," sagt Herbert aufgeregt. D a s war's also. Erfreut registriere ich auch ein neues Wort. „Ja, ja, ja," hat er gesagt. Wenn auch mit winzigen Schritten, aber es geht vorwärts.

Wie ein „richtiger" Mensch.

Der Rollstuhl bringt mich auf eine Idee.

„Schwester Gerda, darf ich meinen Mann auf dem Flur spazieren fahren?"

„Gern, es würde ihm gut tun, mal aus dem Zimmer zu kommen. Wir ziehen ihn warm an, und dann – ab geht die Post." Mit dem Rollstuhl werde ich in der Enge des Zimmers auf Anhieb gut fertig. Es ist fast wie beim Autofahren. Nicht zu früh einschlagen, ein wenig nach rechts, etwas links einschlagend zurück, und dann geradeaus auf den Flur hinaus.

Erstaunt blickt Herbert sich um. Da ist die Welt also doch größer als vier mal fünf Quadratmeter? Er hat alles vergessen! Fast vier Wochen hat er sein Krankenzimmer nicht verlassen. Außer, wenn er mit dem Bett zu einer Untersuchung gebracht wurde. In solchen Momenten war man jedoch so erregt, daß man gar nichts anderes wahrnehmen konnte und ängstlich unter die Decke starrte.

Aus einer ganz anderen Perspektive – fast wie ein „richtiger" Mensch – kann man jetzt die neue Umgebung betrachten. Wir rollen über den langen Flur. Vorbei an Patienten, die an Krücken humpeln, an Kranken, die in ihren Betten zum Aufzug gebracht werden, an einer alten Dame, die am Arm der Schwester mühsam ihre ersten Schrittchen versucht. Vermutlich auch Schlaganfall.

Sehr interessiert sieht Herbert sich das alles an. Dann stößt er einen langen Seufzer aus: „Mein Gott, mein Gott."

Seine Gedanken sind leicht zu erraten. Welch armselige Kreatur ist doch der Mensch, wenn er krank und hilflos, ganz und gar auf andere angewiesen und völlig ausgeliefert ist. Er wirft mir einen Blick zu und weiß, daß ich ihn verstanden habe. „Ja, Herbert, es ist ein Elend hier. Ein Grund mehr, schnell wieder gesund zu werden. Du mußt es ganz fest wollen. Umso besser können dir deine Therapeuthen in der kommenden Woche helfen. Sie brauchen deine Unterstützung." „Ich, ich," sagt er freudig erregt.

„Ja, ich weiß, daß du aktiv mitarbeiten wirst. Stell dir vor, wie schön es wäre, wenn du deinen Geburtstag zu Hause feiern könntest, mit all deinen Freunden und Bekannten. Sein hastiges „ja ja ja", läßt mich wissen, daß er alles verstanden hat und nicht schnell genug zu seiner Fete kommen kann.

Die Skatbrüder und Tisch Eins.

Als ich am späten Abend gegen 24 Uhr heimkomme, erwarten mich am Stammtisch Herbert's Freunde, seine Skatbrüder. Sie wissen, daß sie ihn noch nicht besuchen dürfen. Aber wenigstens wollen sie regelmäßig über sein Befinden informiert werden. Auf einem Nebentisch steht ein verpacktes Etwas, das Herr Rähse mir jetzt im Namen aller überreicht. Kunstvoll in Cellophanpapier verpackt erkenne ich einen wunderschönen Obstkorb. Von allem, was ein exclusives Obstlädchen zu bieten hat, befindet sich etwas darin. In der Mitte eine Karte: „Herbert, lieber Freund, sei tapfer und verliere nicht den Mut. Werde bald gesund. Wir vermissen dich sehr. Erich, Herbert, Dieter, Fritz und Gerd." Herbert weint bitterlich, während ich ihm am nächsten Tag alles erzähle und ihm das Geschenk seiner Freunde überreiche. Als er sich etwas beruhigt hat, sieht er es aufmerksam an und will noch mehr erfahren.

„Alle Bekannten, Freunde, Gäste und Nachbarn erkundigen sich ständig nach dir. Sie wollen wissen, wie es dir geht, ob sie dich bald besuchen dürfen."

Trotz des großen Schmerzes, tief in seiner Seele, kann er sich jetzt ein wenig freuen.

„Ja?" fragt er, „ja? – Und – und Eins?"

Ich muß überlegen. Was meint er mit „Eins“? Dann hab ichs. Tisch Eins ist am Sonntagmorgen der Stammtisch des Farnclubs.

„Ja, Herbert, auch alle Farnclubfreunde- und Freundinnen tragen mir liebe herzliche Grüße für dich auf, wann immer wir uns sehen. Das Telefon steht nicht still. Unglaublich viele Menschen erkundigen sich nach dir. Gestern rief die Rosi von den Jakob-Sisters an.“

„Wer – Was? -nein, nein!“

„Doch, Herbert. Erinnere dich. Vor sechs Wochen warst du doch mit dem Doppelkopfclub in Gelsenkirchen. Zu einer Herrensitzung im Hans-Sachs-Haus. Dort hast du dieses Damenquartett kennengelernt. Du wolltest sie zu deinem sechzigsten Geburtstag einladen, der wieder solch ein schönes großes Fest werden sollte wie unsere Silberhochzeit vor drei Jahren.“

Erinnerungslos, ungläubig starrt er mich an.

Endlich ein bißchen leben . . .

„Weißt du es nicht mehr? Warte noch ein paar Tage. Dann werde ich dir alles noch einmal erzählen.“ Während er grübelt und sich zu erinnern versucht, denke ich voller Schmerz daran, wie diese Fahrt mit seinen Freunden zustande gekommen war:

Irgendwann Ende 85 hatten wir beide beschlossen, uns endlich mal ein wenig vom Leben zu gönnen. „Wenn der Aufzug fertiggestellt ist,“ sagte Herbert, der wieder einmal einen Bauabschnitt im Visier hatte, wovon der Lift nur der Anfang war, „werden wir erst einmal in Personal investieren. Es kann doch nicht der Sinn des Lebens sein, einmal jährlich zwei Wochen Urlaub zu machen, und den ganzen Rest des Jahres fast Tag und Nacht zu arbeiten. Jeder Hanswurst kann mit seiner Familie am Wochenende verreisen, kann mitten in der Woche mit seiner Frau zum Essen rausfahren. Und wir sollen uns das nicht einmal am Ruhetag erlauben können ? Wenn es nicht anders möglich ist, werden wir eben Phantasielöhne zahlen müssen. Irgendwie m u ß es auch für uns einen Weg geben, dem Alltag hin und wieder zu entfliehen.“

„Phantasielöhne willst du aufbringen? Ausgerechnet jetzt, wo der Anbau aufgestockt werden soll?“ fragte ich skeptisch. Herbert beabsichtigte, über dem erst kürzlich fertiggestellten Saal einen Neubau mit etwa zwanzig Betten zu errichten. „Ja, ausgerechnet jetzt,“ antwortete

er trotzig, „irgend etwas müssen wir in unserem Leben falsch gemacht haben. Jetzt ist Schluß mit dem Erbsenzählen."

Er hatte ja so recht. Wenn ich auch jetzt schon wußte, daß unsere Träume von Personal wie Seifenblasen platzen würden, (auch Stargehälter würden daran nichts ändern können!) und die anfallende Mehrarbeit im neuen Hoteltrakt wieder an mir hängen bleiben mußte, so hätte ich es wenigstens ihm von Herzen gegönnt.

„Wir sollten einmal überlegen, unseren Betrieb in ein Kurhotel umzuwandeln. Ich glaube, daß wir dann personell besser zurecht kämen", sagte ich.

„Nicht schlecht, deine Idee. Zum Beispiel SCHROTHKUR. Aber ich habe keine Vorstellung, wie man sowas anfängt."

„Ich auch nicht, Herbert. Es kann aber nicht allzu schwer sein, das herauszufinden. Wie wär's, wenn ich meinen kommenden Urlaub in Oberstaufen verbrächte? Ich könnte mich dort umsehen, mich informieren und auch selbst eine Schrothkur machen."

„Also gut", antwortete der Boß, „wenn du deinen Urlaub im Februar dafür opfern willst, dann werden wir uns anschließend gründlich mit dieser Angelegenheit befassen.Vielleicht können wir unsere Situation tatsächlich verbessern."

Wenig später – im Januar 86 – kam die Fahrt nach Gelsenkirchen ins Gespräch. Während er noch überlegte, ob er daran teilnehmen sollte, ob es denn nun wirklich möglich sei, mich mit allem allein zu lassen, packte ich seine Reisetasche und beschwor ihn, endlich einen Anfang zu machen.

Am nächsten Morgen kam der „Kleine Doktor", um Freund Herbert abzuholen und ihn in seinem Wagen mitzunehmen, wie es ausgemacht war. Herbert trug seinen Wildlederblouson, den ich ihm zu Weihnachten geschenkt hatte.

Wie gut er darin aussieht. Je älter wir werden, desto mehr liebe ich meinen Mann. Ich mag ihn, diesen lieben frechen dummen klugen Kerl, diesen Schelm, dachte ich, als die zwei davonfuhren und ich ihnen winkend nachschaute.

Liebling der Station.

Auf dieser Veranstaltung lernte er also die Jakob-Sisters kennen. In ein paar Monaten sollte sein sechzigster Geburtstag gefeiert werden. Vermutlich deutete er den Damen an, sie zu dieser Fete zu engagieren.

Im März meldete sich telefonisch die geschäftstüchtige Rosi, wahrscheinlich die Managerin der Gruppe, um den Termin für ihren Auftritt festzulegen. Als sie von mir erfuhr, was inzwischen mit Herbert passiert war, brach sie in Tränen aus. Wenn man von Künstlern auch annimmt, daß sie derartige Ausbrüche auf Kommando inszenieren können, so hatte ich von der Rosi diesen Eindruck eigentlich nicht. Sie empfahl mir einen Wunderheiler aus Koblenz, der ihrer Mutter, die ebenfalls einen Schlaganfall erlitten hatte, „wundersam“ geholfen haben soll.

Nun gehöre ich – weiß Gott – nicht zu den Phantasten und Spinnern dieser Welt. Ich stehe wirklich mit beiden Beinen auf dem Boden der grausamen Wirklichkeit. Doch greift man in unserer Situation nicht nach jedem vermeintlichen Strohhalm? Wenn Herbert wieder zu Hause ist, werden wir diesen Herrn einmal kommen lassen und sehen, was er zu bieten hat. Koste es, was es wolle! Irgendwie muß Herbert geholfen werden. Gerade wollte er anfangen, ein wenig zu leben. Und nun soll alles vorbei sein?

Inzwischen hat Herbert sich wohl doch ein wenig erinnert.

„Was, was, Rosi?" fragt er. Ich erzähle ihm alles über diese Fahrt, was ich weiß. So, wie er sie mir begeistert geschildert hatte. Interessiert hört er mir zu. Langsam rinnen Tränen über sein Gesicht. Ich fühle, was in ihm vorgeht.

So vergeht auch diese Woche. Alles, was nur möglich ist, wird für Herbert getan. Seine Mahlzeiten nimmt er nun fast ohne Hilfe ein. Die Klingel am Bett, mit der er bisher nichts anzufangen wußte, kann er hin und wieder auch schon betätigen. Wie ein Kind muß er alles erst wieder erlernen.

Wenn man also auf einen bestimmten Knopf drückt, kommt eine Schwester. Aber wenn man bis zu ihrem Erscheinen vergessen hat, was man eigentlich wollte, was dann?

Ungezählte Situationen solcher Art können die Schwestern nicht aus ihrer Ruhe bringen.

„Woher nehmen Sie nur diese Engelsgeduld?" fragte ich kürzlich eine gewisse Schwester.

„Geduld ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für unseren Beruf," antwortete sie freundlich, „und außerdem – Herr Klapheck ist so lieb, so geduldig. Er ist der Liebling unserer Station."

„In diesem Moment betrat ein Arzt das Zimmer. Ihren letzten Satz hatte er noch mitbekommen. Ein wenig verlegen eilte die Schwester hinaus. – Schwestern dürfen keine Lieblinge haben. –

Mit winzigen Schritten geht es bergauf. Jedes neue Wort, jede Reaktion, die geringste Mimik auf der rechten Gesichtshälfte, kaum wahrnehmbar, kann uns manchmal in einen wahren Freudentaumel versetzen.

Schwester Elisabeth und Schwester Elke kommen ins Zimmer. „Frau Klapheck, besorgen Sie Ihrem Mann einen Jogginganzug und ein paar hohe Schuhe mit Klettverschluß. In der kommenden Woche will Herr Professor mit dem Lauftraining beginnen," sagt Schwester Elisabeth. –

„Ein 'Plover' wäre auch nicht schlecht," fügt Schwester Elke hinzu.

„Elke, ich habe Ihnen schon tausend mal gesagt, daß sich das Klei-

dungsstück 'Pullover' nennt!" ruft Elisabeth aus. „Ja natürlich, 'Plover'. Sag ich doch!" kommt es von Elke zurück. Schwester Elisabeth schaut mich lächelnd an und sagt resignierend: „Ein hoffnungsloser Fall."

Seit heute nennen wir die nette Elke (natürlich nur familienintern) – „Schwester Plover".

Wen Gott liebt . . .

Am Nachmittag wird mit dem Blasentraining begonnen. Indem der Zuleitungsschlauch des Katheters zum Auffangbeutel abgeklemmt wird, entsteht ein Druck auf die Blase. Auf diese Weise soll sie zur Arbeit angeregt werden. Nach einiger Zeit wird die Klemmschere wieder entfernt und das Wasser kann in den Beutel fließen. Das Ganze kann durch sanfte Klopfmassage in der Blasengegend noch unterstützt werden. Jede sich bietende Gelegenheit zu dieser Maßnahme nehme ich wahr, um Herbert so bald wie möglich von diesem lästigen Anhängsel frei zu bekommen.

„Herbert, weißt du noch, was eine Bettflasche ist? Würdest du dir zutrauen, ganz allein, ohne Hilfe damit fertig zu werden?" frage ich ihn.

Entrüstet nickt er bejahend. „Ente, Ente," sagt er. Ich kann es nicht fassen, daß ihm sogar dieser Name einfällt.

Montagmorgen muß ich einen Moment warten, ehe ich in Herbert's Zimmer darf. Ein Arzt ist bei ihm. Gedankenverloren laufe ich auf und ab. Auf dem Tischchen am Ende des Flurs liegt eine aufgeschlagene religiöse Zeitung.

Wen Gott liebt, den züchtigt er, lese ich im Vorbeigehen. „Sie können jetzt hereinkommen" ruft mir Schwester Barbara zu. Herbert soll heute zu seiner ersten Anwendung gebracht werden. Eine nette junge

Therapeutin hat ihm bereits den Jogginganzug und die hohen Schuhe angezogen, die für guten Halt sorgen. Flott sieht er aus in der sportlichen Kleidung. Ein ungewohnter Anblick für mich, da er sich sonst sehr konservativ kleidet.

Der Katheter ist entfernt, die Ente hängt in einem Behälter an der Seitenlehne des Rollstuhls.

„Möchten Sie uns begleiten?" fragt sie als ich Herbert begrüße. Er ist wie immer ein wenig aufgeregt, wenn er nicht weiß, was ihn erwartet. Ängstlich greift er meine Hand und hält sie fest.

„Hab keine Angst, Herbert, ich darf mit dir gehen."

Gemeinsam schieben wir ihn in seinem Rollstuhl zum Aufzug. Hinunter geht's in den Keller, durch unterirdische Gänge, bis wir unser Ziel erreichen. Ich bin neugierig, was jetzt passieren soll.

In dem angesteuerten Raum fallen mir allerlei Geräte auf. Eines erinnert an einen Barren. Genau dieses ist für Herbert bestimmt.

Die Therapeutin beginnt. Sie fährt den Rollstuhl so an den Barren heran, daß Herbert auf ihr entsprechendes Kommando sich mit dem linken Arm daran hochziehen und festhalten kann. Der rechte Arm hängt, leicht angewinkelt, schlaff herunter.

Nun wird er zwischen den beiden Holmen seine ersten Gehversuche machen. Indem er zuerst ein Bein und dann auf dem Holm den linken Arm vorschiebt, soll das Gehen zustande kommen. Mit der linken Seite klappt das auch erstaunlich gut, obwohl er nach fünf Wochen zum ersten Mal wieder auf seinen wackeligen Beinen steht.

Was nun geschieht, ist so entsetzlich, daß es sich kaum schildern läßt. Der Befehl, jetzt das andere Bein vorzusetzen, ist im Hirn richtig angekommen. Mit der größten Anstrengung, die ich bei Herbert je gesehen habe, versucht er, das gelähmte Bein anzuheben und vorwärts zu bewegen. Sein Gesicht, der ganze Körper, die Augen, die mich in diesem Moment anblicken, – ein einziger Krampf. Ein hilfloses erbarmungswürdiges Bündelchen Mensch.

Es reißt mir das Herz aus dem Leibe. Alles in mir drängt mich zu ihm. Ich möchte ihm helfen. Aber wie? Aus meinen Büchern weiß ich,

daß ich mich zurückhalten muß. Er m u ß da durch. Für einen Moment wende ich mich ab. Dieser Anblick ist nicht zu ertragen.

Wie beim Zurückspulen eines Filmes laufen blitzartig tausend Bilder vor meinem geistigen Auge ab. Ich sehe Herbert als dynamischen Geschäftsmann, Organisator, Lehrherrn, als Vater mit Prinzipien – streng und doch tolerant, als Ehemann, Kumpel, Partner und als devoten Hotelier, humorvoll und beliebt.

Herrgott, gütiger Vater im Himmel!! Was hast Du aus ihm gemacht? So züchtigst Du die, die Du liebst ?

Es fällt mir schwer, mich zu beherrschen. Ich möchte raus hier, einmal meine Tränen laufen lassen, hemmungslos den ganzen Kummer und alles Leid der letzten Wochen herausweinen.

„Sehen Sie doch, Frau Klapheck!" ruft die Therapeutin. Was für sie und Herbert ein Erfolgserlebnis sein mag, ist für mich nach wie vor eine Tragödie: – . . . ein Bein vor, den Arm vor und jetzt das rechte Bein vor. Zitternd und verkrampft, angewinkelt und viel zu hoch schießt das gelähmte Bein wie im Stechschritt nach vorn und landet auf dem Boden.

Ich müßte glücklich sein!

Gestern ahnte ich noch nicht, daß Herbert heute „laufen" würde. Aus dieser Perspektive betrachtet hat er doch jetzt eine unglaubliche Leistung vollbracht. Seine ersten Schritte, egal wie.

Ja, ich b i n glücklich! Sehr glücklich!!

Für heute ist es genug. Er atmet auf, als er wieder im Rollstuhl sitzt. Ich trockne seine Schweißperlen auf der Stirn. Anerkennend und lobend klopft die Therapeutin ihn auf die Schulter.

„Das haben Sie gut gemacht, Herr Klapheck, ganz toll. Wenn Sie weiterhin so ehrgeizig mitarbeiten, können wir eine Menge schaffen."

Wieder in seinem Zimmer angekommen, wird Herbert ausgezogen und ins Bett gepackt. Von dieser großen Anstrengung muß er sich erst einmal erholen.

„Heute nachmittag dürfen Sie wieder aufstehen, wenn Sie möchten," sagt die Stationsschwester.

Ich gehe mit ihr hinaus, um sie etwas zu fragen.

Paulchen.

„Ich würde meinem Mann so gerne eine Freude machen. Dürfte ich mit ihm heute nachmittag in die Cafeteria fahren, oder haben Sie Bedenken?“

Schwester Elisabeth zögert einen Moment.

„Nein, eigentlich ist nichts dagegen einzuwenden,“ sagt sie lächelnd. „Übrigens, Frau Klapheck, hat Ihr Mann Hobbies oder irgendwelche Ambitionen?“

Ich verstehe nicht recht.

„Wir möchten ihn motivieren, aus seiner Lethargie befreien,“ fährt sie fort.

„Mein Mann ist Hobbyfilmer, er liest und reist gern. Aber was können wir jetzt damit anfangen?“

„Es müßte etwas sein, worüber er sich freut und was Sie mit hierher bringen können,“ sagt sie im Fortgehen.

Ich zerbreche mir den Kopf.

Paulchen fällt mir ein. Unsere Blaustirnamazone. Sie ist ganz und gar auf Herbert fixiert. Als er sie vor ein paar Jahren von uns zum Geburtstag bekam, hat es zwischen den beiden gleich gefunkt. Und das, obwohl er immer für einen Schäfer- oder Boxerhund geschwärmt hat. Weil aber auch ein noch so gut erzogener Hund sich schon mal in die

Küche verläuft, und Gäste mit Recht Anstoß daran nehmen, hat er sich diesen Wunsch nie erfüllen können.

Und dann kam Paulchen! Es war Liebe auf den ersten Blick. Das erste Wort, das er nach drei Monaten sprechen konnte, war „Herbert“ .

Aber Paulchen hierher bringen? Das ist doch nicht möglich. Zuhause erzähle ich davon. Wortlos holt Thomas aus dem Filmschrank die Polaroidcamera und fotographiert den Papagei von allen Seiten. Als wenn er wüßte, um was es geht, setzt sich der kleine Kerl so richtig in Positur.

Als ich Herbert am Nachmittag die Bildchen zeige, ist er zunächst irritiert. Er hat Paulchen ganz vergessen. Langsam kommt die Erinnerung. Zwei Tränchen und ein verstohlenes Lächeln. Schon früher, wenn er sich auf Reisen befand und zuhause anrief, hätte er am liebsten gleich nach seinem kleinen Liebling gefragt. Ich spürte es genau. Aber er konnte sich doch nicht „die Blöße geben“. Erst zum Schluß, wobei er bewußt das Wort „Paulchen“ vermied, kam es dann verstohlen: „Ach – was ich noch sagen wollte – was macht der Vogel?“

„Paulchen ruft immerzu Herbert, Herbert. Moment, ich halte mal den Hörer an sein Ohr.“

Ich hörte Herbert sprechen: „Hallo Paulchen, hörst du mich? Hier ist Herrchen. Bist du lieb?“

Der „Vogel“, der inzwischen schon sehr viel sprechen konnte, wurde ganz nervös, tänzelte in seinem Käfig hin und her und antwortete: „Komm mal her mein Junge, guten Morgen Paulchen, guten Morgen Onkel Herbert, was ieest denn heute los, Herbert, Herbert, Herbert.“

Er legt die Photos auf seinen Nachttisch und sagt: „Der Vogel – Paulchen – Herbert – gu – guten Mor – gen – komm mal her – mein – mein Junge.“

Er schaut mich an, selbst erstaunt über seine plötzlichen Sprachkünste, und weint. – Typisch für seine Krankheit. Wenn er sich freut, weint er. Ebenso kann er lachen,wenn er eigentlich weinen will.

„Oh Herbert, wie schön! Mit einem Schlag hast du elf neue Worte

gesprochen. Nicht weinen, mein Schätzchen. Sieh doch, wie es Tag für Tag besser wird." Wir liegen uns in den Armen und weinen und lachen und schluchzen.

„Ich habe eine Überraschung für dich, Herbert. Komm! Aufstehen, anziehen und dann . . ."

„Und dann?" fällt er mir ins Wort.

„Ich verrate nichts."

Wir ziehen den Jogginganzug an und die hohen Schuhe mit dem Klettverschluß. Den Rollstuhl her, – das können wir alles schon ganz allein, die Schwestern haben ohnehin genug zu tun, – und ab geht's in die Cafeteria.

Herbert kommt aus dem Staunen nicht heraus. Ein herrlicher Duft schlägt uns entgegen. Der Kaffee ist gerade frisch gebrüht. Eine freundliche Serviererin weist uns einen Tisch an. Unter all den „routinierten Cafeteriagästen" hat sie uns gleich als Neulinge erkannt und ist uns entsprechend behilflich. Sie serviert uns Sahnetorte und Kaffee von „echten Böhnchen". Herbert schwelgt in 1000 Wonnen.

So vergeht ein Tag nach dem anderen. Die Schwestern geben sich große Mühe. Herrn Professor Körtge fällt immer wieder etwas Neues ein, um Herbert zu motivieren, zu aktivieren. Ich bin überhaupt erstaunt, wie gut man sich auf seiner Station mit dem Schlaganfall auskennt. Immer häufiger treffe ich jetzt bei meinem Kommen die verschiedensten Therapeuten an. Gymnastik und Massage sind hinzugekommen. Herbert's Zustand bessert sich von Tag zu Tag.

Der liebe Gott.

Drei Briefe und ein winziges Päckchen aus Xanten kommen an. Cornelia, Claudia und Tina, die süßen kleinen Töchter meines Bruders, können es nicht begreifen, was mit ihrem Onkel Herbert, den sie doch so lieb haben, passiert ist.

„Der liebe Gott, der Onkel Herbert so krank gemacht hat, ist das derselbe, zu dem wir jeden Tag beten, unsere ganze Familie zu beschützen? Hat er unsere Gebete vielleicht nicht gehört? Aber wir sind doch im Xantener Dom jeden Sonntag zur Heiligen Kommunion gegangen. Dort wohnt er doch, der liebe Gott. Er m u ß uns gesehen und gehört haben. Macht er Onkel Herbert wieder gesund?" fragen sie in ihren Briefen. In dem Päckchen finden wir das Lieblingstierchen aus der großen Sammlung ihrer Stofftiere: einen Papagei, der Paulchen erstaunlich ähnlich sieht.

„Wenn das lebendige Paulchen nicht ins Krankenhaus darf, dann soll unser Liebling Onkel Herbert trösten."

Unendliche Freude und zugleich großer Schmerz bringen Herbert zum Weinen, als ich ihm die Briefe (nur teilweise) vorlese und ihm das „Stoffpaulchen" auf sein Bett lege. Von der Enttäuschung der Kinder über ihren lieben Gott darf er nichts erfahren.

„Liebe – brave – Kinder – sind das, – meine Nichten," sagt er schluchzend.

„Jochen,“

erzählt Herbert mir eines Tages. „Jochen und Cafeteria.“ „Hat Jochen Thiersch dich besucht?“ frage ich erstaunt. „Ja, Jochen – ist auch krank. – Hier! – Krankenhaus.“ „Achso. Dann hat er dich also hier abgeholt und ist mit dir ins Cafe'gefahren?“

„Jajaja.“

„Und Jochen hat alles für dich bezahlt?“

Erstaunt blickt er mich an. Mit Geld weiß er wohl noch nichts anzufangen. Ich ziehe zwei Zwanzigmarkscheine aus meiner Geldbörse und zeige sie ihm.

„Ach ja! – Geld. – Ich – brauche – auch – Geld.“ „Natürlich, Herbert. Wenn Jochen dich noch einmal mitnimmt, wirst du die Rechnung zahlen,“ antworte ich, während ich ihm die beiden Geldscheine in die Reißverschlußtasche seines Jogginganzuges stecke. Ob er wohl daran denken wird? Ein paar Tage später erfahre ich von einem weiteren Ausflug mit Freund Jochen. Ich schaue in Herbert's Tasche. Die beiden Zwanziger befinden sich noch darin.

„Du lebst ganz gut auf Kosten anderer“,scherze ich mit ihm. Ärgerlich tippt er mit dem Zeigefinger an seine Stirn. „Ich habe es – vergessen. Nee nee nee.“

Am Abend kommt Toni Ring, ein langjähriger Bekannter. Masseur hier im Krankenhaus. Außerdienstlich, nach Feierabend besucht er

Herbert. Äußerst vorsichtig massiert er seinen Körper, den Rücken und die Schulterpartien, die vom langen Liegen arg verspannt sind, und erzählt ihm dabei Schwänkchen aus unserer Zeit im CENTRAL-HOTEL, wo wir uns kennenlernten. „Herbert, weißt du noch ....?"

So ganz nebenbei gelingt es ihm, Herbert aufzumuntern und Erinnerungen wachzurufen.

Entlassung.

Eines Tages spricht Herr Professor von Rehabilitation. Gleich im Anschluß an den Krankenhausaufenthalt soll Herbert für drei bis sechs Monate in eine entsprechende Klinik kommen. Nach unendlichen Bemühungen, vielen Telefonaten und endlosem Schriftwechsel mit den überbelegten Reha-Centren finden die Ärzte einen solchen Platz für ihn. Herbert braucht einen Rollstuhl. Herr Doktor Erne, die freundlichen Damen und Herren der BARMER ERSATZKASSE und die Firma KÜHLMUS sorgen dafür, daß er pünktlich geliefert wird.

Und dann ist es endlich so weit, daß Herbert das Krankenhaus verlassen kann. Zwei Wochen wird er zu Hause bleiben, bis sein Platz in der MARKUSKLINIK in Driburg frei ist.

Früh fahre ich zum Krankenhaus, um alles, was sich im Laufe der vielen Wochen dort so angesammelt hat, einzupacken. Thomas wird uns später abholen.

Mit Freude und Aufregung werde ich erwartet. Nicht schnell genug kann Herbert in seine „Kleider" kommen.

Zum ersten mal nach langer Zeit trägt er ein Oberhemd, eine Anzughose und seinen Wildlederblouson. Er fühlt sich wohl und ist glücklich.

Nun heißt es Abschied nehmen von all den lieben netten Schwestern, Herrn Sossner, den Ärzten und dem Herrn Professor. Gute Rat-

schläge und eine Menge Instruktionen werden uns mit auf den Weg gegeben.

„Werden Sie zurecht kommen?"

„Kein Problem für uns. Wir werden das schon schaffen." Thomas ist inzwischen eingetroffen. Er besorgt einen Rollstuhl und setzt seinen Vater hinein. Obwohl die Freude groß ist, lassen sich ein paar Tränchen zum Abschied nicht vermeiden. Die Schwestern winken uns nochmal freundlich zu, ehe die Aufzugtüren sich schließen.

Vor dem Eingang des Krankenhauses ist der Mercedes geparkt, für Vater auf Hochglanz poliert. Drei Monate hat er fast unberührt in der Garage gestanden und auf Herbert's Heimkehr gewartet.

Als er seinen Wagen sieht, bricht er in Tränen aus. Ahnt er, daß er ihn nie mehr fahren wird?

Sein Leben lang hat er von einem Benz geträumt. Solch einen Luxus haben wir uns nie geleistet. Solange alles immer nur in den Betrieb investiert wurde, reichte es nur zu einem gebrauchten M 17 oder einem Peugeot.

Endlich, vor zwei Jahren, bekam Herbert seinen Mercedes Benz. Und nun sitzt er im Rollstuhl!

Langsam, jede Erschütterung vermeidend, fährt Thomas uns nach Hause. Der Mai hat gerade begonnen und beschert uns die ersten scheuen Sonnenstrahlen.

Zuhause ist die Tür zum Empfang weit geöffnet. Der eigene Rollstuhl steht auf dem Maiweg bereit.

Mit viel Liebe hat Mathildchen für die Heimkehr ihres Bruders den Kaffeetisch gedeckt, mit Blümchen und selbstgebackenem Kuchen.

Herbert lacht und weint. Daheim. Endlich wieder daheim!

Am Abend wundert er sich über unser Schlafzimmer, das sich total verändert hat.

Bisher hatte uns unsere kleine Wohnung genügt. Wir fanden sie schnuckelig und gemütlich. Die wenigen Stunden, die wir gemeinsam in unseren privaten vier Wänden verbringen konnten, machten wir uns so schön wie nur möglich. Romanzen in Dur konnten es natürlich nicht

immer sein. Geschäftliche Angelegenheiten, über die man am Tage nicht diskutieren konnte, die in Ruhe besprochen werden mußten, ließen sie manchmal in Moll ausklingen. Aber spätestens am nächsten Abend standen die Vorzeichen wieder auf Dur.

Staunend blickt Herbert jetzt auf unser schönes großes Polsterbett,das sich in ein kleines, in ein Einzelbett verwandelt hat. (Lange haben wir damals suchen müssen, ein Doppelbett mit getrennten und losen Matratzen zu finden, das darüber hinaus im Kopf- und Fußbereich verstellbar war). Die Firma MÖBELJÄGER lieferte uns ein Optimum an Schlafkomfort, den man nach langen arbeitsreichen Tagen braucht.

In vielen Nächten habe ich überlegt, gegrübelt, wie in unserem Minischlafzimmer genügend Platz zu schaffen sei, um mit dem Rollstuhl hinein und herauszukommen, ohne das Bett dem Sperrmüll opfern zu müssen. Irgendwann werden wir es doch wieder brauchen. Einen Raum, um es vorübergehend abzustellen, gab es im ganzen Hause nicht.

Dann kam mir die Idee,die beiden Teile aufeinander zu stellen. Auf diese Weise erhielt sein Bett gleichzeitig die richtige Höhe, die man zur Pflege, für Gymnastik und ärztliche Hausbesuche benötigt.

Ich fuhr zum Baumarkt, ließ mir entsprechende Holzteile zuschneiden und zimmerte mit Holzdübeln, Leim und Schrauben ein Gestell rundum, das ein Abrutschen der aufeinander gestellten Betten verhindern sollte. Für den Fall, daß Herbert's Zustand sich zwischendurch einmal verschlechtern würde, arbeitete ich mit Klavierband eine Klappe davor und originalgetreu nach den Maßen im Krankenhaus ein hohes Nachtschränkchen auf Rollen dazu, mit langer Tischplatte.

„Und du?“ fragt Herbert, „wo schläfst du?“

Ja, wo schlafe ich? Das habe ich mir noch gar nicht so recht überlegt.

„Ich werde im Wohnzimmer auf der Couch schlafen.“

„Nein, nein, unmöglich,“ sagt Herbert, „du brauchst – ein ordentliches Bett.“

„Es gibt aber keine andere Möglichkeit.Ich muß doch in deiner unmittelbaren Nähe schlafen, damit ich sofort zur Stelle bin, wenn du mich brauchst. Ich finde diesen Schlafplatz gar nicht so schlecht.“

Er gibt sich zufrieden. Die ersten Nächte auf dem ungewohnten Lager sind tatsächlich nicht sehr angenehm. Aber schon bald gewöhne ich mich daran.

Obwohl sein Leben sich so sehr verändert hat, ist Herbert zufrieden. Agressive Ausbrüche, die für Schlaganfallerkrankte oft typisch sind, und auf die wir uns schon eingestellt haben, bleiben aus. Der RÖMERHOF, die gewohnte Umgebung, seine geliebte kleine Welt, (die große ist ihm sowieso verschlossen) gibt ihm ein Gefühl der Geborgenheit. Mit dem Rollstuhl fahren wir ihn durch das ganze Haus, in alle Hotelzimmer, durch Küche und Keller. Mit dem Lift ist das kein Problem. In der zweiten Etage erinnert er sich an den geplanten Neubau, aus dem nun nichts geworden ist.

„Ja, ja, so - ist - das – Leben. Warum? Warum ich ?“ fragt er traurig, und er wird es noch viele Male fragen. Warum fällt es mir manchmal so schwer, die richtigen Worte zu finden? Weil ich ihn so sehr liebe? Mehr, als es mir je bewußt war? Phrasen können ihm nicht helfen.

Solche Situationen können ihn für den ganzen Tag in Depression versetzen.

Der Aufzug, mit dem wir so selbstverständlich wieder hinunter fahren, ist jetzt unsere Rettung. Ohne ihn wäre Herbert in unserer viel zu engen Wohnung im Souterrain eingesperrt. Noch ist er nicht in der Lage, Treppen zu steigen. Als er ihn vor ein paar Monaten baute, – Behinderten- und Rollstuhlgerecht – ahnte er nicht, daß er für ihn selbst in Kürze eine große Rolle spielen würde.

Der Tag, an dem Herbert wieder fort muß, rückt näher. Spezielle Kleidung liegt seit Wochen bereit. Es kommen nur Jogginganzüge und Schuhe mit Reiß- oder Klettverschluß in Frage.

Bei jeder Gelegenheit erzählen wir ihm von der MARKUSKLINIK, die wir uns vor einiger Zeit angesehen haben, nachdem wir bereits einige andere Rehabilitations-Centren gründlich unter die Lupe genommen hatten.

Von allen gefällt uns die MARKUSKLINIK mit ihrem Hotelcha-

rakter am besten. Wir schildern ihm die schöne große Empfangs- und Wohnhalle mit Reception, den Speisesaal, wo er nach der Karte essen kann,und die hellen Zimmer mit breiten, Rollstuhlgerechten Türen.

„Als freier Mensch, wie ein Hotelgast, kannst du dich dort bewegen, Papa," erzählt Thomas ihm, und Herbert nickt zufrieden.

Nun bleiben ihm nur noch wenige Tage.

Eines morgens, als wir mit dem Aufzug heraufkommen,erwartet ihn eine Überraschung. An seinem Platz in besagtem Nebenraum steht ein Körbchen mit sämtlichen Kosmetika und Körper-Pflegemitteln, die man für einen langen Aufenthalt benötigt.

Dieter Köhne hat es gebracht. Liebevoll von ihm, Klaus und Oma Elfriede zusammengestellt.

Am Nebentisch findet er ein wunderschönes Gesteck aus skurilen verschnörkelten Zweigen und Blüten, ganz in Gelb gehalten. Etwas sehr Ausgefallenes. Wer außer Sieghart Brüning hätte auf solch eine Idee kommen können?

Am Nachmittag kommt Gabi aus Duisburg. So lange wie möglich hat sie ihren Besuch hinausgezögert. Als Laborantin kennt sie sich mit Krankheiten aus. Es fällt ihr sehr schwer, ihren Patenonkel nun im Rollstuhl zu sehen. Herbert kämpft mit den Tränen, als seine Nichte ihn begrüßt. Mit allerlei Leckereien und gelben Teeröschen versteht sie es, Onkel Herbert wieder aufzuheitern, wenn sie auch ihren eigenen Schmerz schlecht verbergen kann.

Wir versuchen alles, ihm den Abschied zu erleichtern. Zwar ist er einsichtig und vernünftig. Er freut sich sogar auf die neue Umgebung, die wir ihm in so rosigen Farben geschildert haben. Von Herrn Professor Körtge weiß er ja, daß man dort sehr viel für ihn tun kann.

Etwas stimmt ihn jedoch sehr wehmütig: ausgerechnet einen Tag vor seinem Geburtstag muß er in Driburg anreisen.

Mit der Klinikleitung ist es abgesprochen, daß ich zunächst eine Woche bei ihm bleibe. Wie das hier im Betrieb funktionieren soll, wissen wir nicht. Aber es spielt k e i n e Rolle. Danach werde ich ihn jeden Tag besuchen.

Unter'm Dach juch-he.

Am Vormittag des 22. Mai fährt Thomas uns – natürlich mit Papa's Benz – dort hin. Es ist ein schöner sonniger Tag. Ein laues Lüftchen weht durch die Fenster, die einen Spalt breit geöffnet sind.

Die Casetten von James Last, die Herbert früher während längerer Fahrten gerne abspielte, bleiben in ihrem Fach. Musik kann er nun unterwegs nicht mehr ertragen. Sie lenkt ihn ab und macht nervös.

Jeder von uns hängt seinen Gedanken nach. Wie wird Herbert sich in der fremden Umgebung unter all den kranken behinderten Menschen zurechtfinden? Mit seiner pingeligen, fast eigensinnigen Art wird er es nicht leicht haben. Wir, die wir ihn ja kennen und wissen, daß schon in gesunden Tagen immer alles nach seiner Vorstellung ablaufen mußte, haben uns voll und ganz darauf einstellen können. Die Ansicht vieler Freunde, daß auch ein Kranker nicht immer seinen Kopf durchsetzen sollte, konnten wir bisher nicht teilen. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß alles ruhig und harmonisch verläuft, wenn wir ihm seinen Willen lassen, statt ihn durch Kleinigkeitskrämereien zu verärgern. Es kostet uns doch nur ein Lächeln, unserem Papa jeden Wunsch zu erfüllen. Aufregung ist Gift für ihn. In Driburg wird er sich jedoch nach der Decke strecken müssen.

Herbert zuliebe fahren wir sehr langsam. Er sitzt vorn neben Tho-

mas. Sein Kopf ist schmaler geworden. Überhaupt hat er sehr abgenommen. Vater und Sohn werden sich immer ähnlicher.

Während ich die beiden beobachte, schweifen meine Gedanken ab. Wehmütig denke ich an die Zeit unseres Kennenlernens. Beruflich bedingt lebten wir 150 km von einander entfernt. Groß war die Sehnsucht. In damaliger Zeit konnten sich nur Wenige ein Auto leisten. Als stolzer Besitzer einer Lambretta besuchte Herbert mich so oft wie möglich. Etwa alle zwei bis drei Wochen. Dann saß er in der Hotelhalle und wartete, bis mein Dienst dort beendet war. Die prüde Zeit machte es jungen Verliebten wirklich nicht leicht. Herbert in mein möbliertes Zimmer mitzunehmen, wenn auch nur zu einem Täßchen Tee, hätte eine fristlose Kündigung zur Folge gehabt. Also gingen wir meistens in ein kleines Lokal, um uns zu unterhalten und uns stundenlang verliebt in die Augen zu sehen.

Zu dieser Zeit war Herbert noch sehr eifersüchtig. Er konnte es nicht ertragen, wenn ein anderer Mann mich nur anschaute oder in meine Nähe kam. Anfangs war mir das sehr unangenehm. Hatte er so wenig Vertrauen zu mir? So wenig Selbstbewußtsein? Doch langsam gewöhnte ich mich daran und fand einen Trick heraus. Es machte mir nichts aus, beim Besuch von Lokalitäten mich mit dem Rücken zum Geschehen zu setzen, so daß niemand außer ihm mich ansehen konnte. Warum sollte ich es darauf anlegen, mit anderen zu flirten, wenn es ihm weh tat? Ich wollte ja nur ihn.

Wenn wir uns nicht sehen konnten,schrieben wir uns täglich. 503 Liebesbriefe gingen hin und her, bis wir heirateten.

Langsam rollt der Wagen in den weitläufigen Park der MARKUS-KLINIK ein.

Vor dem Eingang sitzen Patienten in ihren Rollstühlen und schauen uns beim Ausladen zu. Wir melden uns an der Reception und bekommen ein Zimmer zugewiesen.

Erst hier stellt sich heraus, daß Herbert nicht auf die vorgesehene sondern auf die Pflegestation kommt. Das bedeutet unter anderem, daß er nicht im Speisesaal essen kann. Sein Zimmernachbar empfängt uns

sehr unfreundlich. Er hatte wohl gehofft, das Zimmer vorläufig alleine bewohnen zu können. Die Naßzelle ist geräumig und praktisch eingerichtet. Mit vielen Stangen zum Festhalten.

Eine Glocke ruft zum Mittagessen. Vergebens suchen wir den Speiseraum. Es gibt keinen. Im Flur unter einer Dachschräge, vor den Aufzugtüren, die sich ständig öffnen und schließen, steht ein riesengroßer Tisch, an den man mit seinem Rollstuhl heranfährt. Ohne Tischtuch. (Alles so recht in Herbert's Sinn!) Es gibt Hühnerfrikassee mit Reis und Salat, eine Vorsuppe und Dessert. Alles riecht sehr appetitlich.

Rechts und links von Herbert sitzen Leidensgenossen, auch Schlaganfall. – Der Patientin gegenüber hatte man bei einer Operation die Schädeldecke abgenommen. Rundherum, an der Stelle, wo sie wieder aufgesetzt wurde, ist der Kopf geschwollen und deformiert. Ein erbarmungswürdiger Anblick. Herbert schaut mich an. Er hat wohl den gleichen Gedanken wie ich. Mitleid liegt in seinem Blick.

In diesem Moment gerät sie ins Husten. Der gesamte Inhalt ihres Mundes, Reis und Frikassee, gemischt mit Salat, landet auf den Tellern ihrer Nachbarn. Die größte Portion bekommt Herbert ab. Teller, Gesicht und Oberhemd sind voller Sommersprossen. Er beginnt zu würgen und schiebt sich rückwärts vom Tisch ab. Nicht schnell genug kann ich ihm in sein Zimmer folgen. Fürs Erste ist er gesättigt.

Ich wasche ihn und wechsle sein Oberhemd. Zum Örtchen muß er auch mal. Hilfe lehnt er ab. Die vielen Haltestangen regen ihn an, es alleine zu versuchen. Entsetzt stellen wir fest, daß sie ihm garnichts nützen.Als „Einhändiger" kann er sich entweder nur festhalten – oder nur seine Kleidung öffnen.

Darauf muß er erst trainiert werden.

Mit dem Aufzug fahren wir hinunter, um uns ein wenig umzusehen. Enttäuscht deutet Herbert auf den Speisesaal, als wir an ihm vorbeikommen.

„Für mich – nicht!" sagt er verbittert.

„Nimm es nicht so tragisch, Herbert, in einigen Wochen wirst du auch so weit sein," versuche ich abzulenken.

„Mein Gott! Einige Wochen! – Was glaubst du denn? Da oben kann – kann ich nicht – essen.“

„Meinst du nicht, daß so etwas jedem passieren kann? Hast du dich nicht auch schon mal verschluckt?“ frage ich, um die Sache abzuschwächen. Er schweigt.

Den Nachmittag verbringen wir im Park an der frischen Luft. „Da, da,“ ruft er plötzlich und zeigt auf ein Ehepaar, das gerade das Klinikgelände in Richtung Straße verläßt. „Wer waren die Leute?“ frage ich. Er kommt nicht auf ihren Namen. „Weigelsberger“ sagt er nach einigem Nachdenken. „Ach, waren das etwa die Schülkes?“ dämmert es mir. „Ja ja ja. Hotel und Dr. Weigelsberger, Schülkes.“

Herr und Frau Schülke aus Dortmund ließen sich seit Jahren in regelmäßigen Abständen von Herrn Dr. Weigelsberger behandeln. Sie wohnten dann oft im RÖMERHOF. Als sie bei ihrem letzten Besuch von dem Schlaganfall erfuhren, waren sie sehr erschüttert.

„Kaffee,“ sagt Herbert, „Durst, dort ist eine Cafeteria.“ Ich hatte das Klinik-Café noch gar nicht entdeckt. Wir genehmigen uns ein Kännchen Kaffee. Essen möchte Herbert nichts. Es gibt ja auch schon bald Abendbrot. Vorher will er sich noch ein wenig frisch machen. Als wir die Halle durchqueren, um zu Herbert's Zimmer hinauf zu fahren, treffen wir die Schülkes. Wir begrüßen uns herzlich und sprechen über den Schlaganfall.

„Mein Mann hat inzwischen einen Stammhirninfarkt erlitten, von dem er sich erstaunlich gut erholt hat. Allerdings ist eine starke Vergeßlichkeit zurückgeblieben,“ berichtet unsere Bekannte. „Wir sind hier, weil ich gehofft habe, daß mein Mann hier mehr Anwendungen bekommen würde als zuhause. Das Gegenteil ist der Fall. Es hat sich herausgestellt, daß sie zur Zeit viel zu wenig Therapeuthen haben. In Dortmund fahre ich ihn drei mal in der Woche zu den verschiedensten Behandlungen. Während unseres zweiwöchigen Aufenthaltes hier hat er insgesamt zwei Anwendungen bekommen. Das ist mir einfach zu wenig. Wir werden morgen abreisen.“

Die Glocke läutet zum Abendbrot.

„Speisesaal?" wendet Herbert sich an Herrn Schülke. „Kommen Sie mit, Herr Klapheck," antwortet er einladend, „vielleicht können wir zusammen an einem Tisch sitzen." Herbert sieht ihn traurig an. „Für mich nicht," sagt er griesgrämig, „unterm Dach juch-he gut genug für mich, ohne Tischtuch."

„Was meint Ihr Mann?" will Frau Schülke wissen. Nach ein paar erklärenden Worten trennen wir uns.

„Bis morgen."

Es gibt Aufschnitt, Brot und Butter. Der Pfleger schenkt Kräutertee ein. Er ist dankbar, daß ich Herbert die Brote zurechtmache. Während er ißt, halte ich mich im Hintergrund in einer Schranknische auf. Sein Nachbar zur rechten, der nicht sprechen kann, berührt Herbert's Hand zur Begrüßung. Herbert nickt freundlich zurück. Die kopfoperierte Patientin beißt in ihr Brot und nimmt fast gleichzeitig einen Schluck Tee. Am Ende des Tisches fällt einem jungen Mann, der durch einen Sportunfall querschnittsgelähmt ist, die Tasse aus der Hand. Die Patientin erschrickt, kommt ins Husten und beginnt zu würgen.

Wieder kommt der ganze Schlamassel in hohem Bogen bei Herbert an. Gesicht und Oberhemd (vom Teller ganz zu schweigen) sind völlig besudelt. Fassungslos starren wir den Pfleger an, der mit seinem schmuddeligen Tuch über Herbert's Hemd reibt und ihm anschließend damit durchs Gesicht fahren will. Herbert schiebt die Hand des Pflegers beiseite und rollt in einem Wahnsinnstempo in sein Zimmer.

„Hier nicht mehr!" sagt er außer sich. „Komm, komm. Nach Hause. Zwecklos hier." Er öffnet seinen Schrank und zieht ein frisches Hemd heraus.

„Gesicht und Hände waschen, komm. Ekelhaft. Sofort nach Hause."

„Aber Herbert,wir können doch nicht einfach die Klinik verlassen. Denk doch mal an die viele Mühe, die die Ärzte hatten, um dir diesen Platz zu besorgen."

„Ich kann – hier – nicht bleiben. Komm! RÖMERHOF!"

Was nun? Ich weiß, daß es sinnlos ist, Herbert zu überreden. Keine Macht der Welt wird ihn hier halten können. Und morgen ist der

23. Mai. Im Café nebenan habe ich für unsere kleine Geburtstagsparty, zu der auch Till und Thomas kommen können, weil im RÖMERHOF Ruhetag ist, einen Tisch bestellt.

„Also gut, Herbert, ich werde jetzt versuchen, einen Arzt zu finden, der dich wieder entläßt. Wir können uns nicht einfach aus dem Staube machen,“ sage ich, während ich ihn wasche und umziehe.

„Wir halten niemand fest, der nicht bleiben will,“ sagt der Arzt verständnisvoll, „Sie wissen, daß wir immer ausgebucht sind. Aber überlegen Sie gut, was Sie jetzt tun.“

„Mir ist die Sache äußerst peinlich, Herr Doktor. Wir waren so glücklich über die Aufnahme meines Mannes in Ihr Haus. Wie es weitergehen soll, weiß ich im Moment auch noch nicht. Aber es hat keinen Sinn, ihn zum Bleiben zu zwingen. Sie kennen ihn nicht. Er würde seelisch verkümmern und darüber hinaus sein Vertrauen zu mir verlieren. – Sie wollen mich zuhause nicht haben, ich bin ihnen lästig und im Wege, – solche Gedanken dürfen niemals aufkommen, sie wären sein Untergang.“

„Ich kann Sie verstehen, Frau Klapheck, vielleicht gelingt es Ihnen zu einem späteren Zeitpunkt, Ihren Mann hierher zu bringen. Aber heute abend kann er die Fahrt nicht mehr verkraften. Bleiben Sie bis morgen.“

Herbert liegt bereits in seinem Bett, als ich zu ihm zurück kehre. Völlig aufgelöst berichtet er, daß der Pfleger ihn trotz seines Sträubens ausgezogen hat.

„Freier Mensch, Hotelgast!“ sagt er verbittert.

„Aber wieso denn?“ frage ich erstaunt, „es ist doch erst halb sechs.“

„Ich weiß nicht. Ne,ne,ne ! Komm! RÖMERHOF !“

Ehe ich darauf eingehe, versuche ich den Pfleger zu finden.

„Was ist mit meinem Mann? Ist etwas passiert?“ „Nein, das ist völlig normal. Ich habe um Sechs Feierabend, und dann müssen alle Patienten im Bett liegen.“

„Sind Sie denn ganz allein auf dieser Station?“

„Nein, ich habe noch eine Kollegin, aber die ist zur Zeit in Urlaub.“

„Und wer achtet nachts auf die Patienten?“

„Nachts müssen die Patienten schellen, dann kommt ein Arzt oder eine Ärztin."

„Aha! Kommen Sie noch mal zu uns?" teste ich, weil mir soeben schon aufgefallen war, daß keine Bettflasche am Bett hing.

„Nein, Ihr Mann ist für die Nacht versorgt."

Es ist nicht nötig, diesen überlasteten Mann noch um eine „Ente" zu bitten. Wir haben unsere eigene dabei. Gerade noch früh genug stelle ich fest, daß auch die Klingel fehlt. Der junge Mann, der bereits seine Freizeitkleidung trägt, kommt auf meine Bitte nochmal zurück, um die Sache zu erledigen. Bei einer Probe stellt sich heraus, daß die Klingel nicht funktioniert. Von einer anderen Station muß er Ersatz besorgen.

Nein, nein, nein, das ist mir alles viel zu gefährlich, zu unsicher, denke ich. So behütet und bestens versorgt wie zu Hause, wo sich alles nur um ihn dreht, kann Herbert hier gar nicht leben. Und wenn es dann noch an therapeutischen Maßnahmen mangelt, sehe ich wirklich keinen Sinn darin, ihn zum Bleiben zu z w i n g e n .

Es kostet mich viel Mühe, ihm klar zu machen, daß wir erst morgen abfahren werden. Dann will er aber wenigstens nochmal aufstehen. Ich bleibe noch ein paar Stunden bei ihm und fahre ihn durch die Halle. So ist die Nacht nicht so entsetzlich lang.

In einem nahegelegenen Hotel miete ich mir ein Zimmer. Nach einem kleinen Imbiß und einem Glas Wein falle ich wie tot in mein Bett. Seit vier Monaten habe ich so etwas Schönes nicht mehr erlebt: sieben Stunden an einem Stück zu schlafen. Und am Morgen ein fürstliches Frühstück in aller Ruhe.

Als ich mit meinen Rosen und ein paar kleinen Geschenken bei Herbert ankomme, sitzt er zusammengesunken apathisch in seinem Rollstuhl. Ein hilfloses Häufchen Elend schaut mich traurig und unglücklich an.

„Was ist denn passiert, Herbert, mein Geburtstagskind?" „Der Pfleger, der Pfleger . . ." er schüttelt den Kopf, und dann rollen die Tränen. Mehr kann ich nicht heraus bekommen. „Es ist ja nicht mehr so wichtig, Herbert, in ein paar Stunden fahren wir heim." Ich trockne seine

Tränen und streichle lieb und zärtlich seine Wangen. Wie ein Kind, das man soeben aus der Gewalt großer starker Buben befreit hat, schaut er mich erleichtert an und tätschelt dankbar meine Hand. Ist es nicht seltsam, wie unsere Rollen sich vertauscht haben? Mein einst stattlicher energischer Mann, von dem ich mich immer beschützt fühlte, braucht heute m e i n e n S c h u t z?

Am Nachmittag kommen Thomas und Mathilde, mit denen ich inzwischen telefoniert habe, um uns abzuholen. Erstaunt beobachten die Patienten in ihren Rollstühlen vor dem Eingang, wie die Koffer und Utensilien nach diesem zweitägigen Gastspiel wieder eingeladen werden. Der Stumme, Herbert's Tischnachbar zur Rechten, winkt uns beim Abfahren zaghaft zu. Ich werfe noch einen Blick auf den wunderschönen Park der MARKUS-KLINIK, von der wir uns so viel erhofft hatten. Obwohl wir sie nun auf gemeinsamen Familienbeschluß verlassen, mache ich mir große Vorwürfe.

Während der Fahrt blüht Herbert auf. Interessiert sieht er links und rechts aus den Fenstern. Ab und zu wirft er auch mal einen Blick nach hinten und lächelt uns zufrieden an. Allein der Gedanke an zuhause läßt ihn unbeschwert und glücklich sein.

„James Last", sagt er plötzlich, und klopft Thomas auffordernd auf die Schulter.

Wir trauen unseren Ohren nicht.

„Habe ich dich richtig verstanden, Papa? Soll ich wirklich ein Band auflegen?" fragt Thomas ungläubig.

„Ja, Junge, – zügig!"

Unsere letzten Zweifel, vielleicht doch einen Fehler gemacht zu haben, sind damit beseitigt.

Nur zu Hause in seiner geliebten kleinen Welt, kann Herbert gesund werden. Soweit das nach einem Schlaganfall noch möglich ist. Was hätte es ihm gebracht, wenn man ihn in Driburg darauf getrimmt hätte, drei Schrittchen m e h r zu laufen, sein Oberhemd ohne Hilfe zuzuknöpfen und seine Schuhe alleine anzuziehen, – um den Preis, vor Heimweh zu verkümmern? Natürlich würden ihn diese Fähigkei-

ten weitgehend aus seiner Abhängigkeit befreien, unter der er sehr leidet.

Als er noch aktiv war, duldete er keinerlei „Bemutterung". Nicht einmal einen Flusen durfte ich ihm von seinem Revers zupfen. Aber er m u ß diese Dinge nicht unbedingt können. Dafür hat er uns. Und Therapeuten werden wir zuhause schon auftreiben.

Fröhlich summt er die heiteren Melodien mit. Die Loreley. . . Am Brunnen vor dem Tore . . . und das Ännchen von Tharau . . . Ein verklärtes Lächeln liegt auf seinem Gesicht, als wir vor dem RÖMERHOF halten. Beim Aussteigen schaut er uns an. Seine Blicke sagen: Danke, daß ihr mich heimgeholt habt. Drei schöne Tage der Ruhe gönnen wir ihm noch. Wir verbringen so viel Zeit mit ihm, wie nur irgend möglich. Fast ein richtiges Familienleben, das wir nie gehabt haben. Und immer wieder zeigt er uns, wie dankbar er ist, daß er heimkommen durfte.

Verzweiflung.

Dann kommen die Therapeuthen.

Sie kennen sich nicht und wissen nicht, daß sie einander die Klinke in die Hand geben. An fünf Tagen der Woche bekommt Herbert die verschiedensten Anwendungen. Manchmal zwei je Tag. Alles, was die Kasse nicht übernimmt, wird privat geregelt. Um keinen Termin zu vergessen und immer auf alles vorbereitet zu sein, muß ich einen Terminkalender führen. Außerdem fahre ich ihn einmal wöchentlich zum Krankenhaus. In einem der älteren Gebäude ist unter dem Dach eine Ergo-Therapiestation eingerichtet. Er hat wirklich ein volles Programm.

Aber er beklagt sich nicht und nimmt alles sehr ernst. Eifrig und ehrgeizig ist er dabei. Seine Therapeuten haben allen Grund, ihn zu loben. Sie mögen ihn – und er mag sie. Diese Sympathie ist von größter Wichtigkeit.

Sie bringen ihn so weit, daß er mit einem vierfüßigen Stock allein die Treppen hinauf- und heruntergehen kann. Hinterher sinkt er meistens erschöpft in seinen Rollstuhl. Und dann, Punkt 17.00 Uhr – zum Teufel mit den Therapeuten – gibt es zur Belohnung ein köstliches BITBURGER PILS. Im Kreise seiner Stammgäste und Freunde fühlt er sich wohl. Manchmal vergißt er sogar seinen Kummer.

Eines Tages bekommt Herbert hohen Besuch. Von einem langen Auslandsaufenthalt kehrt der „Zweite Hervorragende" zurück. Als

Uwe seinen älteren Freund im Rollstuhl sieht, versetzt er die Farbe. Obwohl er nicht unvorbereitet kommt, sieht man ihm an, wie sehr ihn Herbert's Schicksal bewegt.

Unser Leben pendelt sich ein. Herbert ist lieb und mit allem zufrieden. Gewiß, seine Krankheit belastet ihn – und auch uns. Doch niemand beklagt sich. Im Gegenteil. Jeder hat seinen bestimmten Aufgabenbereich und erledigt die mehr anfallenden Arbeiten mit der größten Selbstverständlichkeit.

Obwohl wir vor kurzem doch noch von einer Verbesserung unserer Situation geträumt hatten. Ob Auszubildende, Mitarbeiter oder die Familie – wir alle lieben ja unseren Chef und sind glücklich, daß wir ihn noch haben.

Aber etwas anderes macht uns zu schaffen: an manchen Tagen können wir uns kaum anschauen, ohne daß uns die Tränen in die Augen stürzen.

Da sitzt er nun, unser einst so lebensfroher aktiver Chef, lieber Bruder, guter Vater, bester Ehemann der Welt, – im Rollstuhl und schaut uns aus traurigen Augen hilflos an.

Trotz der Schwere seines Schlages ist er durchaus in der Lage, seine Situation einzuschätzen. Er leidet unsäglich darunter „nutzlos herumzusitzen“ während er mit anschauen muß, wie die Arbeit sich türmt. Er sehnt sich nach seinem Büro, um sich wenigstens dort – mit einer Hand – ein wenig nützlich zu machen.

Einmal – um ihn zu motivieren – bringen wir ihn an seinen Schreibtisch. Fast feierlich nimmt er auf dem Drehstuhl Platz. Er schaut auf eine Rechnung, die ich soeben geschrieben habe, und sieht sie lange aufmerksam an. Dann liest er die schriftliche Bestätigung für 12 Doppelzimmer im August, die noch in der Maschine steckt. Schmerzlich erkennen wir, daß er nur vorgibt zu lesen. Dennoch weiß er, worum es sich handelt. Mit der linken Hand tippt er ein paar Buchstaben, um das Schreiben zu vollenden, zieht es aus der Maschine und greift nach einem Kugelschreiber, um die noch fehlende Unterschrift darunter zu setzen.

Das Ganze endet in einer Katastrohe. Schluchzend legt er seinen Kopf auf den Schreibtisch und weint bitterlich.

„Früher 500 Anschläge, Industriekaufmann, Geschäftsführer, Hotelier," stammelt er. „Nein, nein, nein! – Krüppel! Weg damit."

Entsetzt müssen wir seiner Verzweiflung zusehen. Thomas streichelt bewegt Vater's Haar.

„Papa, bitte sei nicht so verzweifelt. Es wird alles gut werden. Du mußt Geduld haben. Jahre kann es dauern, aber du wirst und mußt wieder gesund werden. Wir brauchen dich so sehr. Ohne dich kann der RÖMERHOF nicht existieren."

Selbst dem Zusammenbruch nahe, versuchen wir ihn so zu trösten. Wir verbergen unsere Tränen und den entsetzlichen Schmerz – „ein Schlaganfallpatient darf keine Tränen sehen" – und bringen ihn wieder in den kleinen Nebenraum an der Reception, von dem aus er alles überblicken kann. Er soll an allem teilnehmen, um den Anschluß nicht zu verlieren.

„Wir werden es Ihnen schon zeigen."

Nach diesem Vorfall wird alles noch viel schlimmer. Für einige Tage fällt Herbert in tiefe Depression. Ausgerechnet in dieser Zeit passiert die Sache mit Kirsten. Ein hübsches intelligentes Mädchen mit einem Riesenbusen. Eine Tatsache, aus der gewisse Geschlechtsgenossinnen Kapital zu schlagen verstehen, während Kirsten sehr darunter leidet.

(Sie wird sich später operieren lassen.) Nachdem sie bereits eine andere Ausbildung abgebrochen hatte, war sie zu uns gekommen, um Hotelfachfrau zu werden. Sie ist fleißig, freundlich und vielseitig interessiert. All diese Tugenden hat unser Chef von seinem Rollstuhl aus längst beobachtet. Er mag sie sehr. Dann kommt der Tag, an dem ich unseren jungen Damen eine kleine Änderung ihrer Arbeitszeit mitteilen muß. Bisher haben sie – bei zwei Schultagen und einem freien Tag je Woche – dem Betrieb vier Tage zur Verfügung gestanden. Nun soll an einem der beiden Schultage nachmittags noch drei Stunden gearbeitet werden, wie es allgemein schon lange üblich ist. Weil wir einfach nicht mehr zurecht kommen, können wir ihnen diesen Nachmittag nicht länger schenken. Alle sind einsichtig und geben zu verstehen, daß sie schon längst damit gerechnet haben. Sogar unsere etwas träge und schwerfällige Nicole.

Nicht so die schöne Kirsten. Wütend stößt sie ihre Drohung aus. „Das lasse ich mir nicht bieten! Wir werden es Ihnen schon zeigen.

Meine Mutter war mal bei der IHK beschäftigt und hat dort noch eine Bekannte."

Empört stürzt sie in den Aufenthaltsraum, rafft dort ihre Utensilien zusammen und verläßt fluchtartig den Betrieb. Zwei Stunden später kommt sie mit einem bitterbösen Drohbrief ihres Vaters, und knallt ihn dem Chef auf den Tisch. Wir fragen uns, was dieses kleine Mädchen und die ehemalige Kollegin der Mutter uns denn wohl „zeigen wollen" .

Jedes Viertelstündchen außerhalb der achtstündigen Arbeitszeit, ob plus oder minus, wird auf dem Arbeitsplan am schwarzen Brett penibel festgehalten. In vorbildlicher Weise, wie Herr August uns einmal bestätigt hat. Alle zwei oder drei Monate kommen ein paar Extra-Urlaubstage dabei heraus.

Mathildchen – höchst erstaunt über den plötzlichen Wutausbruch unserer hübschen Kirsten – erzählt schmunzelnd eine Episode: „Haben Sie hier schon mal Lamellen gehabt? wollte Kirsten einmal von mir wissen. (Gemeint waren natürlich Salmonellen.) Nein, noch nie, habe ich ihr geantwortet, und wenn Sie Ihre Arbeit gewissenhaft und ordentlich verrichten, wie es Ihnen aufgetragen wurde, werden wir auch weiterhin vor ihnen bewahrt bleiben."

Dieser Tag bringt Herbert ziemlich aus der Fassung. Er kann nicht glauben, daß er sich in Kirsten so getäuscht hat.

„Herr Eckstein und die „Schulkameraden."

Am nächsten Morgen gibt es wieder einen Lichtblick.

Herr Eckstein, der Besitzer des Vogelparks in Heiligenkirchen, kommt zu Besuch. Herbert freut sich sehr, diesen freundlichen sympathischen Herrn, mit dem er geschäftlich zu tun hatte, und mit dem er in Sachen Werbung einige Male zur Touristenmesse nach Holland reiste, zu sehen. Herr Eckstein weiß eine Menge zu erzählen und kann sich während der Unterhaltung gut auf Herbert's Behinderung einstellen.

„Ihre Frau?" fragt Herbert.

„Danke, Herr Klapheck, meiner Frau geht es gut. Wir sind natürlich immer noch sehr beschäftigt. Aber bald wird unser Sohn uns alles abnehmen, und dann werden wir uns ein bißchen mehr Ruhe gönnen."

„Ja wir haben auch – so viel Arbeit. – Meine Frau – aber ich – kann nichts tun," antwortet Herbert traurig.

„Machen Sie sich doch nicht so viel Sorgen. Ihre Frau schafft das schon. Ihr Sohn ist ja mittlerweile auch in Ihrem Betrieb tätig. Verlieren Sie nicht den Mut. Es wird schon alles wieder werden."

Am Nachmittag nehmen zwei junge Leute im Restaurant Platz. Sie bestellen Kaffee und Kuchen. Erstaunt sehe ich, daß Herbert an ihren Tisch rollt, sie begrüßt und sich angeregt mit ihnen unterhält. Vergnügtes Lachen schallt herüber. Ich kenne sie nicht. Leider habe ich auch keine Zeit, mich seinem Besuch zu widmen.

„Waren das Bekannte?" frage ich später.

Er zwinkert schelmisch und sagt drei Worte: „Berlin, AE, Wünnenberg."

Sofort weiß ich, um wen es sich handelt. Mit diesen beiden Herren vom Verkehrsamt Wünnenberg hatte Herbert in Berlin eine schöne Zeit, als er dort die Ausbildereignung machte.

„Wir halfen uns gegenseitig, wenn wir unsere Hausaufgaben nicht gemacht hatten und fühlten uns in unsere Schulzeit versetzt. Ein verrückter Spaß, nach 50 Jahren mal wieder abzuschreiben, Spickzettelchen hin und her zu schieben und auf die Frage – Herr Klapheck, haben Sie etwa gerade abgeschrieben? – verlegen grinsend mit Ja zu antworten. Auch unser 'Pauker' nahm ja alles nicht so tierisch ernst."

Schmunzelnd hatte er bei seiner Rückkehr von den „Berliner Schelmereien" erzählt.

Wenn ich das geahnt hätte! Schade! – Nun sind die netten „Schulkameraden" fort.

Väter und Söhne.

Das Leben geht weiter. Wie sehr Herbert uns als Chef fehlt, darf er nicht erfahren. Sein gesamter Tätigkeitsbereich muß von uns übernommen werden. So korrekt und ordentlich wie er – fast pedantisch, werde ich sein verwaistes Büro niemals führen können. Dazu fehlt die Zeit.

Wir sorgen dafür, daß Herbert sich niemals ausgeschlossen fühlt. Nichts würde ihn mehr verletzen. Trotzdem leidet er sehr. Sein Platz im Mittelpunkt des Hauses, die Reception, an der er früher alle Fäden in der Hand hielt, ist nun besetzt durch Thomas, unseren Juniorchef.

Gottlob einerseits. So war es ja vorgesehen. Aber diesen plötzlichen Einschnitt in sein Leben muß Herbert erst verkraften. Obwohl alle Freunde und Gäste sehr nett und rücksichtsvoll sind, gibt es immer wieder kränkende Situationen. Auch für Thomas. Wie glücklich bin ich darüber, daß er so viel Verständnis für seinen Vater aufbringt. Wenn er ihn auch sehr liebt, und ich es von unserem Sohn nicht anders erwarten würde – selbstverständlich ist es jedoch nicht in heutiger Zeit, daß er in gewissen Momenten schweigt. Da, wo viele seiner Altersgenossen aufmüpfen würden. Beide hatten noch zu wenig Zeit, in ihre neue Rolle hineinzuwachsen.

Spontan denke ich an Reinhard.

Auch Gustav Kligge, der seine Elisabeth bereits verloren hatte, als

er selbst sehr krank wurde, konnte sich wirklich glücklich schätzen, solch einen Sohn zu haben.

Viel zu früh mußte der JUNIOR eine große Verantwortung übernehmen, als er mit dem elterlichen Hotelbetrieb plötzlich allein dastand. Wie aufopfernd er nebenher seinen Vater pflegte, ihn mehrmals täglich auf seinen Armen umher trug, um ihn am Geschehen im Restaurant teilnehmen zu lassen, das haben wohl nicht Viele begriffen. Und Gustav? Ihm muß es ähnlich ergangen sein wie Herbert.

In seinem Rollstuhl empfindet er sich oft wie ein Nichts, ein NIEMAND. So manche Gelegenheit muß ich ergreifen, gewissen Leuten klar zu machen, wer in diesem Hause nach wie vor der Boss, der SENIORCHEF ist. Wenn ihn das auch um den Genuß vieler Sozialleistungen bringt! Trotz seines Ausweises für Schwerbehinderte mit 100 % kann er sie nur erhalten, wenn wir ihn „entmündigen" lassen. Unter diesen Umständen soll der Staat seine Almosen behalten. In unserer Familie wird NIEMAND entmündigt. Wir packen es auch so, Thomas, Mathilde und ich. Und wenn wir uns noch so krumm legen müssen.

Paula.

An einem solchen Tag ruft Paula an. Außer Herbert wissen wir alle von ihrem Vorhaben. Kürzlich hat sie angedeutet, daß sie und Hans, der seit seiner Hüftoperation an 2 Stöcken geht, ihn besuchen möchten.

Herbert's Lieblingskuchen, Frankfurter Kranz – aber (nur!) selbstgebacken, will sie mitbringen. Es soll eine Überraschung werden.

„Kann ich mal den Chef sprechen?" fragt sie sehr geschickt und taktvoll. Herbert steht mit seinem Rollstuhl neben mir an der Reception.

„Es ist für Dich, Herbert."

„Für mich?" fragt er erstaunt.

„Ja! Eine Dame möchte den Chef sprechen". Ich reiche ihm den Hörer.

„Oh Paula! – Paula Sachs! Du bist es. Was – kann ich für – Dich tun?"

„Dürfen wir heute nachmittag mal 'rüber kommen? Hast Du Zeit für uns?"

„Immer, Paula! Für Euch jederzeit. Drei Uhr? Alles klar." Erstaunlich, wie flüssig er spricht. Die freudige Erregung beflügelt ihn. Ich höre sein Herz hüpfen. Das erste Telefonat für i h n! Der C H E F war verlangt worden.

In the summertime.

Am Abend nehmen vier Personen im Restaurant Platz.

Herbert kommt in die Küche gerollt, deutet mit dem Kopf zu dem betreffenden Tisch und flüstert mir etwas in's Ohr: „Toxi. – Tisch fünf – Neue Nachbarin nebenan – bei Dieter Köhne."

Ich weiß nichts damit anzufangen. Es gab zwar mal eine rührselige Filmgeschichte um ein schokoladenbraunes Mischlingskind dieses Namens. Und außerdem – vor zwanzig Jahren – kannte ich flüchtig ein außergewöhnlich hübsches Mädchen, das so hieß. – Aber du lieber Himmel – was soll das jetzt? „Denk doch mal nach," sagt er. „CENTRAL-HOTEL. Abitu – Abitu – rienten. Rolf Becker, Dautzen – hm – Dautzenberg, Strickel – bucks – Strickel – Stickelbrucks. Alois Müller, Arthu – ro Fakini, – und Toxi."

Ich bin sprachlos! Zwar weiß ich nun, wo die Glocken hängen. Aber daß Herbert sich an Namen und Ereignisse erinnert, die zwanzig Jahre zurück liegen, ist mir ein Rätsel:

1969 wohnten im CENTRAL-HOTEL etwa zwanzig Leute vom BAYERISCHEN FERNSEHEN. Sechs Wochen. Sie drehten einen Film. „Abiturienten." Für uns war das alles höchst interessant. Da gab es die Schauspieler, den Requisiteur, Toningenieure, Kameraleute, die Dramaturgin Frl. Dr. Soundso, den Produzenten, den Garderobier, den Visagisten, den Regisseur Lutz Büscher, die Cutterin „Blümchen", und

den Aufnahmeleiter. Seine Kollegen nannten ihn „Bombenleger von Bozen." Wie ein Lauffeuer hatte es sich herumgesprochen, daß „das Fernsehen" bei uns wohnte. „Unserer geographischen Wohnlage nach – hinter der Werre – nennt man uns die Hinterdämmler," hatte Nachbar Walter Sieweke uns einmal erklärt. „Bürger vom anderen Ende der Stadt, die Vorderdämmler, werdet Ihr kaum jemals zu Euren Gästen zählen können." Es wurde nicht weiter darüber gesprochen, aber es war klar, daß es etwas Negatives sein mußte, h i n t e r der Werre zu wohnen.

Scharenweise kamen nun die 'Vorderdämmler' in unser Haus, um die Fernsehleute zu bestaunen, und – man kann ja nicht wissen – vielleicht entdeckt zu werden. Unter ihnen fiel mir ein junges Mädchen auf, so u v e r s c h ä m t hübsch, daß man gar nicht hinschauen mochte, wollte man sich selbst nicht als häßliche Ente empfinden: – Toxi. –

Ihre funkelnden schwarzen Augen waren durchaus dazu geeignet, die Männer um ihren Verstand zu bringen.

Die Fernsehleute zeigten keinerlei Allüren, waren nett und aufgeschlossen. Sie fanden es herrlich, sich beim Frühstück mit 10 bis 15 Personen in der Hotelküche an einen kleinen Tisch zu quetschen, wenn Mathildchen den Frühdienst versah. „Ete petete im Frühstücksraum" wollten sie nicht sitzen. „Frühstück bei Mathilde" nannten sie ihre gemütlichen Zusammenkünfte am Morgen.

Für das übrige leibliche Wohl – mittags und abends – war ich zuständig. Wenn meine Küchenkünste auch nicht von überwältigender Art waren, (in diesem großen Haus mit insgesamt 600 Sitzplätzen und vielen Busgeschäften) lagen sie wohl mehr im organisatorischen Bereich) so gelang es mir doch, sie mit meiner deftigen bürgerlichen Küche zufrieden zu stellen. Oft brachten sie Kollegen aus anderen Hotels zum Essen mit.

Gedreht wurde nicht nur am Tage. Für eine Scene in der KRUMMEN STRASSE mußte ein ganz bestimmter Punkt der Morgendämmerung eingefangen werden. Um ihn nicht zu verpassen, wurde schon zwei Stunden vorher alles aufgebaut. Wir waren mitgegangen. Die

Nacht war kalt. Mathilde und ich reichten Schnäpschen herum, und Herbert „filmte" die Schauspieler und Fernsehleute beim „Filmen." Später, als wir gemeinsam heimkehrten, gab es in unserer Kellerbar, deren Gewölbe Georg Stein (Schorschi) einmal kunstvoll ausgemalt hatte, für alle eine deftige Grillhaxe. – Morgens um Fünf! – Rolf Becker, (damals noch nicht sehr bekannt) war sich nicht zu schade, die (im Backofen warmgehaltenen) Haxen mit mir gemeinsam auf den Tisch zu bringen.

Nach Abschluß der Dreharbeiten sollte ein gebührendes Fest gefeiert werden. Ein Original Bayerischer Abend.

Wir brauchten uns um nichts zu kümmern. Der Bombenleger ließ Dekorationen aus München „einfliegen." Zehn Damen und Herren wurden in die Küche abkommandiert. Nach Rezepten ihrer Heimat (heimlich bei Mutter und Oma telefonisch erfragt) zauberten sie die herrlichsten Gaumenfreuden.

Semmelknödel, Serviettenklöße, Blaukraut und Schweinsbraten mit carréeförmig eingeschnittener Schwartenkruste.

Der Filmclub der Residenz, „Studio 2", zu dem auch Herbert und ich gehörten, und so ziemlich alles, was Rang und Namen hatte, waren gekommen. Und – jede Menge Vorderdämmler. Vermutlich, um das Schuhplatteln zu erlernen! So manche vornehme Dame – vom anderen Ende der Stadt – verschwand hin und wieder mit einem knorrigen urwüchsigen Bayern, um sich in dieser Kunst unterweisen zu lassen.

Die Damen vom Fernsehen erschienen im Dirndl, die Herren in ihrer Krachledernen und kariertem Hemd. – Auf ging's!! Die Toningenieure sorgten für Musik. Vom Feinsten. Hypermoderne Platten und Casetten, die selbst die Vorderdämmler noch nie gehört hatten, und 99 mal an diesem Abend der allerneuste Hit: „In the summertime." Herbert hatte Maßkrüge aufgetrieben. Die Bayern sollten sich wie zu Hause fühlen. Fast wie auf der Wies'n. Und wie auf der Wies'n floß auch das Bier: in Strömen. Es floß und floß.

„Sauf, Bua! Saufst nit, stirbst aa." – Es wurde gsuffa, und gfressa. Geschwoft und getwistet. Schuhgeplattelt wurde nicht! Man hatte noch nicht genügend geübt.

Am Morgen wußte niemand, wie er ins Bett gekommen war. Bei starkem Kaffee und knusprigen Brötchen von DAHLHAUS zeigte Herbert ihnen den kurzen Streifen, den er in der KRUMMEN STRASSE gedreht hatte. Sie fanden es urkomisch, sich selbst auch mal auf der Leinwand zu sehen. Dann kam der Abschied. – „So schnell werden wir Euch nicht vergessen. Unser Fernsehfilm wird einen ganz bestimmten Gruß enthalten, den nur ihr verstehen könnt."

Ein paar Monate später, an dem Abend, als „Abiturienten" lief, kam das gesamte Studio 2 ins CENTRAL-HOTEL. Gemeinsam wollten wir uns den Film ansehen. Konzentriert achteteten wir alle auf den angekündigten Gruß. Nichts war zu entdecken. Und dann, ganz unerwartet – :

„In the summertime, in the summertime"...

Amsterdam.

Hin und wieder sitzt Herbert nun auch schon mit den Gästen beisammen. Er ist scheu und geniert sich, und ist dankbar, wenn sie ihn herzlich in ihre Runde nehmen. Der November naht. Sieben Monate sitzt Herbert nun im Rollstuhl. Wir zerbrechen uns den Kopf, wie wir ihm etwas Abwechslung bieten könnten.

Früher hat Herbert für unsere Mitarbeiter und alle, die mitfahren wollten, alljährlich eine dreitägige Fahrt organisiert. Die zweite Novemberhälfte eignete sich am besten dazu. München, Berlin und Rüdesheim hatten wir u.a. bisher besucht.

„Mutter, was hältst du davon, wenn wir auch in diesem Jahr unsere Betriebsfahrt unternehmen, - mit Papa!?" sagt Thomas eines morgens.

„Mit Papa?" frage ich erstaunt. „Glaubst du, daß er das schaffen wird?"

„Warum nicht? Natürlich schafft er das."

„Das lassen wir ihn selbst entscheiden."

Beim Mittagessen bringt Thomas seinen Vorschlag zu Gehör. Herbert ist begeistert. Am liebsten möchte er gleich losfahren. Eine Woche wird überlegt, organisiert.

Nach Amsterdam soll die Fahrt gehen.

Sehr wohl ist es mir nicht dabei. Wird alles gut gehen unterwegs? Wie werden wir im Hotel zurecht kommen? Als Freund Martin aus Dä-

nemark zusagt, uns mit seinem geräumigen Reisebus zu fahren, (den wir nur zur Hälfte füllen werden) bin ich ganz beruhigt. Als erfahrener Reiseleiter und Fahrer kann er meine letzten Bedenken zerstreuen.

Medikamente, Rollstuhl, Proviant für die Fahrt – an alles ist gedacht.

Und dann geht es los. Herbert ist glücklich und unbeschwert wie lange nicht mehr.

Alle Teilnehmer sind nett und rücksichtsvoll. Irgendwie spüren sie, daß diese Fahrt hauptsächlich für Herbert veranstaltet wird. Hans und Irene, die schon öfter mit uns gefahren sind, wollten dieses Jahr eigentlich mal aussetzen. Herbert zuliebe sind sie nun doch wieder dabei. Gemeinsam gelingt es uns, ihn für drei Tage fast all seinen Kummer vergessen zu lassen. Hans erzählt Herbert eine kleine Episode: Irene hatte beim Kochen einmal Probleme mit dem Öffnen eines Glases. Sie stand vor einer geöffneten Schublade, der sie bereits verschiedene Hilfsmittel entnommen hatte, und mühte sich vergebens ab, den Schraubdeckel zu entfernen.

„Laß mich mal ran," drängte Hans sie zur Seite. „Ich zeige dir die unfehlbare Methode von Herbert Klapheck. Der Deckel läßt sich dann mühelos entfernen." Er nahm das Glas in die Hand und schlug mit aller Wucht ein paar mal auf den Deckel.

Der Boden platzte ab, und der Inhalt des Glases – der teure Spargel – ergoß sich in die Schublade.

„Aha!" meinte Irene.

„Ich muß irgend etwas falsch gemacht haben" antwortete Hans verlegen. „Hätte ich vielleicht auf den B o d e n des Glases schlagen müssen? Bei Herbert klappt das immer tadellos." Herbert amüsierte es sehr, daß dem klugen, dem technisch so versierten Hans so etwas (!) passiert war.

Thomas fährt seinen Vater im Rollstuhl durch Amsterdam.

Ab und zu löse ich ihn dabei ab, damit er sich auch mal zu den jungen Leuten gesellen kann. Wir besuchen eine Edelsteinschleiferei und eine Werkstatt, in der Holzschuhe noch nach alter niederländischer Handwerkskunst hergestellt werden. Allgemein wird dann der Wunsch geäußert, nun mal einen Imbiß einzunehmen.

„De rowde Lieujw,“ schlägt Herbert vor. Und alle kehren wir in den Roten Löwen ein.

In diesem Hotel hat Herbert noch im vergangenen Jahr im Zusammenhang mit der Touristic-Messe übernachtet, die er in seinen Bemühungen um die Werbung für unsere Stadt und den RÖMERHOF alljährlich besuchte.

In dem historischen urigen Restaurant nehmen wir an großen schweren Eichentischen Platz und geben unsere Bestellung auf. Mathilde erfährt bei dieser Gelegenheit, daß ihr obligater Drink – Sprite mit einem Körnchen darin – in diesem Hause „Helicopter“ genannt wird.

Bei bester Laune versucht Herbert dem Kellner zu erklären, daß er gewissermaßen Stammgast in diesem Hause sei. Er versteht das zwar nicht so ganz, zitiert aber doch den Chef des Hauses herbei. Und siehe da, dieser devote freundliche Herr erkennt seinen Gast wieder und begrüßt ihn herzlich. Herbert deutet auf seinen Rollstuhl und erzählt, was inzwischen passiert ist.

Erschüttert, wortlos hört der Hotelbesitzer ihm zu. Später beim Abschied überreicht er Herbert unter anderem eine wertvolle Kachel mit der Abbildung des ROTEN LÖWEN, zum zweihundertjährigen Bestehen des Hauses angefertigt. Noch zwei weitere schöne Tage verbringen wir in Amsterdam.

Auf der Rückfahrt wird mir bewußt, daß ich mir ständig Sorgen gemacht habe und immer auf dem Sprung war. Es ist alles gut gegangen. Ich bin überzeugt, daß es goldrichtig war, mit Herbert diese Fahrt zu unternehmen. Eine Menge Gesprächstoff hat er nun zu Hause. Thomas hatte wirklich eine gute Idee. Aber ohne Freund Martin wäre das alles nicht möglich gewesen.

DEHOGA. Die Kollegen.

Kurz vor Weihnachten erhält Herbert eine freudige Mitteilung. Eine Gruppe von Kollegen sagt ihren Besuch an.

Der Präsident des DEHOGA LIPPE, Herr Beimfohr, der erste Vorsitzende des HOTEL- und GASTSTÄTTENVERBANDES, Herr Achilles, in seiner Begleitung Herr Rauer/IDYLL, ferner Herr Weeke/SCHLOSSWACHE, Herr Sievers/LANDHAUS DIELE und Herr Carll/KURHAUSBETRIEBE/SCHWAGHOF.

Sie alle haben ihn nicht vergessen. Blumen, Geschenke, ein gutes Fläschchen Wein. Es wird erzählt, gefachsimpelt, gescherzt und gelacht. Ob die Herren wohl ahnen, wie wichtig solche Besuche für Herbert sind, wieviel Freude und Auftrieb sie ihm geben? Bestimmt! Sonst wären sie ja nicht gekommen. Wir wissen ihren Besuch sehr zu würdigen. Für keinen der Herren ist es leicht, seinen Betrieb für einen ganzen Nachmittag zu verlassen. Viel zu schnell sind diese schönen Stunden vergangen.

Mathilde, die uns während des ganzen Jahres zur Seite steht, fährt nach Duisburg. Wenigstens Weihnachten und Silvester möchte sie zuhause sein. In ihrer gemütlichen Wohnung. Und bei Gabi.

Herbert zuliebe haben wir keine Hotelgäste angenommen, der Betrieb bleibt geschlossen. Ganz familiär wollen wir drei unser Weihnachtsfest verbringen.

Eine Dame.

Eines Abends – irgendwann im neuen Jahr – kommt Herbert mit seinem Rollstuhl an dem Tisch einer Dame vorbei, die kürzlich aus beruflichen Gründen für einige Jahre bei uns gebucht hat. Frau Kronstein-Uhrmacher ist Opernsängerin und Dozentin an der Musikhochschule.

„Darf ich Sie an meinen Tisch bitten, Herr Klapheck?“ lädt sie ihn freundlich ein, „ich würde mich gerne mit Ihnen unterhalten.“

Eine ganze Stunde plaudern sie angeregt miteinander. Sie ahnt nicht, daß ich ihr die Füße küssen möchte. Wie jedem Menschen, der Herbert die geringste Aufmerksamkeit und Zuwendung schenkt.

Später kommt er zu uns in die Küche gerollt, klopft mit dem Zeigefinger auf den Tisch und belehrt uns vorwurfsvoll: „Also, – Frau P r o f e s s o r Kronstein, nicht Frau Kronstein.“

Erstaunt sieht Mathildchen mich an. Woher weiß er das? Mit keinem Wort hat Frau Professor ihren Titel je erwähnt. Ob bei der Post, die er heute morgen annahm, ein entsprechend adressierter Brief für sie dabei war?

Hingerissen von dieser charmanten attraktiven Frau kann er es nicht fassen, daß seine Gesellschaft ihr nicht zu gering ist.

N u r i h m – dem Rollstuhlfahrer – hat sie heute abend ihre Gunst geschenkt.

Herr Lepke.

An einem Nachmittag sitzen wir wie üblich in „Herbert's Kemenate."

16.30 Uhr. Ein halbes Stündchen Kaffeepause mit unserem Chef ist Pflicht für die Familie. Möglichst alle Mahlzeiten nehmen wir gemeinsam hier ein. Früher hat es das nicht gegeben. Einzeln – meistens stehend – schlang jeder sein Essen hinunter, weil der Betrieb keine Zeit ließ. Wie man sieht, geht es auch so. Herbert liebt es, wenn wir in dieser kurzen Zeit über Gott und die Welt sprechen. So viel wie möglich versucht er sich daran zu beteiligen.

„Herr Lepke," sagt er. „Ob er bald – mal wieder zu Besuch kommt? – Er hat es – versprochen."

„Wie ich Herrn Lepke kenne, pflegt er sein Versprechen zu halten," antwortet Thomas. Während die drei sich über ihn unterhalten, wandern meine Gedanken ebenfalls in seine Richtung. – Nach Hamburg:

Als Herbert vor 15 Jahren zum ersten Mal den Vorschlag machte, Hotelfachfrauen auszubilden, war ich von dieser Idee zunächst nicht begeistert. Herbert, der schon vor unserer Heirat zahlreiche Lehrlinge kaufmännisch ausgebildet hatte, sah das anders. Er wollte jungen Leuten, die händeringend eine Lehrstelle suchten, eine Chance geben. Das akzeptierte ich natürlich. – Unter einer Bedingung.

„Nun gut," räumte ich ein, „sollte es uns gelingen, auch für Thomas einen guten Ausbildungsplatz zu finden, werde ich dazu bereit sein." Nachdem wir uns schon wochenlang vergeblich bemüht hatten, glaubte ich sowieso nicht mehr daran. Etwa zu der gleichen Zeit war bei einer

Konfirmationsfeier in unserem Hause auch ein Herr aus Hamburg zu Gast:

Herr Lepke. Chefportier des VIER-JAHRESZEITEN in Hamburg. In diesem weltbekannten Hotel hielt er eine Menge Fäden in der Hand. Bei einem Abstecher an die Theke kam er mit Herbert in's Gespräch.

„Was denn, dieser nette Lütte hier kann keinen Lehrplatz finden? Das ischa wohl nich wahr." Ihm gefiel die bescheidene Art unseres Sohnes. „Nee, min Jung, da mach dir mal keine Sorgen." Und zu Herbert: „In Kürze werden Sie von mir hören, Herr Klapheck."

Innerhalb drei Wochen kam seine positive Nachricht. Und so gelangte Thomas in ein Haus, vor dessen Pforten ich als Siebzehnjährige mit meinen beiden Hamburger Cousins gestanden und mir gewünscht hatte, ein Junge zu sein, um hier ausgebildet zu werden. Das weibliche Geschlecht hatte hier seinerzeit keine Chance. Den Begriff der Hotelfachfrau gab es noch nicht. Nun mußte ich also mein Versprechen einlösen.

Unsere erste AZUBI war Rita. Begabt, intelligent und sehr interessiert für alles, was ihren zukünftigen Beruf betraf. In weitestem Sinne verdankte sie ihren Ausbildungsplatz, über den sie sehr glücklich war, Herrn Lepke. – Ebenso wie eine Menge weiterer Hotelfachfrauen.

Der Zufall wollte es, daß wir zur gleichen Zeit den Führerschein machten. Rita war Achzehn und ich Fünfundvierzig.

Gegenseitig trösteten wir uns in unseren Krisenzeiten, wenn die eine oder die andere mal das Handtuch werfen wollte. Was ist aus Ihnen geworden, Rita? Wir hatten Sie sehr gern.

„Marianne, wo bist du mit deinen Gedanken?" ruft Herbert mich in die Gegenwart zurück. Nur e i n Täßchen Kaffee und zwei Kekse erlaubt er sich. Und dann – acht Minuten vor fünf – jeden Tag – verdrückt er sich klammheimlich. Mit seinem Rollstuhl tuckert er zum Buffet, entnimmt ihm ein kühles Fläschchen BIT, öffnet es, - einhändig!- und schenkt ein. Wenn das bekannte Geräusch, das Gluckern ertönt, schauen wir auf die Uhr: fünf vor fünf.

„Fünf vor BIT," sagt Thomas schmunzelnd. „Auf die Sekunde fünf vor BIT."

Erne und das „Glashaus."

Juni 1989. Herbert sitzt bei seinen Thekenstammgästen.

V o r der Theke. Nicht etwa im Rollstuhl! Thomas hat ihn auf einen Barhocker gehoben. Ein ganz neues befreiendes Gefühl. Warum sind wir nicht schon früher auf diese Idee gekommen?

Es wird erzählt, gescherzt, gefachsimpelt. Über Holzarten, Autos, Biergärten. Und über Riesensteaks, die man in Urlaubsorten „fast umsonst" bekommt. Ein beliebtes Thema nach dem Urlaub, es ist uns schon geläufig.

„Das stimmt! Zweimarkfünfzig für ein Steak, das kaum auf den Teller paßt," sagt Bernd Plietker, der Vollblutkaufmann, dem man keinen Bären aufbindet. „Allerdings muß ich erwähnen, daß für 32,00 DM pommes frites und Salat dazu genommen werden müssen!!! In meinem Hotel gab es sogar jedes erste Bier gratis. Hatte ich dann insgesamt fünf getrunken, waren sie trotz des einen 'für lau' fast doppelt so teuer wie hier bei Herbert."

Das gefällt Herbert. Bernd schlägt mal wieder in seine Kerbe. Aber die Sache mit dem „Bier für lau" läßt er nicht auf sich sitzen.

„Thomas, eine Runde für mich."

„Oh, wenn das so ist," wirft Rolf schmunzelnd ein, „dann habe ich auch noch eine Laudatio auf Lager. Aber die nächste Runde ist erst mal für mich."

Biergärten und Terrassen sind wieder sehr beliebt geworden," unterhält man sich weiter. „Du hättest doch hier für beides phantastische Möglichkeiten, Herbert."

„Darüber – haben – wir schon oft – gesprochen," antwortet er. „Ein Biergarten – kommt wohl nicht – in Frage. Die weiten Wege – wären der Bedienung – nicht – zumutbar. Aber eine Terrasse – mit Blick zum Tal –."

„Dann bauen wir eben eine Biergarten-Terrasse," unterbricht ihn Thomas spontan. –

Herbert überlegt und setzt noch eins drauf:

„Oder eine „Café- und Biergarten-Terrasse."

Und schon hat er wieder ein neues Bauvorhaben im Visier!! Wie es für Herbert seit seinem Schlaganfall typisch ist, möchte er jeden Gedanken sofort in die Tat umsetzen.

Ernst Wegener, der gerade neben ihm steht, erhält den Auftrag, möglichst noch heute einen Kostenvoranschlag anzufertigen. Dann geht alles sehr schnell. Während der Bauarbeiten sieht Herbert zu, wie Balken um Balken und Bole um Bole aneinander gefügt werden. Das Dach wird verglast und eine Verbindungstür zum Restaurant eingesetzt. Ende Oktober ist das Werk vollendet.

„Gut gemacht! Deftig und rustikal," sagt Herbert anerkennend mit einem freundschaftlichen Schlag auf des Baumeister's Schulter.

Wieder einmal hat Herbert etwas Schönes, etwas Besonderes für seine Gäste geschaffen. Wenn im nächsten Jahr die ersten schönen Tage kommen, werden wir unsere Café- und Biergarten-Terrasse eröffnen.

Ich schaue mir das Bauwerk einmal von unten an. Herbert hat recht. Das Ganze wirkt stabil und urig. Dabei kommt mir eine Idee. Wenn man in die bereits vorhandenen Stützsäulen, die etwa drei Meter voneinander entfernt sind, Fenster- und Tür-Elemente einfügen könnte, dann müßte mit nicht allzu viel Aufwand ein Wintergarten zu schaffen sein. Eine willkommene Vergrößerung unserer Zwergenwohnung. Gerade jetzt, da wir mehr Platz brauchen.

Diesen Vorschlag muß ich doch gleich mal unserem Boss unterbreiten! Wie ich ihn kenne, wird er zunächst ein klares „Nein“ sprechen. Ich werde ihn becircen müssen.

Weit gefehlt! Er ist nicht nur einverstanden, sondern auch begeistert. Aber e i n e Bedingung! Wenn – dann muß das ganze s o f o r t geschehen! Weinachten und Silvester will er schon darin wohnen. Und jede Menge Feten will er im neuen Jahre in „seinem Glashaus“ feiern. Diesen Wunsch werden wir ihm gern erfüllen.

Die FIRMA ERNST WEGENER sorgt für die Elemente, FIRMA SOLLE übernimmt die Isolierung und Betonierung des Bodens, und die FIRMA WILFRIED GROTE – unser Haus- und Hofmaler seit 1971 – verlegt den Teppichboden, und Herbert schaut dabei zu.

Hat er einen besonders guten Tag heute? Oder ist es die Freude über den neuen Teil der Wohnung? Übermütig schlägt er mit der Faust auf den Tisch: „Marianne, Kaffee muß her. Du weißt doch, daß Wilfried gerne Kaffee trinkt.“

Angeregt plaudern und scherzen die beiden miteinander, während Wilfried seine Arbeit verrichtet.

Drei Tage später hängen auch die Fensterdekorationen. Allerhöchste Zeit! In einer Woche ist Weihnachten.

24. Dezember 1989

Weihnachtliche Düfte ziehen am Heiligen Abend durchs ganze Haus. Von Bratäpfeln, abgebrannten Tannenzweiglein und Kerzen. Im Backofen brutzelt die Weihnachtsgans.

Herbert und Thomas sitzen in der „Kemenate." Die Wartezeit bis zum Essen verbringen sie mit Fernsehen, während ich die letzten Kleinigkeiten für die Bescherung erledige.

„Was kaut ihr da ständig?" frage ich einmal zwischendurch. „Nichts, Mama, absolut nichts." – Feixen – Grinsen. Der Tisch ist gedeckt. Die Kerzen brennen. Alles fertig. Halt !! Beinahe hätte ich etwas vergessen. Eilig öffne ich den Schrank und – verschwunden !

Da haben doch die beiden Strolche – wie in jedem Jahr – die selbstgebackenen Weihnachtsplätzchen von Mathilde gemopst. Dabei hatte ich sie – wie in jedem Jahr – so gut versteckt.

Unsere größte Freude ist die neue Errungenschaft, das „Glashaus." Zum ersten Mal haben wir genügend Platz in unserer Wohnung. Wir sind rundum zufrieden. Nichts ist zu gut und zu teuer heute abend. Jeder Wunsch wird erfüllt. Vom allerbesten Tröpfchen aus dem Privatkeller bis zum Krimsekt. Natürlich alles in Maßen.

Eine besondere Art von Zärtlichkeit hat sich zwischen uns entwickelt. Manchmal beobachte ich, daß Thomas, fast dreißigjährig, dem Vater liebevoll die Hand tätschelt, wenn er nach längerem Sitzen von

einer seltsamen Unruhe erfaßt wird. Dann faßt Thomas ihn mit seinem Spezialgriff unter und läuft ein paar Schritte mit ihm durchs Wohnzimmer. Noch sind wir ahnungslos.

Jenseits von Sex und Erotik.

Am späten Abend verabschiedet sich Thomas und geht hinüber in seine Wohnung. Wir zwei sind allein.

Herbert streckt seine Hand nach mir aus. Eine unbändige Sehnsucht überkommt mich, ihn zu umarmen. Spontan knie ich vor seinem Rollstuhl nieder, umfasse ihn mit beiden Armen. Ich spüre seine Blicke, seine stummen Fragen, ob ich ihn – den „Krüppel“ – wie er sich kürzlich nannte, noch lieben und achten kann.

Ich bin fast wahnsinnig vor Schmerz. Weiß er denn nicht,wie gern ich ihn habe? Könnte ich ihm seine Krankheit doch abnehmen, sie für ihn tragen. Ich gehe zugrunde daran, ihn so leiden zu sehen.

Ahnt er meine Gedanken? So lieb und zart, wie er jetzt meinen Rücken, meine Hände und mein Haar streichelt, habe ich es nie von ihm erlebt.

„Eine schwere Krankheit, lieber Herr Klapheck, kann Türen öffnen, die sonst verschlossen bleiben,“ schrieb ihm seine Therapeutin Frau Laschitza, die er sehr mag. Wie recht sie hat.

Hätten sich diese Türen doch niemals geöffnet!!! Um diesen hohen Preis.

Eine ganz andere Zärtlichkeit – jenseits von Sex und Erotik, hat Rosemarie Fendel kürzlich gesagt. Sie muß Ähnliches wie wir erlebt haben.

Mit lahmen Knien erhebe ich mich. Ich mache ihn für die Nacht zurecht, gebe ihm seine „Ein-Uhr-Tablette“, die Ismo, und bringe ihn zu Bett.

„Gute Nacht Herbert.“

Am zweiten Weihnachtstag erinnert er sich, daß er Ernst versprochen hat, Champagner mit ihm zu trinken. Auf das gelungene Werk. Ob wir ihn mal anrufen? Hoffentlich hat er nicht schon etwas anderes vor. . . . Kurz darauf trifft Ernst ein. Mit einer Flasche Champus unter dem Arm!

„Nein, nein, so war das nicht gemeint“, protestiert der Bauherr. Aber Ernst will es sich nicht nehmen lassen, die „Café- und Biergarten-Terrasse mit integriertem Wintergarten“ auf s e i n e Kosten zu begießen. Nach kurzem Gerangel einigen wir uns, b e i d e Flaschen zu leeren. Mit vier Personen wird das doch wohl zu schaffen sein. Eine halbe Flasche Sekt ist für Herbert fast zu viel. Aber Ausnahmen dürfen sein.

Was hat ihm sein bescheidenes gesundheitsbewußtes Essen denn gebracht? – Keine Butter, nur Becel-Margarine. Keine Eier, keine Milchprodukte, keine Schweinshaxe! Lachs, Krabben Aal. Alles ist seit 20 Jahren gestrichen. – Und mit welchem Erfolg? Manchmal gerate ich in arge Versuchung, ihm alle diese Lieblingsspeisen wieder zu genehmigen. Ist es denn so entscheidend, ob er nun noch zehn – oder neuneinhalb Jahre lebt? Ich bin glücklich, daß ich es in diesen Tagen an nichts habe fehlen lassen. So gelöst und heiter haben wir unseren Papa lange nicht gesehen.

Silvester 1989

Auch dieser Abend soll wieder besonders schön werden. Das ganze Jahr muß Herbert zehren von den harmonischen Tagen am Jahresende, wenn wir alle Zeit der Welt für ihn haben. Das Glashaus ist festlich geschmückt.

Ein kleines KALTES BUFFET, etliche BITCHEN für meine beiden Herren, ein gutes Fläschchen Wein.

Berliner Pfannkuchen, Muzenmandeln und Champagner zur Begrüßung des neuen Jahres. Alles steht bereit.

Wie seit 2o Jahren – as every year – sehen wir „Dinner for one.“

„Das war aber heute das letzte Mal," haben wir schon so manches Jahr gesagt. Und immer wieder: the same procedur. „Darf ich die Herren nun zu Tisch bitten?" Wir fahren hinunter in unsere Wohnung. Staunend steht Herbert vor dem Mini-Buffet. Seine Augen erblicken Butter, Krabben, Lachs, Aal, Hummer und Roquefortkäse! Alles ausgemachte Todsünden! Er schluckt und fragt: „Auch für mich?"

„N u r für dich, Papa," antwortet Thomas schelmisch. „Heute halten Mutter und ich Diät, – und du darfst zuschlagen. Ab morgen läuft es dann wieder umgekehrt."

Über die Ränder seiner Brillengläser sieht er mich skeptisch an. „Doch doch, mein Herzchen, heute abend ist alles erlaubt," erkläre auch ich.

Nach dem Essen wird Herbert unruhig. Er faßt an seine Beine und sagt „Schmerzen, Schmerzen." Probleme mit seinen Beinen hatte er, so lange ich ihn kenne. Ich denke an nichts Böses. Gleich am Montag, wenn Herr Dr. Erne seinen Hausbesuch macht, müssen wir ihm davon berichten.

0.00 Uhr. Das Neue Jahr wird eingeläutet. Mit vielen guten Wünschen und mit Wehmut im Herzen trinken wir uns zu. Draußen knallt es. Wir fahren mit Herbert in die zweite Etage und schauen von einem Balkon dem Feuerwerk zu. Was wird das kommende Jahr uns bringen?

Januar 1990

Der erste Monat des Jahres beginnt wie immer recht langweilig. Die richtige Zeit für eine Einladung, die schon lange fällig ist: Hans und Ursel Kölsch, Heinz und Gerda Sielemann. Jedes Wochenende, Samstag- oder Sonntagabend, sitzen wir sechs am Stammtisch. Rührend, wie sie Herbert die Treue halten. Mit ihnen werden wir heute einen schönen Abend privat verbringen. Die erste von vielen Feten, die Herbert geplant hat. Und wenn er auf die Idee käme, j e d e n Tag eine Party zu geben, – wir würden es ihm nicht abschlagen. Seinen Lebensabend, der durch den Schlaganfall mit 59 Jahren viel zu früh begann, werden wir ihm so schön, so angenehm und abwechslungsreich gestalten, wie es in unseren Kräften steht.

2. Februar 1990.

„Karneval unter der Grotenburg". Daß die Grotenburger es seit eh und je verstehen, ihre Karnevalsfeste mit urigem Programm und Bombenstimmung aufzuziehen, hat sich weit über die Grenzen unserer Stadt hinaus herumgesprochen.

Charmante witzige Conférence (Rolf Flörkemeier). Gekonnte Büttenreden (Uschi Grote und Siegfried Wessel, Berlin). Herrliche Kostüme, von unseren tüchtigen Damen geschneidert.

Drollige Auftritte. – Unmöglich, alle „Künstler" aufzuzählen, die in unserem Hause schon zu Gast waren:

Die Beatles, – so unerhört gut, daß man rätselte, ob es sich sich um Kopien oder die Originale handelte. (Erwin Pieper, Hans Sachs, Paul Römer und der unvergessene Horst Riesenberg). Nana Mouskuri, gleich in siebenfacher Ausgabe.

Welche war die Schönste? Wilfriede? Heinzeline? Huberta? Helmine? Ernestine? Ralfa oder Rubarta?

Trude Herr, die keine Schokolade will (Marianne Eins). Die Kessler Zwillinge (Christa und Edeltraud). Die Jakob-Sisters (Anni, Irene, Else, Inge und Irmchen). Und die Jodelschule des Herrn von Bülow.

Das tolle Cowgirl, das sich'n Cowboy als Mann wünscht (Almut). Miß Piggie mit ihrer originellen Schweinchentruppe (Lore). Cermit und Fuzziebär, Oskar in der Mülltonne, Tiffy & Co (Helga und Anita).

und – und – Pater Dieter – der all seine Schäfchen während der gesamten Karnevalszeit seelisch betreut. Merkwürden ist auch eine Kanone in der Bütt.

Und – immer wieder neue Ideen. Eine vereinseigene Bühne, „Sonderanfertigung ERNST NIEDERMEIER", deren Konstruktion so gut durchdacht ist, daß sie sich nach dem Programm in sechs Minuten abbauen läßt, um die Tanzfläche wieder freizugeben. All das bewundern wir staunend seit vielen Jahren.

Für ihren oft großen persönlichen Einsatz und ihre Bemühungen um diesen Abend und den Verein werden alljährlich einige Mitglieder mit dem RÖMERHOF-HAUSORDEN von uns geehrt. Während ich ein paar Worte dazu spreche (angeblich liegt Herbert das nicht), legt er ihnen den Orden um den Hals. Oder sollte es diesem Schlingel auf das Küßchen ankommen, das bei weiblichen Ordensempfängern dabei abfällt?

Obwohl er nun seit vier Jahren an den Rollstuhl gefesselt ist, läßt er es sich nicht nehmen, diese Auszeichnung bei vollbesetztem Saal mit großem Mut weiterhin selbst vorzunehmen, was vom ausnahmslos netten Publikum mit Riesenapplaus honoriert wird.

Dabei fällt mir ein, daß Herbert und Almut Römer, die Präsidentin unseres Damenclubs, seit etlichen Jahren über einen gewissen Auftritt sprachen, den sie irgendwann einmal zusammen auf die Bühne bringen wollten: Zu den Klängen des Hochzeitsmarsches wird ein ältliches Bräutchen, eine Riesenschleppe von mindestens 30 Metern Länge hinter sich herziehend, am Arm ihres Bräutigams, mit herrlich altmodischem Cut und elegantem Homburger aus dem vorigen Jahrhundert – feierlich in den Saal geleitet. Dort angekommen, wird sich das Paar singenderweise – herzzerreißend – ewige Liebe schwören mit dem Duett „Wer uns getraut . . ."

„Und wann soll die Sache denn nun endlich starten?" fragte Herbert bei den Vorbereitungen zum „ KARNEVAL 86" (30 Tage vor seinem Schlaganfall).

„Laß uns noch ein Weilchen darüber nachdenken," antwortete das

„Bräutchen“ verschmitzt. Die Zeit v o r der Hochzeit ist doch die schönste.“

Während unserer fast 20 Jahre im RÖMERHOF hat Herbert immer dafür gesorgt, daß man uns nicht zum Prinzenpaar wählte. Wenn uns dieses Amt auch sehr geehrt hätte, so ließ es sich mit unserer Arbeit an diesem großen Karnevalsabend einfach nicht vereinbaren.

Es trifft uns völlig unerwartet, als bei der Proklamation des Prinzenpaares 1990 unsere Namen aufgerufen werden. „Herbert der Erste und Marianne die Erste.“

Auf ein paar Schrecksekunden folgt große Freude. Einen besseren Zeitpunkt hätten unsere Farnclubfreunde gar nicht wählen können. Zeit hat Herbert ja nun genügend.

In diesem Jahr sollen wir also das närrische Volk regieren.

Olpe/Biggesee.

Am nächsten Morgen beginnen seine Schmerzen in den Beinen unerträglich zu werden. Bei einer Doppler-Sonographie im Krankenhaus wird festgestellt: Gefäßverschluß in beiden Beinen. Wir wagen gar nicht, weiter darüber nachzudenken. Allzu gut wissen wir, was das bedeutet.

Thomas, der vor ein paar Tagen im Fernsehen einen Bericht über ein Krankenhaus in OLPE/BIGGESEE gesehen hat, in welchem die Ballondilatation praktiziert wird, versucht nun, Herbert dazu zu überreden.

Wir bekommen vorzugsweise einen sofortigen Termin in Olpe. Eine Woche müssen wir bleiben. Herr Dr. Meier und sein Team geben sich unerhörte Mühe. Bei der Entlassung erfahren wir, daß er an einer Operation wohl doch nicht vorbeikommen wird. Die verstopften Adern in den Beinen müssen erneuert werden. Er empfiehlt uns Herrn Professor Baum.

„Ich kenne ihn, – eine Kapazität auf diesem Gebiet", sagt er. Herbert will jedoch nichts von all dem hören. Hat er nicht schon genügend durchgemacht? Von Krankenhäusern hat er die Nase nun wirklich gestrichen voll.

Zuhause folgen ein paar gute Tage. Ob wir's vielleicht doch geschafft haben? Aber schon bald geht es wieder los.

Er will nicht mehr liegen. In der Horizontalen sind die Schmerzen

noch größer. In einem Ohrensessel verbringt er sitzend seine Nächte. Das ist doch kein Zustand. Er bekommt keine Ruhe. Alle zwei, drei Minuten in der Nacht springe ich auf, um ihm irgendwie zu helfen, wenn er vor Schmerzen stöhnt. Den Doktor darf ich nicht rufen. Er wird wild, wenn ich nur den Telefonhörer anfasse. So geht es nicht weiter. Am Morgen sagt er: „Komm, Mama, Krankenhaus. Thomas soll den Benz vorfahren. – Operation. Es geht nicht mehr. An meinem Geburtstag will ich wieder fit sein."

Montag, 26. 2. 90

Telefonisch melden wir uns bei Herrn Professor Baum und erhalten einen Termin für den nächsten Tag. Dienstag, 27. 2.

Thomas fährt uns zum Krankenhaus. Während der Fahrt blicke ich besorgt auf Herbert, der vor mir sitzt. Wahnsinnige Angst befällt mich. Ist sein Körper den Strapazen dieser Operation überhaupt gewachsen? Für den Bruchteil einer Sekunde durchzuckt ein entsetzlicher Gedanke mein Hirn. Nein, nein! – Gütiger Vater im Himmel, das wirst Du doch nicht zulassen! –

„Ich – komme – nicht mehr ?!?" sagt Herbert. –

Ängstlich – fragend – zweifelnd.

„Papa!!" – „Herbert!!" Wie kannst du so etwas nur denken?" rufen wir beide entsetzt aus. „Du weißt, daß dieser Chirurg, zu dem wir dich bringen, ein Spezialist ist. Eine Kapazität auf diesem Gebiet. Mach dir doch keine Sorgen. Herr Blöss hatte die gleiche Operation bei demselben Operateur. Und er hat alles bestens überstanden. Begeistert war er. – Von dem Professor, der Pflege und allem anderen. Du mußt einfach Vertrauen haben."

„Jaja, ich weiß."

„Ich kenne diese Ängste, Herbert," fahre ich fort. „Ich habe ja auch schon vier Operationen hinter mir, wie du weißt. Und jedes Mal habe ich geglaubt, ich käme nicht wieder nach Hause. Wenn alles vorbei ist, lacht man darüber."

„Ja,ja, gut." sagt er. Aber seine Angst bleibt. Ich weiß es.

Nach eingehender Untersuchung ist Herr Professor zur Operation

entschlossen. Die Implantation einer Ypsilon-Prothese sei außerdem erforderlich, weil sich an der Aorta eine Aussackung, ein Aneurysma gebildet habe, welches platzen könne. Herbert soll gleich hier bleiben.

Wir begreifen das nicht. Warum eine Y-Prothese im Bauchraum, – eine solch große Operation, wenn die Durchblutung der Beine gestört ist? Man könnte es doch erst einmal auf neue Adern in den Beinen beschränken. Vielleicht würde das ja vorerst genügen.

Später werden wir die Meinung mehrerer Ärzte erfahren.

„So schnell platzt ein Aeurysma nicht." Und von einem Freund werden wir hören, daß er bereits seit vier(!) Jahren mit einer Aussackung lebt, obwohl auch ihm eine „sofortige Operation" dringend empfohlen worden war.

„Gibt es denn keinen Ausweg, Herr Professor, keine andere Möglichkeit?" fragen wir.

„Nein, nein, diese Operation sollte man schon machen. Nieecht, Herr Klapheck?" sagt er zu Herbert. Thomas und mich beachtet er kaum, er konzentriert sich scheinbar ganz auf Herbert. Und das ist auch gut so.

Weg zur Hölle.

Daß an diesem Tage ein entsetzlicher Leidensweg beginnt, ein fast fünfwöchiger Weg voller Qualen, der alles bisher Erlebte in den Schatten stellen wird, können wir nicht ahnen.

Mittwoch, 28. 2. 90. Zweiter Tag.

Auf der Station III hat Herbert einen schönen Fensterplatz bekommen. Heute darf er noch essen. Ab morgen wird gehungert. Für die Operation, die in „2-3 Tagen" stattfinden soll, muß der Darm völlig leer sein.

Während weitere Untersuchungen durchgeführt werden, befragt mich eine junge Schwester über Medikamente und frühere Krankheiten. Ich erwähne auch den ausführlichen Bericht über den Schlaganfall mit Vorgeschichte, der seinerzeit von Herrn Professor Körtge verfaßt wurde und sich auf der 7a befinden müßte. Alles wird schriftlich festgehalten.

„Soll ich Ihnen für den Anfang die eigenen Tabletten meines Mannes mitbringen?" frage ich, weil ich die gelegentlichen Schwierigkeiten mit der Krankenhausapotheke kenne.

(Stationsschwester Erna von der Urologie war mir für dieses Angebot seinerzeit sehr dankbar, als Herbert einmal zwei Wochen dort verbringen mußte.)

„Nein, das ist nicht nötig, wir haben unsere eigene Apotheke im Hause," antwortet die junge Schwester.

„Gut. Dann werden Sie ihn also ab sofort versorgen? Es sind Medikamente dabei, deren Einnahme nicht unterbrochen werden darf. Die letzten hat er ohnehin schon gestern morgen vor unserer Abfahrt bekommen."

„Geht alles in Ordnung, Frau Klapheck. Herr Professor wird das schon machen."

Klar, denke ich, und komme mir ein wenig anmaßend vor. Für einen verantwortungsbewußten Arzt ist das doch alles selbstverständlich. Mit einem einzigen Blick auf die Bezeichnungen der Medikamente.

So oft und so lange wie möglich, sind wir in diesen Tagen bei Herbert, um ihn von seiner Angst abzulenken.

Donnerstag, 1. 3. 90. Dritter Tag.

„Tabletten", sagt Herbert. „Warum hier – keine – Tabletten für mich?"

„Hast du keine bekommen?" frage ich erstaunt. „Drei Tage keine Tabletten? Das verstehe ich nicht. Aber es wird wohl seine Richtigkeit haben. Wahrscheinlich hängt das mit den Vorbereitungen für die Operation zusammen."

„Aber zuhause jeden Tag 3 mal. Nein nein nein, nicht richtig hier. Ich muß Lani – Lanitop und Ismo haben, und Nephral. Die Nacht – au au au."

Obwohl mir die Sache auch nicht geheuer ist, versuche ich seine Bedenken zu zerstreuen. „Mach dir darüber keine Sorgen. Bei Herrn Professor bist du in besten Händen. Er hat mein volles Vertrauen."

„Und Hunger."

„Den Hunger wirst du einige Tage ertragen müssen. Sobald du einen Tropf bekommst, verschwinden Hunger- und Durstgefühl. Im allgemeinen darf man ja drei Tage nach der Operation schon wieder etwas essen."

Herbert ist heute drei Tage hier. Von Operation ist noch keine Rede. Am Abend trifft seine Befürchtung ein. Genau das, was wir vor etwa einem Jahr zuhause schon mal erlebt haben und das er seitdem panisch fürchtet:

Gegen 24.00 Uhr waren wir zu Bett gegangen. Eine Stunde später begann Herbert sehr unruhig zu werden. Auf meiner Couch nebenan hörte ich, daß er sich ständig bewegte. Ich sprang auf und machte das Licht an. Er saß aufrecht im Bett, griff an sein Herz und rang nach Luft. Das war nun schon das dritte Mal in dieser Woche.

Sofort rief ich Herrn Doktor Erne an. Innerhalb von fünf Minuten traf sein Vertreter, Herr Dr. Bauer ein. Mit einem Blick erkannte er sofort die Situation und setzte Herbert eine Spritze. Nach etwa einer viertel Stunde fühlte er sich wohl, als wäre nichts geschehen.

„Was war das denn nun, Herr Doktor?" fragte ich ihn.

„Mangelnde Durchblutung der Herzkranzgefäße. Wann treten diese Beschwerden auf und wie oft?" wollte er wissen. „Aufgefallen sind sie mir drei mal, und zwar immer nachts um diese Zeit, ca 1.00 Uhr."

„Dann geben Sie ihm die ISMO, die ich jetzt verschreibe – grundsätzlich 24.30 und 12.30, je eine. Nicht vergessen!" „Warum ist es so wichtig, daß er sie 24.30 Uhr bekommt?" frage ich.

„Ist doch logisch, Frau Klapheck, immer kurz bevor die Beschwerden auftreten.Und die zweite im Zwölfstunden-Rhythmus. Was bekommt Ihr Mann außerdem für sein Herz?"

„Aufgrund seiner Herzinsuffizienz wird ihm seit einigen Jahren Lanitop verordnet. Was bewirkt es eigentlich genau?" „Lanitop dient bei Insuffizienz zur 'Leistungssteigerung' des Herzens. Dabei ist es besonders wichtig, es t ä g l i c h und r e g e l m ä ß i g einzunehmen."

Es wurde alles so befolgt, wie der Arzt es angeordnet hatte, und – seit dieser Nacht gab es nie mehr Herz-Probleme.

Weil Herbert jetzt mit schmerzverzerrtem Gesicht wiederholt an sein Herz greift, gehe ich zum Schwesternzimmer, um mich nun doch über die Medikamente zu informieren. Die Nachtschwester weiß nichts. Sie schaut in die Kurve.

„Hier ist nichts eingetragen."

Verunsichert gehe ich zurück zu Herbert. Könnte es denn möglich sein, daß man sie vergessen hat? denke ich, als ich mich wieder an sein Bett setze. Nein nein, ausgeschlossen, es muß andere Gründe geben. Schließlich sind wir hier bei keinem Quacksalber.

Aber Herbert's Unruhe wird immer größer. Er tut mir so leid, und ich kann ihm nicht helfen. – Oder doch? Soll ich flugs nach Hause fahren und ihm wenigstens eine Ismo holen? Aber wenn er – nun d o c h – schon eine – bekommen hätte? – Würde ich ihm nicht mehr schaden als helfen? Was soll ich nur tun? Ich will doch nicht gegen den Strom schwimmen. Aber ich kann ihn auch nicht so leiden sehen.

Die Nacht wird schrecklich.

Freitag. Vierter Tag.

„Hallo, Frau Klapheck," ruft am Morgen Stationsschwester Ella, als ich am Schwesternzimmer vorbeikomme. „Wir können unsere Aufzeichnungen nicht finden. Die junge Kollegin hat heute frei, so daß wir sie nicht fragen können. Würden Sie uns noch einmal die Tabletten Ihres Mannes nennen, damit er sie schnellstens bekommt ?"

Also doch!! Mir bleibt fast das Herz stehen. Vier (!) Tage ohne Lanitop und Ismo, von allem anderen ganz zu schweigen. Und wie lapidar, wie nebensächlich sie davon spricht. Obwohl ich sehr besorgt und auch verärgert bin, mache ich ihr keine Vorwürfe.

Mein Vertrauen zu dieser Kapazität ist ungebrochen. Auch eine solche Panne, die ja vielleicht überall passieren kann, wird Herr Professor in den Griff bekommen. Ich setze voraus, daß er von allem Kenntnis hat, was hier geschieht.

Noch einmal zähle ich Schwester Ella alle Tabletten und deren bisherige Dosierung auf.

Lanitop, Ismo, Timonil, Nephral, Colfarit, Pentox, Sedalipid. Sie

notiert sie und verspricht, alles weitere sofort zu veranlassen. Meine erneute Frage, ob ich schnell ein paar Tabletten für den Übergang zu Hause holen soll, wird verneint. „Um Gottes willen, das können wir nicht verantworten!"

„Hunger", jammert Herbert, als ich ihn begrüße. „Hunger und Tla – Tabletten."

„Guten Morgen, Herbert. Deine Tabletten wirst du gleich bekommen. Aber gegen den Hunger können wir leider noch nichts tun."

Herr Professor kommt mit einem Herrn Kollegen. Ob ich ihn auf Lanitop und Ismo ansprechen soll? Ich möchte ihn nicht in Verlegenheit bringen und auch Schwester Ella nicht „in die Pfanne hauen". (Noch kann ich Riesen-Rindvieh nicht wissen, daß Rücksichten dieser Art völlig fehl am Platze sind und auf Herbert's Kosten gehen.)

Sie zeigen Herbert Aufnahmen vom Brustraum und erklären ihm, was bei der Operation geschieht.

„Mein Mann versteht nicht alles, Herr Professor," wage ich bescheiden einzuwenden, um damit zu erreichen, daß er auch mich in Kenntnis setzt.

„Ihr Mann versteht sehr gut," werde ich belehrt.

Augenblicklich wird mir klar, daß er die Krankengeschichte ebenso ignoriert wie uns. Oder sollten wir – und vor allem Herr Professor Körtge und die Neurologie in Lemgo Herbert vier Jahre lang völlig falsch eingeschätzt haben?

Die Operation wird auf Montag den 5. 3. festgesetzt. Bis dahin wird Herbert schon 5 Tage gehungert haben. Ob sie in diesem Zusammenhang wohl seinen Diabetes mellitus berücksichtigen? Ist es nicht so, daß Zuckerkranke nicht zu viel, – bestimmt aber auch nicht zu wenig essen dürfen, – weil sie auf abgezählte BE (Broteinheiten) eingestellt sind? Schon wieder ertappe ich mich dabei, mir den Kopf der Ärzte zu zerbrechen. Schließlich ist Herbert nicht der einzige Diabetiker hier.

Bis zum Nachmittag bleibe ich bei ihm. Tabletten wurden bis jetzt nicht gebracht. Ich mache mir große Sorgen. Mit Angst denke ich an die kommende Nacht.

Auf dem Wege zum Aufzug treffe ich Schwester Ella. Höflich und freundlich frage ich sie nach den Medikamenten. Sie drückt mir einen Block mit Kugelschreiber in die Hand und sagt: „Allerliebste Frau Klapheck, setzen Sie sich in das Zimmer Ihres Mannes und schreiben Sie alles auf, was Sie bedrückt und was Ihnen an uns nicht gefällt. Ich glaube, Sie müssen dringend Urlaub haben."

Ich bekomme keinen Sinn in ihre Worte. Erst in Herbert's Zimmer wird mir klar, daß sie mich verar . . . t hat.

Sie hat zwar recht, daß ich sehr gestreßt und abgewirtschaftet bin. Wen wundert das? Aber diese Unverschämtheit! Mir zu unterstellen, im Kopf vielleicht nicht ganz frisch zu sein? Gerade sie hat das nötig!

Ich gehe zurück zum Schwesternzimmer, um sie darauf anzusprechen. Sie ist schon fort.

„Kann ich Ihnen vielleicht auch helfen?" fragt eine nette freundliche Schwester.

„Es geht um Medikamente für meinen Mann. Wissen Sie darüber Bescheid?"

„Machen Sie sich keine Sorgen. Es ist alles geregelt."

Wie eigenartig, denke ich bei der Heimfahrt. Wie kann Herbert ständig nach Tabletten jammern, wenn „alles geregelt" ist? Ob er vielleicht – geschwächt von Hunger und Angst, nicht mehr richtig durchblickt? Aber sagte Herr Professor nicht, Ihr Mann versteht sehr gut? Ich selbst habe ja auch nichts gesehen, obwohl ich sein Zimmer doch keinen Moment verließ.

Zuhause erledige ich das Allernötigste und fahre bald zurück."Tla – blet – ten," höre ich ihn schon an der Tür rufen. „Die Nacht – wird wieder – furchtbar. Mein Gott! – Warum keine Ismo, keine Lanitop? Warum nicht? Warum nicht? Doktor Bauer hat – gesagt – niemals vergessen. Sie lassen mich ver – recken! Operation – vielleicht – nicht mehr nötig. Nee nee, verrückt hier!"

Wie zornig und verzweifelt muß er sein. „Während Ihrer Abwesenheit ist auch nichts gekommen," sagt der Zimmernachbar, der mich ratlos an Herbert's Bett stehen sieht.

Was soll ich tun? Ich kann mir nicht vorstellen, daß unter der Regie des Professors solche Fehler gemacht werden.

Darf ein erbärmliches Würstchen wie ich überhaupt an der Vollkommenheit eines solchen Mannes zweifeln? Sind Ärzte nicht – ebenso wie Priester – Vertreter Gottes?

Der Nachbar bekommt sein Abendbrot.

„Hunger, Durst," bettelt Herbert.

Herrgott! Daß er nichts essen darf, ist klar. Aber er wird doch wohl ein Schlückchen trinken dürfen. Bis zur OP sind es noch 2 Tage. Ich gehe hinaus auf den Flur, um jemand zu fragen.

„Um Gottes willen nein, – Ihr Mann darf nichts trinken," sagt man mir. Mir kommt das ziemlich spanisch vor. Bei meinen Operationen hat man mir bis zum Vorabend Tee gegeben.

„Aber wie soll er das denn durchhalten, Schwester? Und wann bekommt er endlich seine Tabletten?"

„Tabletten? Welche Tabletten? Einen Moment bitte, ich sehe mal nach. – Hier ist nichts vermerkt. Fragen Sie doch gleich mal den diensthabenden Arzt. Er kommt sowieso zu Ihrem Mann."

Wie erkläre ich Herbert, daß er nicht mal etwas trinken darf? Mit einem frischen Taschentuch, das ich unter fließendem Wasser getränkt habe, feuchte ich seine Lippen an. Er beißt hinein und hält es mit den Zähnen fest, um das allerletzte Tröpfchen auszusaugen. Seine Unruhe, die allzu bekannte, wenn er seine Ismo nicht hat – beginnt. Ich versuche ihn abzulenken. Der Arzt muß ja bald kommen.

Nach einer weiteren Stunde kann ich es nicht mehr ertragen. Herrgott! Er braucht unbedingt Lanitop und Ismo!! Wo bleibt der Arzt?

Ich eile zum Schwesternzimmer.

„Herr Doktor muß doch schon bei Ihnen gewesen sein."

„Ausgeschlossen, Schwester, wir warten seit zwei Stunden."

„Oh, das tut mir leid, Frau Klapheck, ich werde ihn sofort suchen."

Ich gehe zurück und finde die gleiche Situation vor wie in der Nacht, als Dr. Bauer kam, dieser junge sympathische Arzt, der in Kürze die Praxis seines Vaters übernehmen wird. Herbert sitzt aufrecht, faßt an

sein Herz und ringt nach Luft. Im nächsten Augenblick fällt er nach hinten, schließt die Augen und macht ein paar ruhige Atemzüge, bis das Ganze wieder von vorn beginnt.

Ausgerechnet in der ruhigen Phase kommt der Arzt.

„Ich kann nichts Außergewöhnliches feststellen," sagt er, „Ihr Mann liegt doch ganz ruhig und wird sicher gleich schlafen."

Er will hinaus gehen.

„Bitte, Herr Doktor, bleiben Sie doch noch einen kleinen Moment. Sie müssen sich das ansehen," flehe ich ihn an, in der Meinung, er müßte doch genau so schalten wie Herr Dr. Bauer. Sein Brustkorb geht wieder drei, vier mal heftig auf und ab, ohne daß Herbert dieses Mal in die Höhe schnellt. Klar, der Arzt ist ja da. – und dann beginnt die ruhige Phase. „Also, liebe Frau, wie ich schon sagte, es ist alles in Ordnung. Ich muß zu einem anderen Patienten."

Obwohl es ihm penetrant lästig erscheinen muß, laufe ich hinter ihm her und spreche ihn noch einmal an.

„Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit. Bitte Herr Doktor, geben Sie meinem Mann doch etwas Lanitop und Ismo. Sie sind zu eilig, als daß ich Ihnen die Zusammenhänge erklären könnte. Ich weiß aber ganz bestimmt, daß er es dringend haben muß."

„Moment mal! – Also das interessiert mich jetzt aber doch sehr! Haben Sie bei der Einlieferung die Medikamente angegeben, oder nicht?"

„Ja. Aber. . ."

„Na bitte! Sie erwarten doch nicht von mir, daß ich Ihrem Mann etwas gebe, was er längst bekommen hat." Kopfschüttelnd geht er davon, verärgert über so viel Anmaßung und Dummheit.

So einfach ist das! Die Angabe der Medikamente bei der Einlieferung ist gleichzeitig schon eine Garantie dafür, daß man sie auch erhält!!

Ich bin verzweifelt. Ob ich nach Hause rasen und unsere eigenen holen soll? Aber wenn sie sich mit dem, was er hier bekommen wird, nicht vertragen!? Oder wenn er – vielleicht – doch schon etwas bekommen hätte? Zu viel würde ihm ja genauso schaden wie zu wenig.

Traurig gehe ich zu Herbert zurück. Ich kann ihm nicht helfen. Und wieder kommen mir Zweifel. Es kann doch nicht möglich sein, daß Herr Professor Baum von den Vorgängen auf seiner Station nichts weiß. Bestimmt geht er davon aus, daß Schwester Ella, seine rechte Hand, alles im Griff hat. Warum läßt man Herbert so leiden? Warum läßt man ihn nun schon vier Tage ohne seine Herztabletten, die „täglich und regelmäßig" einzunehmen sind?

Und die Nephral, die gerade bei längerem Liegen so wichtig ist, um Wasseransammlung in der Lunge zu vermeiden. Und die Timonil, die die schlimmen Krämpfe verhindert, die durch Vernarbung im Gehirn gelegentlich auftreten können. Und die Colfarit zur Blutverdünnung, die von Herrn Dr. Meier in Olpe sogar von einer auf zwei erhöht wurde. Und . . . und . . .! Warum hat man sie denn verschrieben, wenn sie alle so unwichtig sind?

Samstag. Fünfter Tag.

Früh am Morgen, bevor Schwester Ella mir durch die Lappen gehen kann, frage ich sie: „Was verstehen Sie bitte unter alles geregelt?"

Sie stutzt, überlegt, und schlägt spontan ihre Hand vor den Mund. Es sieht so aus, als wollte sie sagen: „Oh Gott, da habe ich wohl etwas vergessen."

Sie erklärt dann aber, daß sie Schwierigkeiten habe, die Medikamente aus der hauseigenen Apotheke zu beschaffen.(!)

Wie angewurzelt stehe ich da! Ich glaube ihr nicht. – Ich k a n n es nicht glauben! Innerhalb von fünf Tagen sollte die Apotheke nicht liefern können? Warum kam sie dann nicht schnellstens auf mein Angebot zurück? – Sie hat es vergessen! Ich begreife diese Frau nicht.

Weil ich mich nicht mit ihr anlegen will, und ich davon ausgehe, daß sie die Sache nun stehenden Fußes regeln wird, sage ich nur: „Könnte es sein, Schwester Ella, daß nicht ich sondern Sie erholungsbedürftig sind?" Verärgert und zornig gehe ich weiter.

Während des ganzen Tages wiederholt sich alles.

„Hunger, Durst, Tla- Tabletten." Am Abend, bis in die Nacht Herzbeschwerden.

„Mein Gott!! Ich werde ver – rückt! Ich will meine Tla – Ta – bletten," ruft Herbert ständig aus.

Der herbeigerufene Nachtarzt erzählt mir etwas von „intensiven und weniger intensiven Schlafphasen".

Will er mich auf den Arm nehmen? Oder ist er ein Stümper? Sieht er denn nicht, was los ist? Meine Warnungen, daß Herbert nun schon seit Dienstagmittag (fünf Tage) ohne Lanitop und Ismo leben muß, schlägt er in den Wind. Er glaubt es nicht. Fast verstehe ich ihn. Wenn ich als Laie es nicht begreife, wie soll ein Arzt solche schlimmen Dinge auf der Station eines Professors für möglich halten? Darum erachtet er es auch nicht für nötig, meinen Behauptungen nachzugehen. Lieber hält er mich für verrückt.

Warum fahre ich Rindvieh nicht nach Hause, um unsere eigenen Medikamente zu holen? Ist Vertrauen hier noch angebracht?

Sonntag, 4. 3. 90. Sechster Tag.

Herrn Professor bekomme ich selten zu Gesicht.

Und wenn, dann ist er eilig und von so abweisender Art, daß man ihn nicht anzusprechen wagt. Aber seinen Herrn Kollegen, der gerade bei Herbert ist, werde ich jetzt nach den Tabletten fragen.

„Das regelt alles die Stationsschwester", wimmelt er mich ab, ehe ich ihm die Katastrophe schildern kann.

„Ja aber, das ist es doch gerade, was ich . . ."

„Also wirklich, Frau . . . Frau . . . dafür bin ich nicht zuständig. Fragen Sie meinen Kollegen Baum."

„Hunger, Tla - Tabletten, Durst," jammert Herbert unaufhörlich. Angst! Herzbeschwerden! Angst!

Auch ich habe große Angst. Wie soll er morgen die Operation überstehen?

Ich lese mir die Beipackzettel noch einmal durch.

„Ismo 20 dient vor allem zur Dauerbehandlung von Durchblutungsstörungen der Herzkranzgefäße und zur Verhütung von Angina pectoris-Anfällen, sowie zur Nachbehandlung bei Angina pectoris-Beschwerden." Alles trifft haarscharf auf Herbert zu. „Ganz wichtig ist,

daß Sie die verordneten (Lanitop)-Tabletten t ä g l i c h und r e g e l - m ä ß i g einnehmen. Auch wenn Sie sich wieder wohler fühlen, muß Ihr Herz w e i t e r h i n die tägliche Menge erhalten. Wenn Sie a u s - n a h m s w e i s e die Einnahme einmal vergessen haben, so erhöhen Sie am nächsten Tag nicht, sondern setzen Sie die Einnahme weiter unverändert fort."

Und wie oft haben mir sämtliche Ärzte ans Herz gelegt, diese Tabletten n i e m a l s (!) zu vergessen.

Mein Gott!!! Und er ist nun – der Himmel weiß warum – schon sechs Tage ohne!! Da muten sie ihm diese schwere OP zu, um die Durchblutung in den Beinen wieder in Gang zu bringen, während die Durchblutung des Herzmuskels und der Herzkranzgefäße sie gar nicht zu interessieren scheint.

Montag, 5. 3. 90. Siebter Tag.

Schon sehr früh – 5.00 Uhr – schleiche ich mich heimlich zu Herbert. Die Familie ist nicht eingeweiht.

Daß sie es im Krankenhaus nicht gern sehen, wenn die Patienten unmittelbar vor einer Operation besucht werden, verstehe ich sehr gut. Sie müssen es auch nicht unbedingt wissen.

Ich kann nicht anders! Fünf Minuten muß ich zu ihm, seine Hände halten, seine Augen küssen und ihm zeigen, daß ich jede Sekunde mit meinen Gedanken bei ihm bin. Wenn wir auch nicht darüber sprechen – ich weiß, daß er es von mir erwartet. Läge ich an seiner Stelle hier, würde er genauso handeln. Einunddreißig Jahre sind wir beide durch Dick und Dünn gegangen, waren immer für einander da. Und daran wird niemand etwas ändern. Er ist wach.

„Mama! Nee, nee, furchtbar diese Nacht. Herz, Angst, wieder keine Tla – Ta-bletten."

„Ich weiß, Herbert, mein Liebling. Ich begreife es auch nicht. Aber nach der Operation wird alles besser werden. „Er greift meine Hand. „Mama, ich komm – nicht mehr."

Herrgott im Himmel!! Was soll ich ihm jetzt sagen?? Von Vertrauen darf ich nicht mehr sprechen. Das hat er durch das Tablettendrama

längst verloren. (Und nicht nur er!) „Sei ganz zuversichtlich, so wie wir. Hab Vertrauen zu dir selbst. Du willst doch leben! Du bist stark und kannst es schaffen. Du weißt, daß wir dich sehr sehr lieb haben. Ohne dich kann der ROEMERHOF nicht existieren. Und ohne dich – will ich auch nicht mehr – . Du m u ß t, du willst leben." Er weint bitterlich und hält krampfhaft meine Hand.

„Mama. – Hilf mir! – Ich will – will – leben."

„Hab keine Angst, Herbert, Liebling. Du w i r s t leben! Ich weiß es ganz bestimmt. Wir alle glauben fest daran." Er will mich gar nicht fortlassen. Herrgott, wie schwer ist mein Herz!

„Kommt Ihr dann sofort?"

„S o f o r t. Sobald man es uns erlaubt."

Ganz bewußt verhalte ich mich ziemlich normal, so als ob es um eine leppische Mandeloperation ginge. „Also bis später," rufe ich ihm von der Tür zu, obwohl ich entsetzliche Angst und Zweifel habe, ob es ein „später" geben wird. Wie ein Dieb schleiche ich aus dem Haus.

Nach qualvollen Stunden und etlichen Telefonaten dürfen wir am Mittag kommen.Wir finden Herbert auf der Aufwachstation. Eine ungewöhnlich liebe verständnisvolle Schwester läßt uns nach einigem Warten ein. Nachdem sie uns in grüne Sterilkleidung verpackt hat, führt sie uns an sein Bett.

Ein grauenvoller Anblick.

– Schläuche – Schläuche – Apparate.

Wir wagen kaum zu atmen. Was ist mit ihm? – Lebt er???

Er schlägt die Augen auf.

Jaaa! Er lebt! Er lebt!

Dienstag, 6. 3. 90. Achter Tag.

Wir können es nicht fassen, daß er schon heute auf seine Station zurückkehrt. Das nimmt uns einen großen Teil unserer Angst. Zwar ist er sehr schwach und sicher noch lange nicht über den Berg. Aber er ist von den Schläuchen befreit und es sieht alles schon etwas besser aus.

So oft und so lange er es möchte, sind wir bei ihm. Was kümmert uns jetzt der RÖMERHOF? Soll er zum Teufel gehen! – Herbert lebt! –

Mittwoch. Neunter Tag.

Schmerzen, Durst, Hunger. Keine Tabletten. Ob er sie vielleicht in Form von Spritzen bekommt??

Abends die üblichen Erscheinungen von Unruhe. Entsetzlich. Es wird immer schlimmer.

Donnerstag. Zehnter Tag.

Die ersten drei Tage nach der OP liegen hinter ihm.

Schmerzen, Durst und Hunger haben ihn entsetzlich gequält. Immer wieder haben wir ihm den Mund ausgepinselt, die aufgequollenen, aufgebrochenen Lippen angefeuchtet.

„Marianne! Mama! – Durst! Hunger! Tla – Tabletten!"

„Ich bringe Ihnen gleich etwas Tee, Herr Klapheck, aber essen dürfen Sie heute noch nichts," sagt Schwester Ella, die gerade im Zimmer ist.

Herbert sieht mich gequält an. „Acht Tage ohne Essen heute. Nee nee nee! Warum nicht? Hunger, Hunger, Durst! Und Tabletten!" „Wie ist das möglich, Schwester Ella? Sind denn acht Hungertage noch nicht genug?"

„Es sind aber erst drei Tage nach der Operation. Er kann keinen Hunger haben, weil er ja laufend seinen Tropf bekommt." „Schwester Ella, ohne Sie verärgern zu wollen, möchte ich Ihnen sagen, daß ich vier mal unter dem Messer war. Nach jeder Operation durfte ich am dritten Tag wieder etwas zu mir nehmen.Warum darf mein Mann es nicht? Hat es vielleicht Komplikationen gegeben?"

„Nein, das nicht, aber der Chef wünscht es so."

„Herbert, wenn Herr Professor es so wünscht, hat er bestimmt seine Gründe dafür. Halte doch bitte noch einen Tag durch." „ Warum denn, warum? Hunger Hunger." Schwester Ella geht hinaus. Wie um zu beweisen, daß er durchaus schon wieder essen könne, zeigt er mir die Narbe, die sich über seinen ganzen Leib zieht.

„Gut, gut. Ein Könner. Sehr gut gemacht," sagt er bewundernd. Auch ich kann nur bestätigen, daß ich eine solche akurate Narbe selten oder noch nie gesehen habe. Vor allen Dingen bin ich erstaunt, daß sie

schon so gut verheilt ist. Da haben wir uns Sorgen gemacht, daß er die Operation nicht überstehen würde, und nun ist sie bestens gelungen. Wenn auch eine schöne Narbe allein keine Garantie für den Erfolg dieser Operation ist.

Es gibt nichts zu essen, nur ein Schlückchen Tee, keine Tabletten. Am Abend und in der Nacht die üblichen Erscheinungen aufgrund von Lanitop- und Ismomangel. Von allen anderen Medikamenten, die auch nicht unwichtig sind, ganz zu schweigen. Warum, warum lassen Sie ihn leiden? Kein Arzt glaubt mir. Sie halten es einfach nicht für möglich, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht. Sie begreifen nicht, daß der Erfolg dieser Operation durch ihre Gleichgültigkeit in Frage gestellt wird.

Freitag, 9. 3. 90. Elfter Tag.

Visite. Herr Professor betritt mit einem Kollegen und Schwester Ella das Zimmer. Normalerweise würde ich hinausgehen. (Selbstverständlich!) Sie haben sich aber bereits so um das Bett postiert, daß ich an ihnen nicht mehr vorbeikomme. Vielleicht ist es auch gut so, damit ich Herrn Professor endlich einmal selbst nach den Medikamenten fragen kann. „Darf ich bleiben?" frage ich höflich.

Weder meine Frage, noch mein „Guten Morgen" noch ich selbst werden zur Kenntnis genommen.

Als Untermensch (so empfinde ich mich in diesem Moment) drücke ich mich bescheiden in meine Ecke. Es tut zwar weh, aber allzu viel kann mir dieses eigenartige Benehmen nun auch nicht ausmachen. Mit einem Rest an Mut frage ich:

„Verzeihung, Herr Professor Baum, mein Mann ist jetzt elf Tage bei Ihnen. Ich hätte gerne gewußt, warum er bis heute seine Ismo und alles andere nicht –."

Ganz spontan unterbricht er mich! Ehe ich meine Frage beenden kann, wendet er sich an den Arzt in seiner Begleitung: „Kennen Sie Ismo, Herr Kollege?" (Als wenn es n u r um Ismo ginge!) Herr Kollege verneint.

„Also . . . hm . . . hm . . . ach wissen Sie, was i r g e n d s o e i n A r z t

mal verordnet hat, interessiert mich überhaupt nicht," antwortet Herr Professor borniert, ohne sich nach der Bedeutung des Präparates zu erkundigen, wenn er es schon nicht kennt. Er dreht mir den Rücken zu und nimmt mir damit jede Gelegenheit, die übrigen brennenden Fragen anzubringen. Während er mit Herbert spricht, der in seiner schlechten Verfassung sicher „alles versteht", frage ich mich, was einen Akademiker dazu bringt, so unhöflich und arrogant zu sein.

Und dann höre ich Herrn Professor sagen:

„Tja, Herr Klapheck, wir wollen ja gesund werden, nieeecht?

Und das können wir nur, wenn reiche Freunde und Ehefrauen uns nicht unter Druck setzen. – Nieeecht?"

Habe ich richtig gehört? – Meint er mich? – Was soll dieser Unsinn? Was habe ich diesem Mann getan? In welcher Form setze ich ihn unter Druck?

Ist ein erbärmliches Würstchen, ein Untermensch wie ich, denn überhaupt in der Lage, einen solchen Mann „unter Druck zu setzen"? Warum sollte ich so etwas tun? Und wer sind die „reichen Freunde"?

Das letzte Restchen an Achtung und Vertrauen hat dieser Mann, diese Kapazität soeben verspielt.

Herbert sieht verständnislos von Herrn Professor zu mir und wieder zu ihm. Ich kämpfe mit den Tränen. Beide Herren weichen meinem Blick aus.

Fassungslos laufe ich hinaus. Raus hier!! Irgendwo hin. Vor dem Fenster im Flur finde ich mich wieder und weine still in mich hinein. Unmittelbar nach mir verlassen die Ärzte und Schwester Ella den Raum. Für den Bruchteil einer Sekunde halte ich es für möglich, daß sie mir nun ein erklärendes Wort gönnen werden. Aber schon betreten sie das nächste Zimmer. Minutenlang starre ich aus dem Fenster. Dann weiß ich, was zu tun ist. Wer sich selbst zum Wurm macht, darf sich nicht wundern, wenn er getreten wird.

Unwillkürlich vergleiche ich dieses Krankenhaus mit unserem Hotelbetrieb. Unsere Hotelgäste – und auch deren Angehörigen – werden freundlich und zuvorkommend behandelt. „Seine Majestät der Gast" ist

in unserem Hause immer noch höchstes Gebot. Nicht w i r sind die Halbgötter sondern unsere Gäste. Obwohl wir ja auch nicht gerade aus der Gosse kommen. Zwar haben wir kein akademisches Studium, aber ehrenwerte Elternhäuser, die uns Achtung vor dem Menschen, Taktgefühl und Herzensbildung mit auf den Weg gaben. (Vielleicht zu viel – denke ich verbittert). Ein Krankenhaus ist auch „nur" ein Dienstleistungsbetrieb. Wie ein Hotel. Mißlingt in der Restaurantküche ein Omelette oder ein Steak, wird kurzerhand ein neues gebraten. So einfach ist das. Ein Brei, den Ärzte oder deren Mitarbeiter verderben, ist und bleibt verdorben. Vermutlich brauchen wir auch deshalb nur eine drei- bis fünfjährige Ausbildung, gegenüber dem viel längeren Studium der Ärzte.

Entschlossen gehe ich zum Schwesternzimmer und bitte um ein Gespräch mit Herrn Professor Baum. Natürlich (!) ist das „im Moment" nicht möglich. Ich weiß, daß er uns aus dem Wege geht. Er mag weder Thomas noch mich. Nicht ein einziges Mal hat er uns bei einem Gespräch, (wenn es ein's gab) angesehen oder uns mit Namen angeredet. Wir sind es nicht wert. „Dann möchte ich Schwester Ella sprechen."

„Es könnte eine halbe Stunde dauern."

„Das macht nichts. Ich warte."

Endlich ist es so weit. Übertrieben freundlich spricht sie mich an.

„Liebe Frau Klapheck, was gibt es denn?"

„Allerliebste Schwester Ella, es ist jetzt genug. Auf die seltsame Äußerung Ihres Chefs werde ich im Moment nicht näher eingehen. Aber ganz konkret möchte ich auf der Stelle erfahren, w a n n mein Mann etwas zu essen bekommt und w a r u m Sie ihm seine Medikamente nicht geben.

Sie zögert, schluckt und sagt dann kleinlaut: „Leider hat die Apotheke noch nicht liefern können."

„Das ist doch nicht Ihr Ernst!

Sie lassen also einen Menschen eher sterben, als daß Sie ihm erlauben, seine eigenen Medikamente zu nehmen, wenn Ihre Hausapotheke nicht lieferfähig ist? Das soll ich Ihnen glauben? Mein Mann ist heute

11 Tage bei Ihnen. Wissen Sie nicht, was Lanitop, Ismo, Euglucon, Nephral, Timonil und Colfarit bedeuten?"

„Mein Gott, Timonil muß er auch bekommen? Das hätten Sie mir doch längst sagen müssen."

„Wagen Sie es nicht, von den Herzmitteln abzulenken und m i r jetzt die Schuld zuzuschieben. Ich habe Ihnen alles genannt – zwei Mal. Außerdem erhielten Sie eine übersichtliche Tabelle von mir, vorsorglich in doppelter Ausfertigung. Ich weiß, daß man sich darüber lustig machte. Ferner habe ich Ihnen wiederholt angeboten, unsere eigenen Medikamente von zu Hause zu holen. Ich bin neugierig, wie Sie sich rechtfertigen wollen."

Mit großen erstaunten Augen sieht eine andere Schwester, die bei diesem Gespräch anwesend ist, die Stationsschwester an.

„Bitte, liebe Frau Klapheck, werfen Sie einen Blick in unsere Kurve," antwortet Schwester Ella.

Unbeherrscht und zornig kommt meine Reaktion: „Was soll das, Schwester Ella? Ich glaube kaum, daß ich genügend Grips besitze, diese 'Wahnsinnskurve' zu lesen, die Sie scheinbar selbst nicht beherrschen. Mein Spatzenhirn benötigt keine komplizierten Aufzeichnungen. Seit vier Jahren versorge ich meinen Mann mit schlichten selbstangefertigten Tabellen. – Gewissenhaft und verantwortungsbewußt." –

Noch einmal bittet sie mich an die Kurve.

„Schauen Sie, Frau Klapheck, es ist nichts angeordnet. Also ist es doch nicht meine Schuld," sagt sie pikiert.

„Auf diese Karre wollen Sie es laden? Sie wollen es jetzt so hinstellen, als wären die Medikamente überhaupt nicht erforderlich gewesen, nur weil Ihr Chef „a n g e b l i c h" nichts angeordnet hat? W e r das zu verantworten hat, interessiert mich im Moment nicht. Wie ist es ferner zu verstehen, daß Sie meinem Mann pausenlos Traubenzucker via Tropf einflößen, obwohl er Diabetiker ist? Gibt es Ihnen denn gar nicht zu denken, daß der Nachtarzt aufgrund dessen 2 mal wahnsinnig hohen Zucker feststellte, ohne es sich erklären zu können? Obwohl mein

Mann seit zehn Tagen nichts zu sich nehmen durfte? Und dann wollen Sie ihn jetzt auf Alt-Insulin umstellen? Ist das hier ein Kindergarten? Jede Lehrschwester im ersten Lehrjahr weiß, daß solche Spritzen erst dann in Frage kommen, wenn der tägliche Eugluconbedarf drei g a n z e Tabletten übersteigt. Auf zwei h a l b e ist mein Mann eingestellt, bei voller Nahrungsaufnahme. Warum haben Sie sich nicht längst die Krankengeschichte von oben geholt, aus der Sie alles ersehen können? Und was ist jetzt mit seiner Nahrung? Wie lange wollen Sie ihn noch hungern lassen?"

„Wir erwägen ja schon, die Internisten zu Rate zu ziehen. Und den Krankenbericht werden wir uns auch kommen lassen."

Herrgott, steh mir bei! – sie haben es – s c h o n – „in Erwägung gezogen"... (nach 11 Tagen!) und den Krankenbericht werden sie auch kommen lassen! – (Nach 11 Tagen!) In diesem Augenblick fällt es mir wie Schuppen von den Augen.

Diese Kapazität macht vermutlich phantastische Operationen. Aber mit Scheuklappen auf den Augen, die den Durchblick auf alles andere nicht zulassen.

Das „Drumherum", das „Davor und Danach" ist nicht so wichtig. Mehr oder weniger ist man nicht zuständig. Das ist Sache der Internisten, – nach der „postoperativen" Verlegung. Man konzentriert sich ganz und gar auf die Operation. Hauptsache, s i e gelingt. – Je größer die „technische Schwierigkeit", je extremer das „Risiko", desto höher der Multiplikator des OP-Satzes fürs Honorar.

Wenn sie also jetzt bereit sind, den „Rat der Internisten" einzuholen, dann bedeutet das, daß es etwas gibt, wovon sie auf dieser Station nicht allzuviel Ahnung haben. Etwas, wozu sie die Hilfe ihrer Kollegen benötigen.

Warum – warum – wurde diese Hilfe nicht s o f o r t in Anspruch genommen? B e v o r diese entsetzlichen Beschwerden auftreten konnten? Die Internisten hätten (auch ohne meine Tabellen) gewußt, daß ein Herzkranker seine Herzpräparate o h n e U n t e r b r e c h u n g einzunehmen hat.

„Schwester Ella, ich wiederhole meine Frage. Was ist mit den Medikamenten und der Nahrung für meinen Mann? Herr Professor hat mir für heute ein kleines Süppchen in Aussicht gestellt.“

Sie wird verlegen, – schluckt – und sagt:

„Tut mir leid, Frau Klapheck, ich - ich, – wir – können Ihnen nichts geben. Herr Professor ist zu einem dreitägigen Kongreß gereist. Er – er – hat vergessen, uns zu sagen, ob und wann Ihr Mann essen darf und – hm – hm – welche Medikamente er bekommen soll.“ – Die Welt bleibt stehen!! –

D i e s e r M a n n – erhaben über jeden Zweifel – hat es wirklich nötig, so borniert und arrogant zu sein!! Er hat es vergessen!!! Er hat nur eine „Kleinigkeit“ vergessen. – So wie man seine Zahnbürste vergißt. –

N u r s o, ohne Druck der Ehefrauen, kann man hier gesund werden. – Nieeeeeeeecht?

Ich zweifle an meinem Verstand. Wer bin ich? Komme ich vielleicht von einem anderen Stern? Sind diese schrecklichen Geschehnisse hier Wirklichkeit? Oder befinde ich mich auf einem LSD-Trip? Aber ich habe doch nie in meinem Leben Drogen genommen! Selbst Tabletten, die mir verschrieben werden, verabscheue ich.

Kann ein Arzt, der seine Klinik, seine Station für ein paar Tage verläßt – ganz und gar – total abschalten?

Gelingt es ihm, keinen einzigen Gedanken zu haben an den einen oder anderen Patienten?

Unmöglich! – Von Amerika, Sibirien oder China aus – wo immer sein Kongreß stattfinden mag – wird Herr Professor, wenn er nur einen Hauch von Verantwortung und ein Herz im Leibe hat, die vergessene Order t e l e f o n i s c h durchgeben. Koste es, was es wolle! Er wird Herbert nicht drei weitere entsetzlich lange Tage und Nächte hungern und ohne seine Medikamente lassen.

Samstag, 10. 3. 90. Zwölfter Tag.

Hunger, Hunger, Durst! Keine Tabletten, kein Süppchen. Herr Professor hat n i c h t angerufen.

Am Abend und in der Nacht wahnsinnige Quälerei, Unruhe, Unruhe. Kein Arzt ist bereit zu helfen. Immer wieder dasselbe. Sie starren mich an, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank. Niemand glaubt mir. „Wo gibt's denn s o w a s, daß Patienten ohne Grund hungern müssen? Und daß ihre Medikamente verludert werden?" scheint der Nachtarzt zu denken, wie alle Kollegen vor ihm. Vermutlich halten sie Herbert's Beschwerden für ganz normale Folgen der Operation. Können oder wollen sie nicht begreifen, daß sie seine Schmerzen mit einer entsprechenden Spritze, und seine Hungerqualen mit einem Täßchen Suppe auf der Stelle lindern könnten? Ich bin so verzweifelt, daß ich mich ständig frage, wieviel Semester man studiert haben muß um so bescheuert zu sein.

In den wenigen Stunden, die ich nicht bei Herbert sein kann, hält Herr Fladt, der nette neue Zimmernachbar, Herbert's Hand.

Sonntag, 11. 3. 90. Dreizehnter Tag.

Am Morgen erfahre ich, daß Herbert die vergangene Nacht auf der Intensivstation verbracht hat. Der Nachtarzt stellte abermals extrem hohen Zucker fest und wußte sich nicht anders zu helfen. Soeben kehrt Herbert auf seine Station zurück.

Hunger, Hunger, Durst, keine Tabletten!!!!!

Am Abend und in der Nacht wieder wahnsinnige Quälerei. Ich bitte den Arzt um die Medikamente. Ich flehe ihn an um ein viertel Täßchen Haferschleim. Er will sich nicht „in die Angelegenheiten des Professors" mischen. Sie glauben mir noch immer nicht. Solange sich niemand die Mühe macht, der Sache auf den Grund zu gehen, wird sich auch nichts ändern. (Solch eine seltsame verrückte Alte, die sich um Dinge kümmert, die sie nichts angehen, haben sie noch nie gesehen!) Lieber lassen sie einen Menschen vor die Hunde gehen, als daß sie e i n m a l ihre verdammten Kompetenzen – was das auch immer sein mag – „überschreiten". Ich bin fast wahnsinnig. Ob ich mich Herrn Fladt anvertraue? Aber ich kann ihn doch nicht mit unseren Problemen belasten. Und er wird uns auch nicht helfen können. In der Nacht hält er wieder Herbert's Hände.

Montag, 12. 3. 90. Vierzehnter Tag.

Alles wie gehabt.

Ich kann nicht mehr, bin am Ende. Muß ich tatsächlich zusehen, wie sie Herbert „verrecken“ lassen? Wo bleiben seine Medikamente?? Warum geben sie mir nicht drei Löffelchen Haferschleim oder wenigstens eins?

Ich schäme mich! Fange schon an, seinen Blicken auszuweichen. „Bist du die Frau, die mich über alles liebt? Die 30 Jahre mit mir durch Dick und Dünn gegangen ist? Die angeblich meine Krankheit für mich tragen würde, wenn es möglich wäre?“ scheinen seine unsagbar traurigen Augen zu fragen. „Dieselbe, die ich immer für clever und klug gehalten habe? Die jetzt nicht fähig ist, mich aus den Klauen dieser seltsamen Ärzte zu befreien?“

Was ist nur mit mir los? Habe ich Hornochse denn immer noch Vertrauen? Immer noch nicht begriffen, was hier gespielt wird? Glaube ich wirklich, in diesem Saftladen noch etwas verderben zu können?? Warum hole ich nicht alles, was uns fehlt, von zuhause? Auf der Stelle! Unverzüglich!

HERRGOTT, warum hast DU uns so verlassen? Warum hilfst DU uns nicht? Warum schickst DU diesen Ärzten hier nicht einen einzigen lichten Moment, damit sie erkennen, daß irgend etwas nicht stimmt? Warum gibst Du mir nicht ein, ob ich Herbert unbeschadet Tabletten und Nahrung auf eigene Faust geben darf, um sein L e b e n zu retten?

Ich pfeife auf DICH und DEINE ganze Sippschaft. Ein winziges bißchen Hilfe jetzt in unserer großen Not würde DIR keinen Zacken aus DEINER Krone brechen. Ich bin fertig mit DIR! Das letzte Restchen Gläubigkeit und Zugehörigkeitsgefühl zur katholischen Kirche, das ich mir bis heute immer noch bewahrt habe, stirbt in diesem Moment in mir.

Kirchensteuer? Keine Frage! Sie werde ich natürlich zahlen, bis an mein Lebensende. Der „Leute wegen.“ Aber mit solchen Kleinigkeiten gibst DU DICH ja nicht ab.

Unfaßbar, daß ich einmal – vor 40 Jahren – Ordensfrau werden

wollte. Wie Tante Bertchen, die schönste der vier Schwestern meines Vaters.

Nachdem sie lange Zeit in PHILADELPHIA gelebt hatte, im MUTTERHAUS des ORDENS der HEILIGEN DREIFALTIGKEIT, wurde sie Oberin in Driburg . Diese eleganten Schwestern in ihren wollweißen Kleidern und rosa Mänteln haben mich immer fasziniert. Außer dem Abitur, Studium u n d Berufsausbildung (Tantchen war Zahnärztin), ferner einer kompletten Wäscheaussteuer fürs Leben und einigen Tausend „Goldmark", die beim Eintritt ins Kloster mitzubringen waren, schrieben die strengen Ordensregeln vor, von Almosen zu leben.

1946 – nach dem Krieg, konnte man die junge Oberin, die inzwischen Tantchen's Nachfolge angetreten hatte, rittlings auf dem Dachfirst des Klosters sitzen und mit Balken und Dachziegeln hantieren sehen. Schwester Oberin, die aufgrund ihrer Ausbildung (siehe oben) für Reparaturen zuständig war, entfernte am Klosterdach die letzten Spuren des Tausendjährigen Reiches.

Diese Damen waren genau im Bilde, was in der Welt geschah. Sie wußten von den Konzentrationslagern, von den Massentötungen der Juden. Selbst ständig in Gefahr, von Hitlers Schergen vertrieben zu werden, mußten sie hilflos zusehen und konnten nichts dagegen tun.

Tag und Nacht knieten zwei Schwestern zur „Ewigen Anbetung" bei stündlicher Ablösung vor dem Altar der Klosterkapelle. Doch ihre inbrünstigen Gebete, die ganz besonders auch den jüdischen Mitmenschen galten, konnten unseren gütigen Vater im Himmel nicht dazu bewegen, dem Wahnsinn eines Schizophrenen ein Ende zu setzen. Nein, ganze Völker ließ Er vor die Hunde gehen. – Und ich erhoffe jetzt für einen einzelnen Menschen – meinen Herbert – Hilfe von Ihm?

Dienstag, 13. 3. 90. Fünfzehnter Tag.

Alles wie gehabt. Niemand glaubt mir. Niemand hilft mir. Herr Professor ist noch nicht zurück. Herr Professor hat auch nicht angerufen.

Mittwoch, 14. 3. 90

Auch die vergangene Nacht hat Herbert wieder auf der Intensivstation verbracht. Was machen sie mit ihm da oben? Ich rase durch das

Treppenhaus, weil alle Aufzüge besetzt sind. Herbert, Herbert, wie soll ich dir helfen?

Atemlos komme ich oben an. Beinahe hätte ich im Flur vor den Aufzügen ein Bett und zwei Ärzte gerempelt. In dem Bett liegt Herbert, und die beiden Ärzte sind – Herr Professor Baum und Herr Professor Mackwarts. Professor Baum hat sich soeben entschlossen, seinen Patienten in die Obhut seines Kollegen von der INNEREN zu geben. Endlich !

Diesen Vorgang wird man später „postoperativ" nennen.

Ein kleines harmloses Wörtchen, dieses „nieeeeeecht?", auf das ich von Anfang an allergisch reagierte, wird mir für alle Zeiten unauslöschlich und verhaßt in den Ohren hängen.

Die Ärztin der Intensivstation gibt mir ein paar Kleinigkeiten von Herbert in die Hand.

„Warum wurde mein Mann heute nacht zu Ihnen gebracht?" frage ich sie.

„Sein Zuckerhaushalt ist sehr durcheinander und er hat z u w e n i g L a n i t o p," antwortet sie.

Es gibt doch noch Wunder! Eins ist die Tatsache, daß ich noch nicht wahnsinnig bin!!!

„Und was gedenken Sie dagegen zu tun, Frau Doktor?"

„Ihr Mann wird ja jetzt auf die 7a verlegt."

„ Aha !"

Es ist ist 8.30 Uhr.

„Hast du denn jetzt endlich ein kleines Frühstück bekommen?" frage ich meinen armen gequälten, fast verhungerten Mann.

„Nein – nichts," antwortet er schwach. Unsere „Rettung."

„Guten Tag, lieber Herr Klapheck," ruft Schwester Gerda ihm beim Einrollen in die 7a zu. „Hatten Sie mal wieder ein wenig Sehnsucht nach uns?" Freundlich nimmt sie ihn unter ihre Fittiche und bringt ihn in ein Zimmer. Trotz allen Elends sieht man Herbert an, daß er glücklich ist, bei all den Schwestern und Ärzten zu sein, die er kennt, und die ihn kennen. Jetzt wird alles gut werden. Wir sind gerettet. Schwester Gerda eilt mit einem Haferschleimsüppchen herbei.

Gierig, viel zu schnell, trinkt Herbert den Schnabelbecher in zwei, drei Zügen aus.

„Noch – ein – mal," bittet er flehentlich. Und ein zweites Mal besorgt die hilfsbereite liebe Schwester einen Becher dieser „herrlichen" Suppe. Auf der ganzen Welt scheint es für meinen ausgehungerten Herbert in diesem Moment nichts besseres, nichts köstlicheres zu geben als Haferschleim. Der junge Stationsarzt genießt unser volles Vertrauen. Er hat uns schon so manches Mal geholfen. Trotzdem nehme ich mir vor, nicht mehr so vertrauensduselig zu sein.

In kurzen Worten schildere ich ihm, was bisher passiert ist und bitte ihn, sich intensiv um Herbert zu kümmern.

„Ich habe schon von der schlimmen Geschichte gehört", sagt er zu meinem größten Erstaunen. „Aber machen Sie sich nun keine Sorgen mehr. Wir werden das alles in den Griff bekommen."

Bevor ich am späten Abend erschöpft und doch gelöst in mein Bett falle, überkommt mich das Bedürfnis, unserem Herrgott für unsere Rettung zu danken. Aber ist das nicht Heuchelei? Habe ich nicht mit ihm gebrochen? – Wenn es ihn gibt und er so gütig ist, wie man sagt, dann wird er meine Verzweiflung verstehen und mir auch verzeihen.

15. 3. 90

Schon gegen 7.00 h mache ich mich auf den Weg zu Herbert. Natürlich finde ich wieder keine Parke. Ich fahre durch die halbe Stadt in der Umgebung des Krankenhauses. Immer im Kreise. Nichts zu machen!! – Komme zum dritten Mal ins Parkhaus und fahre in größter Not und Eile noch mal alle Ebenen ab. Kein noch so winziges Plätzchen für meinen kleinen Golf. Eine gute halbe Stunde bin ich nun auf der Suche. Ich fühle, daß Herbert auf mich wartet.

Da – eine kleine Lücke. – Schräg schraffiert, also verboten. Es ist mir egal. Obwohl man mir erst vorgestern den Wagen kostenpflichtig abgeschleppt hat, stelle ich ihn nun hier ab. Logisch, daß ich später ein Knöllchen finde, das vierte in dieser Woche. Alles zusammen fast dreihundert Mark.

Auf halber Höhe des kurzen Weges bis zum Krankenhaus überhole

ich eiligen Schrittes einen Herrn. Unsere Blicke treffen sich kurz. Es ist Herr Professor Baum. Wenn ich laut Knigge auch nicht verpflichtet bin, z u e r s t zu grüßen, habe ich halbwegs schon damit begonnen. Als Geschäftsfrau sehe ich das nicht so eng. Da Herr Professor jedoch keine Anstalten zum Gegengruß macht, eile ich weiter.

Endlich stehe ich an Herbert's Bett. Er freut sich wie ein Kind, als er mich sieht.

„Heute nacht hast du doch sicher besser geschlafen, Herbert. Hast du schon gefrühstückt?"

Bevor er antworten kann, kommt Schwester Petra mit dem Frühstückstablett herein. Ich mache ihm kleine mundgerechte Häppchen zurecht und gieße den obligaten Blümchenkaffee in die Schnabeltasse, die er schon in der Hand hält.

„ Ahhh, lecker," stöhnt er genüßlich, „das tut so gut." Ein Häppchen verschwindet in seinem Mund. Das zweite will er gerade greifen, als sich die Tür öffnet.Ein Pfleger holt ihn zu einer Untersuchung ab. Aus ist's mit dem Frühstück! „Nee, nee, nee," jammert Herbert, „es ist doch nicht möglich!" Aber es hilft nichts, er muß fort. Aus Erfahrung weiß ich, daß es für mich keinen Zweck hat, zu warten. Zu viele Stunden habe ich auf diese Weise schon vertrödelt. „Ich komme gleich wieder, Herbert."

Im Hinausrollen schielt er sehnsüchtig auf sein Frühstück. Zwei Stunden später kommen wir fast gleichzeitig in sein Zimmer zurück. Sein erster Blick gilt dem Nachttisch, auf dem er noch sein Frühstück vermutet. Unüberhörbar knurrt sein Magen. Das Tablett ist abgeräumt.

Als wenn ich es geahnt hätte! Nacheinander bringe ich nun die leckersten Kleinigkeiten aus meinem Korb zum Vorschein: ein geschlagenes Eigelb, gemixt mit einem Schuß Rotwein und wenig Zucker. Er kennt diesen wohlschmeckenden Krafttrunk und trinkt ihn andächtig aus.

„Zu welcher Untersuchung hat man dich denn gebracht?" frage ich.

„Röntgen. Immer, immer, röntgen, röntgen."

Die zweite Überraschung sind zwei winzige „Bütterchen", wie Herbert sie liebt. Toastbrot, rund ausgestochen, mit Butter und Kirschgelee. Dazu aus der Thermosflasche frischer Kaffee. Ich beuge mich über ihn, um ihm ein Küßchen auf die Stirn zu drücken. „Geht es dir jetzt ein bißchen besser, mein Schätzchen?" Dankbar streichelt er meine Hand. Wir sind so glücklich, nun auf dieser Station zu sein.

Eines Morgens – zwei Tage später – erreiche ich ziemlich abgehetzt Herberts Zimmer.

Mir stockt das Blut in den Adern! Herbert ist nicht da. Meine Unruhe in der Nacht kam also nicht von ungefähr. Er wird zu einer Untersuchung sein, hoffe ich. Bitte bitte nicht schon wieder die Intensivstation. Ich eile auf den Flur, treffe dort Schwester Danka.

„Wo ist um Himmelswillen mein Mann?"

„Ihr Mann wurde heute Nacht zur Beobachtung auf die Intensivstation verlegt – nur kurzfristig – nicht aufregen." Allerliebste Schwester Danka, rast es durch meinen übernächtigten Brummschädel, nicht aufregen? Wie macht man das? Geht es denn schon wieder los?

Der Aufzug kommt nicht an Land. Wie immer, wenn man ihn dringend braucht. Alle drei Fahrstühle sind ständig besetzt mit Krankentransporten, Wäschewagen, Frühstückswagen, Rollstühlen. Alles sehr wichtig. Und doch! Meine Fahrt zu Herbert ist für mich im Moment das Wichtigste der Welt. Kribbeln Kribbeln überall!

Eine Schwester, die ein Bett befördern muß, erbarmt sich und nimmt mich mit hinein. Endlich komme ich oben an. Wenn meine Beine und die Hüften nicht so schmerzten, wäre ich schneller zu Fuß gewesen.

Ich stehe vor der großen Glastür der Intensivstation und betätige den Klingelknopf. Ich kenne hier alles sehr gut und weiß genau, welcher Dialog wieder ablaufen wird. Es dauert ein Weilchen bis jemand reagiert. Während ich warte, tönt und dröhnt es in meinem Kopf: zu wem möchten Sie bitte, zu wem möchten Sie bitte, zu wem –

Eine Stimme aus dem Lautsprecher:

„Zu wem möchten Sie bitte?"

„Ich möchte zu Herrn Klapheck.

„Wieder tönt und dröhnt es: nehmen Sie bitte im Wartezimmer Platz, Sie werden aufgerufen, nehmen Sie bitte . . . Da – erneut die Stimme aus dem Kästchen:

„Nehmen Sie bitte im Wartezimmer Platz, Sie werden aufgerufen.“ Oh, wie ich das alles kenne und hasse. Wie oft habe ich in den vergangenen vier Jahren hier geduldig gewartet, unzählige Stunden, während es mir unter den Nägeln brannte. Wenn sie mich schon nicht zu Herbert lassen, aus welchen Gründen auch immer, (er erzählt mir später, daß er meine Stimme gehört und gedacht habe, warum kommt sie denn nicht) so wäre jede Viertelstunde, die ich hier wartend verbringen muß, zu Hause im Betrieb so wertvoll.

Kein Personal! Alles müssen wir alleine bewältigen. Man kann einfach nicht mehr als zwanzig Stunden arbeiten. Vier Stunden Schlaf sind viel zu wenig.

Zwei Uhr heute nacht saß ich noch an Herberts Bett. Unmittelbar danach müssen sie ihn hier raufgebracht haben.

Armer Herbert, wieviel Angst hast du wieder ausgestanden, und ich war nicht bei dir.

Ich schaue umher. An der Wand hängt ein Hinweis, den ich heute zum ersten Mal bewußt wahrnehme: . . . Wir sind stets bemüht – sollten wir Sie dennoch einmal vergessen – Ich möchte laut lachen!

Zwei Damen kommen ins Wartezimmer.

Nervös blicke ich auf die Uhr: Halb neun. Fünfundvierzig Minuten sind schon vergangen. Was hätte ich zu Hause alles erledigen können in dieser verlorenen Zeit.

Der RÖMERHOF geht immer mehr bergab. So gepflegt und sauber in jedem Winkel und Eckchen wie einst ist er schon lange nicht mehr. Doch unwichtig, im Hinblick auf Herbert. Von Minute zu Minute steigert sich meine Nervosität, meine Ungeduld. Das Warten hier empfinde ich wie Folter.

Da – es klickt. Endlich! denke ich, und springe auf. „Frau Tötemeier und Frau Hansmann, bitte eintreten.“

Was ist denn nur wieder los bei Herbert, warum lassen sie mich nicht

zu ihm? Ich nehme meinen ganzen mickerigen Mut zusammen und wage es, nochmal auf die Klingel zu drücken.

„Zu wem möchten Sie bitte?"

„Ich möchte zu Herrn Klapheck, bitte sagen Sie mir . . ."

Ehe ich den Satz beenden kann, kommt die Antwort:

„Nehmen Sie bitte im Wartezimmer Platz, Sie werden aufgerufen."

Machtlos begebe ich mich wieder an meinen Platz. Warten . . . warten . . . warten. Eine weitere halbe Stunde.

Das bin nicht ich, es ist nur mein Zeigefinger, der es wagt, jetzt nochmal zu klingeln. Eine andere Stimme:

„Zu wem möchten Sie bitte?"

Ich breche fast zusammen. „Bitte, bitte, liebe Schwester, haben Sie doch ein Herz, ich warte nun schon so lange . . ." Wieder wird mir das Wort abgeschnitten.

„Lesen Sie das Schild an der Klingel." – Klick – aus ! Ich lese das Schild: Bitte nur einmal klingeln.

Ganz langsam – aus den Zehenspitzen, immer höher kommend fühle ich den Wahnsinn in mir hochkriechen.

Wie wird man hier denn eigentlich behandelt? Wie der letzte Dreck? Wer sind die da „hinter der Tür", die ich lachen und kichern höre, und wer sind wir hier „vor der Tür"? Ich fühle mich gedemütigt.

Mein armer Herbert, der verzweifelt wartet. Ich weiß es, ich fühle es. Er hat entsetzliche Angst hier oben. Kürzlich hat er mir zugewimmert: „Intensiv – die Hölle – Angst – keine Hilfe – nur beobachten – Monitor – Monitor – . Wenn ich so mache, (er hob winkend den Arm) kommt niemand. Angst – Angst – Herz".

Man muß doch wissen hier oben (es ist doch eine Intensivstation, nicht irgend eine) daß er zeitweilig nicht einmal in der Lage ist, zu schellen. Aber sie wissen es nicht. Was wissen sie überhaupt von ihm? Wer hier nicht schellt, hat keine Bedürfnisse. Keine Bettpfanne, kein Schlückchen Wasser, keine Strophantinspritze. Diese Not! Und mich läßt man nicht zu ihm. Ich fange an, durchzudrehen. Was soll ich nur

machen? Soll ich auf die Knie fallen? Ich würde es tun, wenn es Herbert nützen könnte.

Nein, nein, nicht auch das noch! Bitte nicht! Blut rinnt mir aus der Nase. Immer, wenn ich aufs äußerste erregt bin, bekomme ich dieses schreckliche Nasenbluten. Aufgeregt krame ich in meiner Handtasche nach Claudenwatte und Seneciontropfen. Immer, immer, wohin ich auch gehe, trage ich sie bei mir. Nur jetzt (!) nicht. In den letzten Wochen habe ich mich selbst und meine eigenen Bedürfnisse ganz vergessen. Gottlob finde ich ein paar Tempotücher. Ich reiße sie in kleine Stücke und tamponiere damit das linke Nasenloch, wie sonst mit der blutstillenden Watte. Natürlich hilft das nicht. Es tropft und tropft durch die Tamponierung und die drei Tücher, die ich vor die Nase presse. Seit meinem zehnten Lebensjahr plagt mich dieses Übel. Kein Arzt konnte mir bisher helfen. Immer wieder erhielt ich den gleichen Rat, das dünne schwache Äderchen in der Nase veröden zu lassen. Das werde ich jedoch niemals tun. Ich betrachte diese Schwachstelle als Überdruckventil, das mich vielleicht einmal vor einem eventuellen Schlaganfall bewahren kann. Ärzte mögen darüber lächeln . . .

Vor zehn Jahren war ich zufällig an einen Heilpraktiker geraten. Wegen unerträglicher Kopfschmerzen hatte ich Herrn Sundermann aufgesucht, nachdem man mich trotz Unmengen von Pillen, Tropfen, Injektionen und Massagen über Jahre hinweg nicht davon hatte befreien können. Während ich mit ihm über diese Angelegenheit sprach, tropfte es plötzlich aus meiner Nase, ziemlich heftig.

„Haben Sie das öfter?“ fragte er.

„Im Extremfall bis zu zehn mal am Tage.“ „Ja ist denn so etwas möglich?“ rief er aus, „warum haben Sie denn nichts dagegen unternommen? Es gibt doch ein ganz simples Mittel, das Sie auf der Stelle davon befreit. Ich selbst leide an dem gleichen Malheur.“

Er stand auf und reichte mir ein Glas Wasser, in das er vierzig Tropfen geträufelt hatte. Nach ein paar Minuten hörte die starke Blutung auf.

„Besorgen Sie sich diese Tropfen sofort aus der Apotheke. Wenn Sie

sie regelmäßig zwei bis drei mal täglich nehmen, werden Sie nie mehr Nasenbluten bekommen."

Skeptisch nahm ich sein Recept entgegen. Ich fragte mich, weshalb die Mediziner, die mir mit ihrer Tamponade immer das Nasenloch ausbeulten, dieses Medikament nicht kannten.

Trotzdem befolgte ich seinen Rat.

Nach achtunddreißigjähriger Qual hatte ich endlich Ruhe! Herrn Sundermann werde ich ewig dankbar sein.

Während diese Gedanken mein Hirn durchwandern – woher nehme ich nur die Engelsgeduld? – schaue ich zum neunundneunzigsten Mal auf die Uhr. Es ist jetzt zehn vor neun, knapp zwei Stunden seit meiner Ankunft, und ich bin noch immer nicht bei Herbert. Ich weiß keinen Rat mehr. Plötzlich reißt ein Pfleger die Verbindungstür auf.

„Ist hier zufällig eine Frau Klapheck?"

„Ja! Hier!! R e i n z u f ä l l ig!" rufe ich verzweifelt.

„Wo bleiben Sie denn? Ihr Mann wartet schon den ganzen Morgen auf Sie."

Ohnmächtig vor Wut bin ich nicht in der Lage, diesem Mann ins Gesicht zu brüllen, daß ich ihn und die ganze Sippschaft hier oben am liebsten auf den Mond schießen möchte. Ich presse mein letztes Tempotuch vor die Nase, aus der es nach wie vor tropft, und stehe nun endlich an Herberts Bett. Obwohl er dieses Malheur kennt, regt er sich wahnsinnig auf, als er die blutdurchtränkten Tücher sieht, die dem Pfleger nicht einmal aufgefallen waren. Gerade will ich ihn begrüßen, als eine Ärztin kommt und mich in einen Nebenraum winkt. Wieder neue Angst für Herbert, weil er unser Gespräch nicht hören soll. Frau Doktor will mir erklären, warum Herbert wieder mal hier oben gelandet ist.

„Was ist mit Ihnen?" fragt sie.

„Unwichtig, Frau Doktor, aber dürfte ich Sie um ein wenig blutstillende Watte bitten?"

„Aber gern." Sie eilt hinweg – kommt zurück: „Tut mir leid, im Moment keine da."

Man stelle sich vor: eine Intensivstation – und nicht ein einziges

winziges Stückchen blutstillende Watte. Unfaßbar! Nur nicht weiter denken! Keine Rückschlüsse daraus ziehen. Was, wenn sie – rein zufällig – Herberts Medikamente auch nicht hätten?

Aber wenigstens ein paar von diesen braunen Krankenhaus-Zellstofftüchern reicht sie mir. Während ich auch diese noch vors Gesicht presse, erklärt mir Frau Doktor, daß man Herbert heute nacht wegen Herzrythmusstörungen zu ihr gebracht hätte. „Und," fährt sie bedeutungsvoll fort, „ wir haben festgestellt,daß Ihr Mann viel zu wenig Lanitop hat." Vor meinen Augen dreht sich alles. –

Sie haben schon wieder f e s t g e s t e l l t , was ich seit Wochen weiß, ahne, befürchte.

Erst vorgestern gab sie d i e s e l b e Erklärung ab. Mit exact d e n s e l b e n Worten. Kann es denn möglich sein, daß sie – eine Ärztin, eine gebildete Frau – das nicht mehr weiß?

Warum hat sie nicht sofort entsprechend gehandelt und den „Lanitopmangel" beseitigt? Ist ein solches Verhalten noch normal? Ihre Erklärung b e s t ä t i g t doch mit einem Schlag meine Befürchtungen, meine Behauptungen, für die ich nun schon wochenlang belächelt werde.

Aber Herr Dr. Erlich hat mir doch versprochen, sich intensiv um Lanitop und Ismo und alles andere zu kümmern. Und zuhause hat Herbert doch niemals „zu wenig" gehabt. Sein Lanitopspiegel war mit zwei halben Tabletten in der Waage zu halten.

Wenn ihm also jetzt Lanitop f e h l t, dann haben sie ihm keins gegeben. Und genauso f e h l e n ihm auch alle anderen Medikamente!! Ist das vielleicht unlogisch?

Seit Wochen – als mir der erste Verdacht kam, – laufe ich nun Sturm, von Arzt zu Arzt, von Schwester zu Schwester. Immer wieder wird mir erklärt, es sei alles in Ordnung. Und nun sind meine Ahnungen zum zweiten Mal Gewißheit geworden. Das versetzt mich in einen derartigen Schock, daß die Blutung auf der Stelle zum Stillstand kommt.

Mit meiner letzten Kraft schleppe ich mich zu Herbert, wasche mein Gesicht und die Hände und setze mich an sein Bett.

Die heile Welt.

„Was, was?“ fragt Herbert. Er will von dem Gespräch mit der Ärztin erfahren. Mit meinem Kummer einerseits und dem Zorn andererseits muß ich ihm nun die heile Welt vorgaukeln. Ich komme gar nicht dazu, mir zu überlegen, was ich jetzt noch tun könnte, um diese Transusen hier oben aus ihrem Schläfchen zu wecken. Wer kann diesen Wahnsinn begreifen? Da müssen die seit langer Zeit b e k a n n t e n Herzrythmusstörungen erst einmal großartig f e s t g e s t e l l t werden. Ein Blick in seine Krankengeschichte hätte Herbert diese Tortur erspart, – und den Krankenkassen eine Menge Kosten.

Alle Ärzte, einschließlich Professor Körtge, die seine Herzrythmusstörungen schon vor Jahren erkannt und mit entsprechenden Medikamenten erfolgreich behandelt haben (siehe Krankengeschichte!) müssen Vollidioten sein. Dabei ist es doch jedem Kind klar, daß einem Patienten nicht p l ö t z l i c h alle Herzmittel entzogen werden dürfen, nachdem er sie jahrelang eingenommen hat.

„Frau Doktor hat mich erst einmal verarztet,“ erzähle ich Herbert. Obwohl er schwach und elend ist, will er nun genauen Bericht über den Betrieb haben. Bettenbelegung, Hotelkorrespondenz, Umsätze und Buchführung. Immer noch ganz der Chef. Viel lieber möchte ich ihn behutsam und zärtlich streicheln. Doch für solche „Mätzchen“ hat er jetzt keinen Nerv.

„Es ist alles in bester Ordnung, mein Herz," erzähle ich ihm und denke, wenn du wüßtest, daß alles drunter und drüber geht, daß der Betrieb arg vernachlässigt wird. Er darf es nicht erfahren.

E r ist für uns alle im Moment das Wichtigste der W e l t. Und wenn alles zum Teufel geht! Nur fürs Nötigste im Betrieb, damit der Schornstein weiter raucht, und für vier bis fünf Stündchen Schlaf nehme ich mir Zeit.

Nie habe ich Herbert belogen. Jetzt komme ich mir erbärmlich vor, als ich, um ihm eine seiner größten Sorgen zu nehmen, weiter schwindle. „Es wird Dich freuen, Herbert, daß wir zwei tüchtige Zimmermädchen bekommen haben." Die Wahrheit ist, daß Mathilde und Dagmar (unsere letzte Azubi) alles allein bewältigen müssen. Mathilde, die seit Herberts Schlaganfall nun schon vier Jahre bei uns ist, hatte sich ihren Lebensabend auch anders vorgestellt. Nachdem sie neben ihrem Beruf ihre Eltern und zwei Cousinen bis zum Tode gepflegt hatte, wollte sie nun endlich ein bißchen Ruhe und Gemütlichkeit genießen. Aber sie kam, als sie gerade zwei Wochen in Rente war, mit der größten Selbstverständlichkeit hier her, um uns beizustehen.

Und nun muß sie mit Thomas und Dagmar den ganzen Betrieb versorgen.

„Zwei Zimmermädchen? Gott – sei – Dank!" seufzt Herbert. „Durst! Ich möchte Tee."

Ich reiche ihm seinen Becher. Von unseren Sorgen darf er nichts erfahren.

Wie wir ohne unsere Dagmar, dieses treue tüchtige Mädchen, lieb, fleißig, zuverlässig und umsichtig, über die Runden kämen, weiß ich nicht. Es ist erstaunlich, daß ein so junger Mensch so viel Verantwortungsgefühl und Verständnis für unsere Lage aufbringen kann. Unermüdlich verrichtet sie ihre Arbeit. Verzichtet auf manchen freien Tag, manchmal zwei, drei Wochen hintereinander. Bis sich die Möglichkeit ergibt, die Plus-Tage nachzuholen. W a n n es möglich ist, entscheidet sie selbst.

Nie (!) werden wir das vergessen, Dagi.

So viel vermag ein gutes Elternhaus, wie Dagmar es hat, hervorzubringen. Ein bißchen, glaube ich, wird es aber auch an uns liegen. Ich halte uns für korrekte umgängliche Menschen. Nie gibt es ein hartes Wort, alles kann man in Ruhe besprechen. Würde sie sonst so treu zu uns halten?

Ferndiagnose.

Plötzlich ist er wieder da, der Stachel, der bitterböse Gedanke.

„Sie, Frau Klapheck, haben a b s o l u t keine Befähigung zur Ausbildung."

Wie ein Keulenschlag traf mich diese telefonische Feststellung der Frau Kollstadt-Mollericks von der IHK.

Gerade in d e m Moment, als unsere Not durch den plötzlichen Schlaganfall am größten war. Was war passiert?

Ich hatte mir doch nichts zuschulden kommen lassen. Sicher, Herbert, der als einziger in unserem Betrieb die AE besaß, war nun ausgefallen. Nachdem wir so viele Jahre gemeinsam ausgebildet hatten – Herbert im kaufmännischen Bereich und ich in allen anderen Sparten des Hotelgewerbes – konnte doch die Tatsache, daß ich die AE nicht hatte, nicht zur „a b s o l u t e n Unfähigkeit" unseres Betriebes geführt haben. – Über Nacht.

1980 hörten wir zum ersten Mal von diesem neuen Begriff. Die „Ausbildereignungs-Prüfung" sollte zukünftig jeder Ausbilder (zusätzlich zur Meisterprüfung) ablegen. Nicht jeder Meister, hieß es, sei auch zur Ausbildung geeignet. Das leuchtete ein. Herbert erfaßte sofort die Lage. Es sollte nicht lange gefackelt werden. Wir berieten gemeinsam, wer von uns den Betrieb für zwei Wochen verlassen könne. Es hatte wenig Sinn, hier zu Hause neben der täglichen Brasselei und allen Pro-

blemen – sozusagen zwischen Suppe und Dessert – sich mit dem Stoff zu befassen. Schließlich war man ja keine Zwanzig mehr.

„Erledige du das mal eben," sagte Herbert zu mir, „du machst das kurz mit links, bist ja auch noch sieben Jahre jünger als ich." Wir lachten herzlich, obwohl uns eher zum Weinen war. Es gab nämlich keine Vertretung für mich. Und die Küche zwei Wochen zu schließen – das war ausgeschlossen.

Kurzentschlossen fuhr Herbert, siebenundfünfzigjährig, selbst nach Berlin und legte dort vor der Handelskammer als einer der ersten (und ältesten) Hoteliers im Lippischen Raum die Ausbilder-Eignungsprüfung ab. Dort wurde sie gerade in Verbindung mit einem Kurzurlaub angeboten. Er war glücklich, als er die Sache hinter sich hatte.

„Erzähl doch mal, was du nun Neues erfahren hast," bat ich ihn.

„Ohne die AE," feixte er, „hätte ich alter Hase natürlich nie gewußt, daß junge Menschen mit Rücksicht und Verständnis, individuell, ihrer Mentalität entsprechend, behandelt werden sollten. Hätte nie etwas erfahren über Arbeitsrecht, Jugendschutz, Schankanlagen und dergleichen mehr. Doch wenn es vom Gesetzgeber verlangt wird, sind wir als Erste dabei. Kein Thema! Nun kann uns nichts mehr passieren."

So kann man sich irren. An unserer Ausbildungsmethode hatte sich zwar n i c h t s geändert. Diese Dame hatte mich nie gesehen. Trotzdem konnte sie sich dieses vernichtende Urteil über mich erlauben – aus heiterem Himmel – per Ferndiagnose.

Ein s a c h l i c h e r schlichter Hinweis auf die nun erneut anstehende AE hätte genügt. Es war uns klar, daß einer von uns diese Angelegenheit so schnell wie möglich nachzuholen hatte. Doch in unserer erbärmlichen Situation hatten wir einfältigen Menschen auf etwas Verständnis, ein wenig Aufschub gehofft. Wir drei, Thomas, Mathilde und ich, hatten wochenlang unser Bett kaum gesehen.

Woher hatte Frau K.-M. nun plötzlich die Kenntnis meiner „absoluten Unfähigkeit?"

Wehte dieser Wind vielleicht aus Richtung Kirsten?

Oder zog sie ihren Schluß aus der Tatsache, daß ich kürzlich einmal

Schwierigkeiten mit dem Ausfüllen von Lehrverträgen hatte? (Zu haben glaubte).

Eigentlich sehr einfach. Aber ich wollte nichts falsch machen. Bisher hatte Herbert das ja alles erledigt. Also bat ich Herrn Weiger von der IHK um Rat.

„Selbstverständlich werden wir Ihnen behilflich sein," erklärte er sehr freundlich, „ich habe Verständnis für Ihre Situation, Frau Klapheck."

Bereitwillig schickte er mir einen Herrn vom Außendienst zu Hilfe, den wir schon einige Jahre kannten. Die Tür des kleinen Nebenraumes stand weit offen. Ohne Gruß wollte Herr August an unserem Chef im Rollstuhl vorbeigehen. Wie recht Herbert doch früher schon hatte, wenn er diesen Mann als „Pfeife" bezeichnete. Ich bat ihn hinein und brachte ihn auf diese Weise dazu, Herbert zu begrüßen.

In diesem Moment begriff ich, wieviel Dank ich so vielen Menschen schuldete. Alle Stammgäste, Hotelgäste, Freunde und Bekannte unseres Hauses waren Herbert trotz (oder gerade wegen) seiner Krankheit stets mit Achtung und Herzlichkeit begegnet. Allzu selbstverständlich hatte ich das hingenommen. Kaum einer von ihnen hatte ihn ignoriert oder gar übersehen. Wenn es dann doch einmal passierte, litt er sehr.

Herr August nahm im Restaurant Platz. Im Gegensatz zu mir hatte er sehr viel Zeit. Als ich ihn nach zwei Stunden vorsichtig fragte, ob wir nun zum Kern der Sache kommen könnten, dem eigentlichen Grund seines Besuches, antwortete er: „Ja hatten Sie denn geglaubt, ich machte Ihnen den Schreiberling?"

Wenn nicht, wozu war er denn gekommen? Seine Ausführungen über das Wetter und die Jugend von heute waren zwar wahnsinnig interessant, aber nicht für mich. Jedenfalls nicht so sehr, um zwei Stunden meiner kostbaren Zeit dafür zu opfern.

Meine Enttäuschung über sein Verhalten und das der Frau Kollstadt-Mollericks wurde später von ihr als u n s a c h l i c h bezeichnet. Ebenso wie meine Frage, warum Kollegen in einer weit weniger schlimmen Lage weiterhin ohne AE ausbildeten. Man verlangte von

mir, die Namen dieser Kollegen zu nennen, was natürlich absolut nicht in Frage kam. Am nächsten Tag fertigte ich die drei Verträge an, als wenn ich nie etwas anderes getan hätte – und ärgerte mich schwarz, daß ich mich so blamiert hatte.

Ob Herr Weiger wohl von dieser Angelegenheit erfuhr?

„An was denkst du?" fragt Herbert, und fährt mit dem Taschentuch über seinen Mund. Ich erzähle ihm nichts von diesen Gedanken.

„Mir geht so manches durch den Kopf", antworte ich, „der Einkauf, die Vorbereitungen für morgen, und welches Süppchen ich dir heute abend mitbringen soll."

Puddingsüppchen mit Eischnee wünscht er sich und deutet auf sein Kopfteil. Es soll etwas höher gestellt werden. Nachdem auch sein Kopfkissen gründlich aufgeklopft ist, und er eine bequeme Sitzlage gefunden hat, sucht er meine Hand, lehnt sich nach hinten und möchte sich unterhalten. Aber kurz darauf nickt er ein.

Ich schaue ihn an. Mein Gott, was ist aus ihm geworden!

Unwillkürlich sehe ich ihn wieder in der Vergangenheit, als er noch gesund, lebensfroh und aktiv war. Nachdem er sich als Industriekaufmann bereits in früheren Jahren in der Ausbildung junger Leute erfolgreich bewährt hatte – bevor er durch mich und unsere Heirat in die Hotellerie gelangte, bildeten wir nun gemeinsam seit 12 Jahren ständig vier bis fünf Hotelfachfrauen aus. Mal mehr, mal weniger erfolgreich. Da naturgemäß der Erfolg einer Ausbildung nicht vom Betrieb allein sondern auch (ein wenig!) vom Dazutun des Auszubildenden, seiner Begabung und seinem Fleiß abhängig ist, können nicht alle Azubis zu Spitzenkräften werden. Regelmäßig erhielten wir, wie alle anderen Kollegen, jahrelang Bittbriefe der IHK, unsere betriebliche Lage zu überprüfen, ob es nicht möglich sei, noch mehr jungen Leuten einen Ausbildungsplatz zu bieten. Auch noch zu der Zeit, als Frau K.-M. längst meine Unfähigkeit herausgefunden hatte, als der Run junger Leute auf einen Ausbildungsplatz im Hotelfach noch groß war.

Noch lief alles wunderbar und alle Beteiligten waren zufrieden. Eine Menge junger Mädchen, die wir zu Damen erzogen hatten,verließen

mit einer gründlichen Ausbildung unseren Betrieb. Aufgrund vieler Vergleichsmöglichkeiten waren sie sich dessen bewußt. Eine von ihnen, unsere Iris, erhielt eine besondere Auszeichnung der IHK. Das alles kam sicher nicht von ungefähr.

Speziell in diesem Zusammenhang erinnere ich mich an Birgit aus Stuttgart. Ein sehr selbstbewußtes emanzipiertes Mädchen. Allerbeste Super-Fachleute – mit AE – hatten sie zur Hotelfachfrau ausgebildet. Anschließend war sie eine zeitlang in einem angesehenen Romantic - Hotel in Stuttgart beschäftigt gewesen. Sie war ein absolutes As im Service und am Buffet. Von Schmutz- und Sauberbereich hatte Birgit allerdings noch nichts gehört. Eines Tages passierte es.

Mit dem Putzwasser von den TOILETTEN im Kellergeschoß kam sie die Treppe herauf, um es in der KÜCHE in die SPÜLBECKEN zu gießen. Welch ein Umstand! Es wäre viel leichter gewesen, den Eimer – was ein absolutes Muß in unserem Hause war – gleich unten zu entleeren.

Unsere vier AZUBIS lagen schon auf der Lauer. Indem sie sich an ihre eigenen Fehler und Erlebnisse erinnerten, mußten sie wohl geahnt haben, was nun kommen würde. Voller Eifer und Ehrgeiz stürzten sie sich auf Birgit, die ihnen so oft als Vorbild präsentiert worden war. Sie verhinderten das Schreckliche und hielten ihr einen Vortrag.

„Ja ist denn das die Möglichkeit?" frotzelten sie. „So was lernt man hier im RÖMERHOF schon in der ersten Ausbildungswoche. Mit den Worten 'Guten Appetit' wußte unsere Chefin uns für alle Zeiten davon abzuhalten, Putzwasser in die Spülbecken zu gießen. – Noch dazu von den Toiletten! Das ist also Ihre Superausbildung."

Diesen Pfennig konnte die sonst sehr redegewandte Birgit nicht wechseln. Wir hatten nebenan alles mitangehört. Es gab nichts dazu zu sagen. Die Sache war für sie peinlich genug. Einen Gedanken konnten wir uns allerdings nicht verkneifen: Das ist der feine Unterschied. – Ausgebildet zu werden von Fachleuten m i t oder o h n e AE.

Auch konnten wir nicht ahnen, daß das Thema AE sich einige Jahre später für uns von selbst erledigen würde. Bewerber für einen Ausbil-

dungsplatz in der Hotellerie wird es kaum noch geben. Und wenn, dann werden sie große Häuser und Hotelketten bevorzugen.

Herbert wird wach und bedrängt mich, nach Hause zu fahren. „Büro“, sagt er. Aber auf keinen Fall werde ich ihn jetzt allein lassen.

„Im Büro ist nichts zu tun, es ist alles erledigt,“ antworte ich und denke an drei überquellende Ablagen, die noch bearbeitet werden müssen. Das Kassenbuch habe ich auch schon zwei Tage nicht geschrieben. Oh Finanzamt, wenn du das wüßtest!!

Er trinkt ein Schlückchen Saft und schließt resignierend die Augen.

Kein Thema mehr.

Wenn ich meinen armen gequälten Herbert so vor mir sehe, möchte ich aufs neue den Tag verfluchen, an dem er auf die Idee kam, getrennt in Urlaub zu fahren. Wäre vielleicht alles anders gekommen?

Eigentlich hätte ich meinen Urlaub in jenem Jahr auf den Canarischen Inseln verbracht, statt in Oberstaufen. Zwei Wochen Sonne, mitten im Winter. Doch gerne opferte ich meine „sonnige Zeit" für den guten Zweck. Durch die geplante Umstellung unseres Betriebes auf SCHROTH sollte sich unsere Situation ja erheblich verbessern. Unsere größte Sorge war immer die Personalnot. Schon damals war zu erkennen, daß der Boom der Hotelfachfrauen gewaltig nachließ. Würde man qualifizierte Mitarbeiter finden? Oder aus dem Heer der Arbeitslosen einige zur Arbeit in unserem Betrieb bewegen können? Unzählige Inserate, ständiger Kontakt mit dem Arbeitsamt, das alles hatte nichts gebracht. Seit Jahren wünschten wir uns verzweifelt einen Koch.

„Du mußt aus der Küche raus, mußt für andere Aufgaben frei werden. Auch mal ein bißchen Mensch sein, mal ein freies Stündchen für dich haben," hatte Herbert oft gesagt. Die Ausbildung unserer jungen Damen, ungezählte andere Bereiche im Hause, die Waschküche, die Mangelstube, die Flick- und Nähstube und vor allem die à la carte-Küche mit umfangreicher Speisenkarte nahmen meine ganze Kraft und Zeit in Anspruch, so daß mein Leben mir manchmal menschenunwürdig erschien.

Bisher hatte mir das alles gar nichts ausgemacht. Mein Leben lang war ich süchtig nach Arbeit gewesen. Aber jetzt, nach achtundzwanzigjähriger Selbständigkeit, fragte ich mich doch manchmal nach dem Sinn dieser Schufterei. Müßte man nicht endlich mal Zeit haben für regelmäßigen Friseurbesuch? Sollten unser wunderschönes Schloß und das Landestheater für mich ewig unerreichbar bleiben? Sollte ich niemals in die Lage kommen, mich mit Ruhe ein Stündchen aufs Ohr zu legen, wenn es mir nicht gut ging?

Andere redeten von einer Fünfundvierzigstundenwoche. Wir nicht! Fünfundvierzig Stunden machten wir locker in drei Tagen. Sollte Herbert, der bald neunundfünfzig würde, weiterhin auf viele Annehmlichkeiten des Lebens verzichten? Niemals kürzer treten können?

Einmal brachte er das Beispiel mit dem Zollstock.

„Schau her," sagte er zu mir, und legte den Zollstock aufgeklappt auf den Tisch. „Nach neuesten Erkenntnissen werden Gastronomen durchschnittlich sechzig Jahre alt. Achtundfünfzig bin ich jetzt. Diese Strecke von eins bis achtundfünfzig habe ich schon zurückgelegt, – also bleibt mir noch dieser kleine Weg von achtundfünfzig bis sechzig."

Mir blieb fast das Herz stehen. Doch nach ein paar Schrecksekunden brach ich in Gelächter aus. Aus damaliger Sicht war das ja kompletter Blödsinn.

Jetzt sollte alles besser werden. Sobald ich von Oberstaufen zurück sein würde, sollte mit der Umstellung begonnen werden. Wieviel leichter würde die Schrothküche zu führen sein, wenn wir denn niemals einen Koch finden sollten! Vergleichsweise ein Kinderspiel:

Am Mittag ein Lauchsüppchen, zum Abend eine Scheibe Vollkornbrot ohne Butter mit etwas Kresse bestreut. Dazu ein Obstler für den Kreislauf.

Das alles ist jetzt überholt und für uns kein Thema mehr. Wir haben andere Sorgen.

Mittwoch-Stammtisch.

Herbert sieht mich an. Unentwegt zeichnet der Monitor seine Kurven. „Wahnsinn" sagt er mit einem Nicken zum Monitor. „Wahnsinn, was soll das ? – Warum keine Tla – ta – blet-ten? Unten, unten. Unsinn hier."

Er meint, daß er wieder auf die 7a will.

Ich versuche einen Arzt zu finden, will ihn fragen, was Herbert hier noch soll. Es geschieht ja nichts mit ihm hier oben, absolut nichts.

Im Moment ist Herr Doktor nicht zu erreichen. Mir kommt der Verdacht, daß Herbert nur hier liegt, weil sie sein Bett auf der 7a brauchen.

Er quält aus neue, daß ich nach Hause fahren, mich um den RÖMERHOF kümmern soll. Eigenartig! In seinem großen Elend geht ihm der Betrieb immer noch über alles.

Ich gebe seinem Drängen nach und fahre für ein Stündchen heim.

Gegen vierzehn Uhr stehe ich wieder vor der Tür zur Intensivstation. Wie furchterregend, geheimnisvoll und Respekt einflößend, diese imposante große Tür.

Ich schelle.

„Zu wem möchten Sie bitte?"

„Ich möchte zu Herrn Klapheck."

„Nehmen Sie bitte im Wartezimmer Platz. Sie werden aufgerufen."

Nach einer halben Stunde schelle ich zum zweiten mal. Ich habe nicht die Absicht, wieder zwei Stunden zu warten.

„Zu wem möchten Sie bitte?"

„Schwester, ich h a t t e bereits Platz genommen und eine halbe Stunde – "

„Nehmen Sie Platz! Sie werden aufgerufen!" Äußerst energisch kommt ihre Antwort.

Spontan schelle ich erneut. Ich werde mich nicht wieder schikanieren lassen.

„Sie wünschen?"

„Mein Name ist Klapheck. Ich verlange, daß Sie mich auf der Stelle einlassen oder mir einen Grund nennen, warum es nicht möglich ist."

Hinter der Tür wird es merkwürdig still. Aufgeregtes kurzes Getuschel. Dann wieder die Stimme:

„Sagten Sie Klapheck? Ihr Mann ist nicht hier." Klick! Aus!

Daß Herbert nicht hier ist, und ich womöglich trotzdem zwei Stunden hätte warten dürfen, weiß ich nun. Aber w o ist er? Warum diese unvollständige Antwort?

Ich koche vor Zorn. Sie haben eben doch den längeren Arm. Sie zwingen mich in die Knie.

Oder sollte ich zu kompliziert denken? Unterstelle ich Gemeinheit dort, wo es einfach nur an Konzentration und Bildung mangelt?

Wie auch immer. Auf jeden Fall zeigt dieser Dialog, daß Jeder (!) der hier schellt, grundsätzlich erst einmal Platz zu nehmen hat. Wie lange, warum – möglicherweise völlig ohne Grund – das wird sich nach ein bis zwei Stündchen schon herausstellen.

Erneutes Schellen!

„Zu wem – "

„Schwester, dürfte ich ausnahmsweise auch noch erfahren, w o ich meinen Mann finden kann?"

„Moment!"

Nach einer kurzen Weile:

„Ihr Mann ist auf der Sieben a".

Ich finde Herbert im selben Zimmer, im selben Bett. Er streckt mir den Arm entgegen und freut sich, daß er der „Hölle", wie er die Intensivstation nennt, wieder mal entronnen ist.

„Hast du heute überhaupt schon etwas gegessen, Herbert?“ frage ich ihn.

„Nein, nein,“ antwortet er, „oben nichts – und hier schon alles vorbei.“

„Sollen wir beide in die Cafeteria fahren und mal wieder so richtig schön konditorn?“

Dankbar und freudig lächelnd nickt er. Ich helfe ihm aus dem Bett, ziehe ihm seinen Morgenmantel über und setze ihn in einen Rollstuhl. Mit dem Aufzug fahren wir hinunter und finden auch ein schönes Plätzchen. Wir bestellen Kaffee und Kuchen und lassen es uns so richtig gut gehen. Ach ist das schön. Die freundliche Serviererin, die uns mittlerweile als Stammgäste einordnet, lächelt uns freundlich zu. Der Kaffee ist vorzüglich, ganz frisch gebrüht, und der Kuchen schmeckt Herbert so gut, daß ich ihm gerne noch ein zweites Stückchen bestellen würde. Aber er möchte nicht mehr. Ich erzähle ihm wieder von zu Hause. Alles was er wissen möchte. Und vom Mittwochs-Thekenstammtisch. Wenn er nicht hier wäre, säße er jetzt bei seinen Stammgästen und hätte seine Freude. Vor allem sein geliebtes Gläschen BIT.

Wie um sein Gedächtnis zu prüfen, beginnt er, die Namen aller Mittwochs-Stammgäste aufzuzählen.

„Bernd? Herr Keller? Herr Windhausen? Dieter?. . . Andre? Jochen? Sieghard? Hartmut? Der liebe ‘Onkel Rolf’ und und der allerliebste ‘Onkel Wilfried’?“

Da ist wieder der bittere Zug um seinen Mund. Er schluckt. Nach jedem Namen hebt er fragend die Stimme, und jedes Mal muß ich bestätigend nicken.

Weiter geht’s: „HIDDESER HOF – Reinhard? Ich habe – ihm – das DU – angeboten, guter Junge.

Der kleine Doktor? Karl Otto? Gerd Rähse? Horst?“

„Alles richtig, Herbert,“ sage ich bewundernd.

„Ja, ich bin gut heute,“ ulkt er zurück. „Ich weiß noch mehr. Unser kleiner Skatclub. – Der erste ‘Hervorragende’, der zweite ‘Her – vor – ragende’ und – der ‘liebe Onkel Herbert’“.

„Weißt du denn auch die Namen der beiden Hervorragenden?“ frage ich.

„Na klar, Dieter Happe und – und Uwe Brinkmann“.

Erstaunlich, daß er sich an diese Ulknamen so gut erinnern kann, die aus einer Laune heraus irgendwann entstanden sind, und auf Nichteingeweihte etwas sonderbar wirken mögen. Wer hätte am Biertisch oder in Weinseligkeit nicht selbst schon mal in dieser Form gealbert? Immerhin gibt es diesen Miniclub seit vier Jahren nicht mehr. – Weil der 'liebe Onkel Herbert' fehlt.

„– gehn hundert auf ein Lot.“

„Wilfried,“ sagt er plötzlich noch einmal. „Wilfried und Uschi und Imke. Und – und – Jochen Schlattmann.“

Es ist nicht schwer, seine Gedanken zu erraten. Er erinnert sich an die wunderschöne Fete im HAUS DES GASTES, als Wilfried FÜNFZIG wurde.

Für Uschi und Wilfried war es eine Selbstverständlichkeit, ihren „Freund im Rollstuhl“ dazu einzuladen. So wie früher, als die Welt noch heile war, und unsere Clique reihum einlud. Ihnen zuliebe hatte Herbert sich an diesem Abend von seinem Fahrgestell befreit. An Thomas’ Arm lief er in den Saal und nahm auf einem ganz normalen Stuhl Platz, nachdem die Gastgeber uns an der Tür persönlich empfangen und herzlich begrüßt hatten. Und wie nett Imke sich um Herbert kümmerte. Immer wieder kam sie an seinen Platz, um nach seinen Wünschen zu fragen, ebenso wie ihre Eltern.

Jochen hatte die Aufgabe übernommen, Herbert im Laufe des Abends einige Male zu einem gewissen Örtchen zu führen, das man nach Meinung der beiden Herren nicht gut mit seiner Frau aufsuchen konnte. Zu vorgerückter Stunde, als die Zwei wieder einmal draußen waren, hörte man sie schallend lachen. Ich eilte auf den Vorflur, um nach Herbert zu schauen. Sie waren gestürzt und lagen ineinander verkeilt am Boden.

Herbert, der auf Jochen ja recht weich lag, amüsierte sich köstlich. Ohne Hilfe waren sie nicht in der Lage, sich aufzurichten.

Ich war sehr beunruhigt. Aber es war alles gut gegangen.

Weidenröschentee.

Herbert's Augen werden feucht. Schnell wechseln wir das Thema. Die Zeit rinnt. Er ist so glücklich, daß er alle Namen wußte und sie – vor allem – auch aussprechen konnte. Wir zahlen und fahren zurück auf unsere Station. Ein schöner Nachmittag war das.

Kurz nachdem ich Herbert ins Bett gepackt habe, bekommt er schon sein Abendbrot. Kräutertee, Brot, Butter und Geflügelwurst, keine Tabletten. Wie gewöhnlich bestreiche und belege ich die beiden Schnitten und schneide sie in mundgerechte Häppchen. Er mag nichts anrühren. Geflügelwurst mochte er noch nie.

„Ist nicht tragisch, Herbert, du hast ja ein dickes Stück Kuchen gegessen", sage ich und reiche ihm einen Schnabelbecher Tee, den er fast austrinkt. Ziemlich müde von unserer Excursion in die Cafeteria sinkt er jetzt in seine Kissen und möchte schlafen. Er weiß ja, daß ich gegen zweiundzwanzig Uhr wiederkomme, um ihn für die Nacht zu versorgen und etliche Stunden bei ihm zu bleiben, daß ich jetzt vier Stunden in der Küche sein muß, um das Abendgeschäft abzuwickeln. Ehe ich gehe, beuge ich mich über ihn und flüstere ihm etwas ins Ohr. Auf der Stelle wird er wieder hellwach. „ja? ja?" –

„Ja, mein Schätzchen."

„Ganz bestimmt?" hakt er nochmal nach.

„Ja, ganz bestimmt."

Ich weiß, daß er nun bis zu meiner Rückkehr am späten Abend an nichts anderes denken kann als an das Fläschchen BITBURGER PILS, das ich ihm soeben versprochen habe. Zur Belohnung – schon vorab – streichelt er meine Hand und lächelt mir zu. Lange, lange war ich nicht mehr so glücklich.

Als ich ein wenig verspätet zu Hause eintreffe, liegen in der Küche schon eine Menge Bons für mich. Mit meinen Gedanken noch bei Herbert, kann ich mich gar nicht gut auf meine Arbeit konzentrieren. Aber Mathilde, die liebe, ist ja an meiner Seite, und so kann mir nicht viel passieren. Etwas später, als das Gröbste geschafft ist, erzähle ich ihr von dem wunderschönen Nachmittag mit Herbert.

Thomas, der soeben in die Küche kommt und ihre Freudenthränchen sieht, fragt absichtlich ein wenig barsch:

„Was ist los?“

„Och nichts“, sagt sie, „Mama hat mir von Papa erzählt. Sie will ihm heute abend ein BIT mitnehmen.“

„Ja, das müßte Mode werden, nachmittags ein dickes Stück Kuchen mampfen und abends noch ein BIT obendrauf. So möchte ich auch mal im Krankenhaus liegen“, mault er schelmisch und geht hinunter in den Bierkeller, um für Papa ein Fläschchen rauszustellen. Damit es später nicht so eiskalt ist.

Während ich für Herbert ein kräftiges legiertes Hühnersüppchen zubereite und den obligaten Weidenröschentee, erinnere ich mich an Frau Schülke aus Dortmund, die wir in der MARKUS-KLINIK in Driburg getroffen hatten. Wir tauschten damals unseren Kummer aus und waren uns einig: Wie auch immer, unsere Männer sind zwar sehr krank, aber wir haben sie noch!! Wir dachten wohl beide daran, wie schrecklich es sein muß, sie zu verlieren. Später schickte sie mir ein Buch: „Gesundheit aus der Apotheke Gottes“.

Wieviel nützliche und wirklich Hilfe bringende Anregungen wir diesem Buch von MARIA TREBEN und damit auch den Schülkes verdanken, wissen sie leider nicht, weil wir uns aus den Augen verloren haben.

Gleich nach Erhalt und Studium besagten Buches fingen wir an, Herbert jeden Morgen Weidenröschentee vorzusetzen, den er auch bereitwillig trank, nachdem er dessen Bedeutung kannte. Er hatte nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus unerhörte Probleme, sein Wasser los zu werden. Der Schlaganfall und der damit verbundene Dauerkatheder im Krankenhaus hatten dazu geführt, daß Herbert ständig einen Restharn von 5oo bis 9oo mg mit sich herumschleppte.

Die Urologen hielten eine Operation für unumgänglich. Herbert weigerte sich jedoch. Eine Alternative gab es nicht. Zwei mal schon hatten wir Herrn Dr. Panknin zu uns bitten müssen, um das Wasser mittels „Einmalkatheder" abzuleiten. Die prallvolle Blase hatte derart unter das Herz und andere Organe gedrückt, daß Herbert kaum noch Luft bekam. Wir erfuhren, daß er schon einige Jahre zuvor wegen Prostatabeschwerden von ihm behandelt worden war. Uns hatte er nichts davon erzählt.

Nun konnte nur noch der Weidenröschentee helfen (oder nicht). Fast zwei Jahre trank er ihn, jeden Morgen(!) Dann kam der Durchbruch. Wir hatten schon fast die Hoffnung verloren,und Herbert fing an, sich zu weigern, weil der Tee „ja doch nicht hilft."

„Die letzte Tüte machen wir noch leer," beschwor ich ihn damals, und er willigte ein. Dieses Restchen Tee brachte uns das Glück. Als Thomas seinen Vater eines Tages im Rollstuhl zum Örtchen fuhr, fing es an zu laufen. Es lief und lief und lief. Die beiden konnten das gar nicht fassen, und Herbert wollte sich totlachen. Soviel Wasser hatte er noch nie gesehen. Und wir waren unsere größte Sorge los.

Enttäuschung.

Inzwischen sind die Bons erledigt, alle Essen rausgegeben. Zweiundzwanzig Uhr. Reinigen und Aufräumen der Küche nimmt Mathilde mir ab, damit ich schnell zu Herbert komme. Unterwegs geraten meine Gedanken wieder an die Schülkes:

Nach unserem unvermuteten Zusammentreffen in Driburg haben sie uns noch einmal besucht. Herrn Schülke ging es wieder erstaunlich gut.

„Sie müßten Ihren Mann zu Doktor Weigelsberger bringen," sagte Frau Schülke. „Auf seine Methode führe ich den guten Zustand meines Mannes zurück. Da es sehr schwierig ist, bei ihm einen Termin zu bekommen, will ich mich gerne für Sie einsetzen."

Gesagt – getan.

Der Termin kam zustande. Es war nicht gerade leicht, Herbert in die hoch gelegene Praxis zu befördern. Die freundlichen Damen nahmen uns in Empfang und baten mich, Herberts Oberkörper frei zu machen. „Herr Doktor wird gleich kommen." Wir fieberten ihm entgegen, waren so gespannt darauf, ob er uns helfen könnte.

Nach einer halben Stunde kam Herr Doktor. Er begrüßte uns und stellte eine Menge Fragen. Er schaute Herbert in die Pupillen und befahl ihm, das rechte Bein zu heben. Das war natürlich nur möglich unter Zuhilfenahme des linken Armes. „Nein nein, so nicht", rief er aus, „ das Bein muß es allein schaffen. Noch einmal!" Herbert mühte sich ver-

gebens ab. „Dann heben Sie mal den rechten Arm, Herr Klapheck“, fuhr er fort. Herbert wollte erklären, daß das unmöglich sei. Aber ehe er ein Wort hervorgebracht hatte, fuhr der Doktor ihn an: „Nun mal zügig! Bitte den rechten Arm heben, hier wird nicht geschlafen“.

Herbert warf mir einen Blick zu. Ich verstand ihn genau. In gesunden Tagen hätte er an dieser Stelle die Praxis des Arztes wortlos verlassen. Nun aber – in seinem Rollstuhl – war er auf meine Entscheidung angewiesen. Da ich mir immer noch Hilfe erhoffte, entschied ich zu bleiben.

Wenn ich bei der ersten Aufforderung, das gelähmte Bein zu heben, noch an Zerstreutheit oder Routine gedacht hatte, so kamen mir jetzt langsam Zweifel, ob Herr Doktor wohl den Krankenbericht gelesen hatte, der ihm vorher auf Wunsch zugeschickt worden war. Ziemlich barsch hob er nun selbst Herberts gelähmten Arm in die Höhe und ließ ihn zurückschnellen.

Herbert schrie auf vor Schmerz. Der Arm war auf die Seitenlehne des Rollstuhls gefallen.

Selbst Laien wissen nach Studium einschlägiger Literatur, daß die von der Lähmung betroffenen Körperstellen einerseits gefühllos, andererseits aber überempfindlich sein können. „Also lassen wir das,“ sagte er, ohne ein Wort des Bedauerns. „Kommen Sie mal an meine Schubladen hier. Eine nach der anderen wollen wir sie nun aufziehen.“

Herbert nahm natürlich den l i n k e n Arm.

Nun drehte der Doktor durch.

„Sie sollen den r e c h t e n Arm nehmen,“ brüllte er, „also wenn Sie das alles nicht können, was wollen Sie dann überhaupt hier? So kann ich Ihnen nicht helfen.“

Herbert schaute ihn verständnislos an. Verängstigt und den Tränen nahe.

„Ja – aber . . .“ weiter kam er nicht.

„Ja so ist es, Herr Klapheck, wenn Sie nicht mal die einfachsten Dinge können, dann sind Sie bei mir falsch.“ Ich schnappte nach Luft. Obwohl ich meinen Zorn gewaltsam unterdrücken mußte, gelang es

mir, äußerst sanftmütig zu antworten: „Verehrter Herr Dr. Weigelsberger, wenn mein Mann das alles könnte, was Sie von ihm verlangen, dann wären wir doch gar nicht hier. Wir hatten uns Hilfe von Ihnen erhofft, hatten vorausgesetzt, daß Sie wissen, was ein Schlaganfall ist. Auch ich habe den Eindruck, daß wir hier an die falsche Stelle geraten sind. Abgesehen von Ihrer eigenartigen Methode ist es doch wohl nicht angebracht, einen Patienten derart anzubrüllen. Wir sind sehr enttäuscht. Möge Ihnen ein solcher Leidensweg immer erspart bleiben."

Niemand ahnte an diesem Tage, daß Herr Dr. Weigelsberger ein halbes Jahr später das gleiche Schicksal erleiden würde. – Schlaganfall. –

Ein BITCHEN.

Inzwischen bin ich am Krankenhaus angekommen. So spät am Abend ist es nicht schwer, einen Parkplatz zu finden.

Herbert erwartet mich schon. Er äugt in meinen Korb und läßt sich von mir den Weidenröschentee in einem Schnabelbecher reichen.

„Mmbah", sagt er, und trinkt ihn aus. Nach einer Weile verlangt er sein Süppchen. Mit welcher Liebe diese Dinge für ihn zubereitet werden: nicht etwa schon zu sehr abgekühlt – dabei muß die Zeit für den Transport einkalkuliert werden – und schon gar nicht zu heiß, – damit er sich nicht den Mund verbrennt. Alles muß genau abgepaßt sein. Langsam und genüßlich schlürft er das kräftige Hühnersüppchen, das tägliche, obligate. Sein Süppchen von z u h a u s e. Nicht, daß an der Krankenhauskost etwas auszusetzen wäre. Im Gegenteil, ich habe mich oft gewundert, daß sie so ausgewogen und abwechslungsreich ist, und das bei der riesigen Kapazität.

Doch für einen Kranken, der so viel Zeit hier verbringen muß, ist es halt irgendwann immer der gleiche Geschmack. Ein wenig läuft aus dem rechten Mundwinkel. Pingelig – wie er immer war – suchen seine Augen die Serviette. Mal wieder keine da. Macht nichts, daran haben wir uns schon gewöhnt. Aus dem Korb ziehe ich ein frisches Mundtuch von zu Hause, unter dem ich das versprochene BITCHEN versteckt habe. Schon hat Herbert, dieser Schelm, es entdeckt. Er grinst mich

vielsagend an, zwinkert mir zu und freut sich, daß er gleich nach dem Süppchen noch etwas in petto hat.

Meine Freude darüber, daß es ihm heute so „gut" geht, kann ich nicht verbergen. Er bemerkt das und zwinkert mir noch einmal zu, genauso schelmisch wie früher.

Oh, Herbert, mein Lieber, denke ich, wenn wir dich doch erst zu Hause hätten. Ruck zuck würden wir dich wieder aufpäppeln. Schwere Zeiten liegen hinter uns. Wir haben sie immer gemeistert. Herbert, Thomas, Till und ich! Und so würden wir es auch jetzt wieder schaffen. Wenn er endlich und regelmäßig seine Medikamente bekäme, seine vertraute Umgebung hätte. Wir haben es ja viele Male erlebt: sobald er zuhause war, lebte er wieder auf.

Im ersten Jahr nach dem Schlaganfall hatte es auch depressive Phasen gegeben. Manchmal war Herbert so verzweifelt, daß er nicht mehr leben wollte. Wir alle, Familienangehörige, Freunde, Bekannte, seine Therapeuten, die Freunde aus Dänemark, unser guter Doktor Erne, der i m m e r für Herbert da war, Doktor Schröder, diese zierliche bezaubernde Frau, die wir intern Schröderchen nannten, und last not least Herr Doktor Panknin – versuchten, ihn immer wieder aufzurichten, ihn zu motivieren und ihm Mut zu geben.

Die Dänen Nils und Balthser und Martin – Reisebusunternehmer – hatten einmal aus ihrer Heimat ein ganz besonderes Laufgestell für ihn mitgebracht, ein teures Gerät. Die Kosten hatten sie sich geteilt. Unter allen Umständen wollten sie ihren Freund wieder ans Laufen bringen, was er später auch gut schaffte. Mit unendlicher Mühe und Geduld brachten seine Therapeuten ihn so weit, daß er mit einer Gehhilfe, einem Vierfußstock, durch das ganze Haus laufen konnte. Mit dem Aufzug fuhr er ohne Hilfe – ohne Rollstuhl in alle Stockwerke und marschierte durch die langen Flure. Und weh uns, wenn er auf den Teppichböden Flusen entdeckte. Dann machte er uns die Hölle heiß, sobald er von seiner Rundreise zurückkehrte.

„Wozu", sagte er oft, wenn er durch sein schönes Haus stolzierte, „warum? Wahnsinn, Wahnsinn." Er meinte , warum gerade ihm das

alles hatte passieren müssen. Er hatte noch so viele Pläne. Bis an sein Lebensende hätte er wohl nie aufgehört, unser Haus zu verschönern, zu vergrößern, zu verbessern. Doch irgendwann begann er, sein Leben zu akzeptieren. So wie es jetzt war. Er wollte nicht sterben, sich nicht aufgeben. Im Hinterkopf hatte er immer die ungewisse Hoffnung, daß sich vielleicht sogar eines Tages alles bessern würde. Er spürte, daß wir ihn brauchten, ihn nicht verlieren wollten, und daß wir ihn über alles liebten.

Wenn er von Freunden hörte, daß wieder mal eine Reise geplant wurde – sei es zur Herrensitzung im Hans-Sachs-Haus, oder eine Fahrt nach Lorette de Mar – und wir den bitteren Zug um seinen Mund bemerkten, versuchten wir ihn zu überzeugen, daß auch er eines Tages alle diese Reisen mit ihnen wieder unternehmen würde.

Auch sie gaben ihr Bestes.

„Herbert, nun mach mal voran, klüngle nicht so lange herum“, sagten Sieghard, Jochen und Hartmut, „im nächsten Jahr wollen wir Dich wieder mitnehmen“.

So ganz glaubte er nicht daran, aber immer blieb die Hoffnung. Einmal machte ich ihm den Vorschlag, diese Einladung schon jetzt anzunehmen.

„Ich werde mitfahren,“ sagte ich, „um Dich zu versorgen, werde immer in Deiner Nähe sein, falls Deine Freunde einmal nicht mit Dir fertig werden. Niemand wird mich sehen, ich werde sozusagen als Dein unsichtbarer Schutzengel im Hintergrund bleiben.“ Ich hätte es ihm so sehr gewünscht.

Aber er wollte das nicht. Klar, vor seinen Freunden wollte er nicht wissen, wie abhängig er von mir war. Solche Touren machte man auch nicht mit Ehefrauen. Da wollten die Männer unter sich sein. – Keine Ausnahme. – Wie begeistert hatte er mir von diesen Fahrten erzählt!

„BIT“, sagt er jetzt. „BIT, zack zack“.

Ich reagiere nicht schnell genug.

„Los! Zack zack,“ drängt er übermütig noch einmal und grinst. Der feierliche Ritus beginnt: das Pilsglas wird aus dem Korb genommen,

die Manschette und die beiden Bierdeckel, alle Dekore nach vorn. Er hält das Glas, ich schenke ein. Dann das vertraute Geräusch,als das Bier ins Glas gluckert.

Musik für seine Ohren. Immer wieder, immer wieder – er wird dessen niemals müde werden – schaut er bewundernd auf das Design der Utensilien.

„Brauerei BITBURG einmalig," sagt er, während ein Rülpser seiner Kehle entschlüpft. „BITBURG einmalig".

Wortlos deutet er zuerst auf den Genießerkopf des Glases und dann auf den des Bierdeckels. Ich weiß, was er meint. Zuhause hat er einmal seine Schwester Till gefragt, indem er mit dem Finger auf den Kopf des Glases tippte:

„Wem sieht der hier ähnlich?"

Mathildchen, die die Geschichte im Gegensatz zu uns noch nicht kannte, dachte angestrengt nach. Fast wollte sie schon sagen, „unserem Onkel Hermann," da zeigte Herbert ihr das Pendant auf dem Bierdeckel und sagte grinsend: „Dem hier." „Du verflixter Bengel," schimpfte Mathilde, „mußt du mich immer auf den Arm nehmen?"

Der Rest aus der Flasche muß her. Ich gieße nach. Genießerisch rollt er seine Augen.

„Lecker?" frage ich. „Ja, lecker", sagt er, „einmalig lecker".

Dann legt er sich nieder, drängt mich, heimzufahren und schläft ein. Das Bierchen hat ihn müde gemacht. Ob er heute einmal besser schlafen kann? Sollte ich einmal ohne Kummer und Sorgen heimfahren können?

Vorher muß ich noch Schwester Ingrid fragen, was Herbert für die Nacht bekommt. – Es ist wieder nichts angeordnet!! Hat Herr Dr. Erlich mir nicht versprochen, sich nun wirklich ganz ernsthaft darum zu kümmern?

Hat Herr Professor Mackwarts, den ich heute morgen eigens aus diesem Grunde in seinem Sprechzimmer aufgesucht habe, mir nicht fest zugesagt, e n d l i c h a l l e Medikamente, insbesondere ISMO und LANITOP, persönlich und unverzüglich anzuordnen? Wenn er auch ganz

und gar nicht einsehen wollte, weshalb Herbert die ISMO unbedingt 0.30 Uhr einnehmen soll, so sagte er doch nach diesem ausführlichen Gespräch: „Der Zeitpunkt für die Einnahme ist zwar völlig egal, aber wenn es Sie beruhigt, Frau Klapheck, wird Ihr Mann sie zur g e w ü n s c h t e n Zeit erhalten."

Nach unseren Erfahrungen mit der ISMO bin ich zwar anderer Meinung, aber viel wichtiger ist es doch, daß Herbert sie erst mal ü b e r h a u p t bekommt!! Ich erzählte ihm auch von dem sonderbaren Verhalten seines Herrn Kollegen Baum, der sich von mir „unter Druck gesetzt" fühlte.

„Ja ja, wir wissen, daß er manchmal etwas eigenartig ist. Aber für solch einen Unsinn habe ich nun wirklich auch keine Erklärung," meinte er.

„Schwester Ingrid, Sie müssen sich irren," sage ich erregt. „Ich bin ganz sicher, daß Herr Professor die ISMO selbst verordnet hat, und zwar für 0.30 Uhr. Ebenso wie alle anderen Medikamente. Ich weiß es ganz bestimmt. Sehen Sie doch bitte nochmal nach."

Irritiert schaut sie mich an. Ein zweites Mal geht sie an die Kurve und sagt dann: „Also wirklich, Frau Klapheck, nicht ich sondern Sie irren sich. Gestern nacht hat er eine ISMO bekommen. Meines Wissens die einzige überhaupt. Für heute ist sie aber abgesetzt."

Der Vergleich mit einem Saftladen drängt sich mir auf. Gerade heute, da er sie von Herrn Professor höchstpersönlich e n d l i c h bekommen sollte, wurde sie „abgesetzt".

A b g e s e t z t statt a n g e o r d n e t !

Kann man das alles noch als Ballung, als Verstrickung tausend unglücklicher Zufälle bezeichnen? Was kann ich denn j e t z t noch tun? Wenn nicht einmal meine Kniefälle beim CHEF dieser Station etwas bringen, an wen könnte ich mich dann noch wenden?

Mit angstvollen Gedanken an die Nacht finde ich meinen Wagen nicht. Ich kann mich nicht erinnern, wo ich ihn abgestellt habe. Endlich fällt es mir doch ein, und ich rase durch die menschenleere Stadt nach Hause.

Alpträume.

Eine entsetzliche Nacht liegt vor mir. Der „wunderschöne" Sonntagabend mit Herbert darf mich nicht über die Tatsachen hinwegtäuschen, darf mich nicht davon ablenken, weiter zu kämpfen. Tausend Gedanken martern mein Hirn.

„Viel zu wenig Lanitop"! Das bringt mich fast um meinen Verstand. Was sind denn das nur für Ärzte hier? Ich überlege hin und her. Suche nach einer Erklärung für die seltsamen Vorgänge. Zum hundertsten Mal stelle ich mir vor, wie so etwas abläuft:

Bei der Einlieferung eines Patienten, bzw. der Verlegung auf eine andere Station notiert eine Schwester, manchmal auch ein Arzt, nach den Angaben der Angehörigen die vorausgegangenen Krankheiten und sämtliche Medikamente.

Wozu? Warum?

Darf ich als „normal Sterblicher" vermuten, daß dieses ausschließlich deshalb geschieht, daß sie dem Kranken in gewohnter Weise verabreicht werden? Und zwar unverzüglich? Vor allem die Herzmittel, bei denen k e i n e Unterbrechung eintreten darf? Wie geht es dann weiter? „Normalerweise" wird der verantwortliche Arzt der Stationsschwester einen entsprechenden Auftrag geben und sich hin und wieder überzeugen, ob seine Anordnungen befolgt werden. –

„Normalerweise". –

Die Beobachtungen der Angehörigen, insbesondere die der Ehefrau, die ihren Mann nun vier Jahre pflegt und deshalb vielleicht mit Recht eine „winzige" Kenntnis für sich in Anspruch nimmt, dürften die Ärzte ein Mal – höchstens zwei Mal – ignorieren oder als „Spinnerei" belächeln. Beim dritten Mal müßte einem ehrgeizigen Arzt doch der Kragen platzen. Mit einer unbeschreiblichen Wut im Bauch müßte er die betreffende Kurve unter die Lupe nehmen, um dieser anmaßenden, dreisten verrückten Alten endlich das Maul zu stopfen. Und dann – würde er festzustellen, (!) daß tatsächlich etwas nicht stimmt. – E n d- l i c h könnte dem Patienten geholfen werden.

Wenn es aber nun keinen einzigen „ehrgeizigen" Arzt hier gibt? Müßte es dann nicht allerspätestens klingeln bei der Information von der Intensivstation: „zu wenig Lanitop"? Ist es nicht traurig, daß man sich über diese Selbstverständlichkeiten überhaupt den Kopf zerbrechen muß? Ich bin so entsetzlich müde. Aber irgend etwas sträubt sich in mir, einzuschlafen. Ich m u ß eine Lösung für dieses Phänomen finden, einen Weg – und sei er noch so steil und dornig – Herbert zu helfen. Auf der Schwelle vom Halbschlaf zum Traum sehe ich zwei Patienten vor mir.

Herbert.	Ein Fremder.
Patient X	Patient Y

Patient X liegt seit dem 27. 2. 90 stationär. Jetzt, nach erfolgreicher Bypas-Operation am 5. 3. leidet er entsetzliche Qualen. Herzkranzgefäße und Herzmuskel krampfen in der Brust, weil man ihm seine Medikamente nicht gibt. Sein Herzleiden sollte hier allen bekannt sein!!

Der Patient Y wird völlig entkräftet und abgemagert eingeliefert. Die Ursache ist den Ärzten nicht bekannt.

Beide schafft man zur Beobachtung auf die Intensivstation. Man stellt fest, daß der Patient Y „unterernährt" ist. Frau Y ist glücklich, daß ihrem Mann aufgrund dieser Entdeckung geholfen werden kann. Selbstverständlich setzt sie voraus, daß er hier entsprechend behandelt und ernährt wird, daß der Patient X „an Herzrythmusstörungen leidet

und ihm Lanitop fehlt." Seine Ehefrau läuft Sturm und ist überzeugt, daß er es auf der Intensivstation(!) endlich bekommen wird.

Beide kommen nun zurück auf ihre Station.

Während Frau Y bei ihren zahlreichen täglichen Besuchen nicht die Spur von Nahrung für ihren Mann entdecken kann und auf ihre besorgten Fragen immer wieder die Antwort erhält, daß ihr Mann alles bekommt, was er braucht, legt Frau X sich einen ganzen Tag auf die Lauer:

Keine Medikamente!

Sie läuft von Arzt zu Arzt und b e h a u p t e t: „Es sind wieder keine Tabletten gebracht worden."

Der Zustand beider Patienten verschlechtert sich. Was passiert? Natürlich (!) kommen sie wieder auf die Intensivstation!

Der Monitor des Patienten X zeichnet auf. Es wird beobachtet. Bis zum Wahnsinn beobachtet, was längst bekannt ist!! Und nichts geschieht. Ebenso läuft es bei Herrn Y.

Ohne Kommentar werden beide wieder auf ihre Station verlegt. Frau X fleht weiterhin die Ärzte an. Der Zustand ihres Mannes wird immer schlechter. Kein Arzt macht sich ein einziges Mal die Mühe, ihre eigentlich doch u n g e h e u r e n Behauptungen einmal gründlich zu überprüfen. Ihr Flehen trifft auf taube Ohren, ihr Mann ruft nach wie vor:

„Tabletten, mein Gott, Tabletten!"

Frau Y sucht vergebens das Frühstück, das Mittagessen, das Abendbrot für ihren Mann. Auch ein Tropf mit flüssiger Nahrung ist nicht zu sehen. Sie läuft Sturm. Niemand überprüft die Sache. „Überspannte Ehefrau!"

Beider Zustand verschlechtert sich weiterhin. Sie müssen wieder auf die Intensiv!

Dem Patienten X erzeugt das ständige Hin - und Herschieben große Angst und somit zusätzliche HR-Störungen. Doch nur keine Angst! Der Monitor zeichnet ja, er zeichnet große grüne ovale Symbole. Es wird „beobachtet!"

Herr Y hungert sich weiter bergab, ist nach wie vor unterernährt.

Seine Frau sitzt hilflos an seinem Bett und muß verzweifelt zusehen. „Es ist alles in bester Ordnung, liebe Frau. Wir haben unser Handwerk gründlich gelernt." Machen Sie sich nur keine Sorgen." Und der Monitor mit seinen drei großen – roten – Augen – ist hellwach. Er beobachtet, beobachtet, beobachtet.

Am Morgen – liegt Herr Y – tot – in seinem Bett.

Nur ein Exitus. – Nichts welterschütterndes. – Das gehört hier zum täglichen Brot. Irgend eine Frau Y – wer ist das schon? – hat ihren Mann verloren. Niemand kommt auf die Idee, sich am Tode dieses Mannes schuldig zu fühlen.

Und der Patient X?

Mit einem Satz springe ich aus dem Bett und rase zum Krankenhaus! Ein Blick auf die Uhr: kurz nach sieben. Die Suche nach einer Parke beginnt wieder. Jeden Tag das gleiche Drama. Drei, vier Knöllchen in der Woche. Unbedeutend! Kein Thema für mich. Höchstens für unsere berühmt berüchtigte Stadtpolitesse, die ja auch nur ihre Pflicht tut.

Obwohl ich in meinem Leben in jeder Hinsicht äußerst sparsam war, – sparsam sein mußte – spielt Geld im Zusammenhang mit Herbert für mich keine Rolle mehr. Wenn ich nur nicht den Führerschein dabei verliere. Wie soll ich dann zum Krankenhaus kommen, mehrmals täglich.

Herbert ist nicht in seinem Zimmer!! Oh Gott, schon wieder die Intensivstation ?

Schwester Gerda kommt und macht eine Kopfbewegung nach oben: „Sie haben ihn wieder raufgebracht. Das Herz."

„N a t ü r l i c h das Herz!! „ antworte ich zornig.

„Mein Gott, Schwester Gerda, gibt es denn hier keinen Menschen, der begreift, w a r u m sein Herz randaliert ?

Warum um alles in der Welt gibt man ihm die Herzmittel nicht?" Sie versteht nicht, weiß die Zusammenhänge nicht.

Ich muß weiter, hetze die Treppe hinauf, weil der Aufzug besetzt ist.

Acht Uhr stehe ich vor der verhaßten Tür und schelle.

„Zu wem möchten Sie bitte?"

„Ich möchte zu Herrn Klapheck."

„Nehmen Sie bitte im Wartezimmer Platz. Sie werden aufgerufen.“ Ich warte auf meinen Aufruf, wie mir geheißen. Der imaginäre Herr Y fällt mir ein. Warum gab man ihm nicht schlicht und einfach etwas zu essen, statt ihn bis zum Wahnsinn zu beobachten. Vielleicht, weil die Information über die äußerst schwierige, nur mittels M O N I T O R zu treffende Feststellung „H U N G E R“ nicht an seine Station gelangte?

Mein Blick fällt auf das Schild. „ – Sollten wir Sie dennoch einmal vergessen“ –. Nein, nein, bitte nicht schon wieder!

Nebenan höre ich es rumpeln und poltern. Betten werden hin und her geschoben, rausgefahren, reingefahren. Ich weiß, was das bedeutet. – Bedeuten k a n n ! – Meine Qual ist unvorstellbar. Um mich abzulenken, zwinge ich meine Gedanken in eine andere Richtung.

Unser Doktor Erne.

Was ist das hier eigentlich für ein Kindergarten? Begreifen sie denn nicht, daß sie meine böse Ahnung, meine massiven Behauptungen bereits zweimal selbst bestätigt haben? Wen könnte ich nur um Hilfe anrufen? Herrn Doktor Erne? Nein! Er ist in Urlaub. Er könnte, er würde mir helfen! Seine Hausbesuche montags sind nicht nur in medizinischer Hinsicht von Bedeutung. Wenn Herbert weiß, daß „sein Doktor" kommt, ist er aufgekratzt und guter Dinge.

„Gutten Taag," schallt es fröhlich durchs Haus, wenn ich auf sein Klingeln öffne. „Wo ist der Boss? Ach, da isser ja, hallo Vatter." Herbert mag seine burschikose Art.

Einmal versprach Herr Doktor, am Abend zu kommen und ein BITCHEN mit ihm zu trinken. Er hat es nicht vergessen. Und es wurden zwei daraus. Herbert war sehr beeindruckt, daß „sein Doktor" einen Teil seines Feierabends für ihn geopfert hat.

„Wie geht's denn hier so? Was macht die Wunde am Bein?" fragte Herr Doktor Erne weiter.

„Schei – ," entfuhr es Herbert ungewollt. Höchst erstaunt über diese für ihn ungebräuchliche Ausdrucksweise zuckte er unwillkürlich zusammen, und dann lachten wir alle herzlich miteinander.

„Herr Klapheck, versuchen Sie es doch einmal mit Honig", sagte der Doktor verschmitzt „Verdammter Honig, das geht auch."

„Nein, nein, das hilft nicht bei Wut." meinte Herbert.

„Wie kommen Sie mit der neuen Dosierung von Lanitop zurecht,

Frau Klapheck?" wandte er sich wieder an mich. Wir dachten beide daran, daß Herbert eine zeitlang „zwei ganze täglich" hatte einnehmen müssen. Bis zu dem Tag, als er mal wieder ins Krankenhaus gebracht wurde.

Ein seltsamer Anfall, bei dem er einfach so zur Seite kippte und bewußtlos wurde. Der Stationsarzt, Herr Dr. Erlich erklärte mir, daß es sich um Vergiftungserscheinungen handelte, die bei solchen Herzmitteln leicht auftreten könnten. „Darum muß man eben sehr genau und individuell dosieren. Wir werden reduzieren. Geben Sie Ihrem Mann nach der Entlassung vorläufig nur zwei Halbe. Und niemals vergessen! Ebenso verhält es sich mit Nephral. Sehr Wichtig." sagte er. Der Arzt kannte mich zu der Zeit noch nicht so gut, sonst hätte er vielleicht gewußt, daß ich eher das Atmen als Herbert's Medikamente vergessen könnte.

Bei der Einlieferung hatte Herbert so ein seltsames ziehendes Geräusch in der Brust. Dieses Rasseln beim Atmen, das mir große Sorgen machte, konnte man fast für Lungenentzündung halten. Herr Dr. Erlich war zuversichtlich und versuchte in rührender Weise, mir meine Angst zu nehmen.

„Genau kann ich's heute abend noch nicht sagen, aber ich glaube eher, daß es sich um ein wenig Wasseransammlung in der Lunge handelt. Machen Sie sich keine Sorgen, das werden wir in den Griff bekommen. Auf jeden Fall werde ich ihm heute abend noch eine Lasixspritze geben. Sollte sie entsprechend anschlagen, bin ich sicher, daß meine Vermutung stimmt. Bei der Entlassung werden wir dann auf das besser verträgliche Nephral umsteigen."

Am nächsten Tag erfuhr ich, daß es keine Lungenentzündung war. Es ging Herbert auch schon viel besser. Das „Rasseln" war verschwunden. Bei der Entlassung wurde mir gesagt, daß er nun auf zwei Nephral und z w e i h a l b e Lanitop eingestellt sei.

„Sollte alles gut gehen, können Sie bei dieser Menge bleiben. Wenn Sie den geringsten Verdacht haben, sprechen Sie sofort mit Ihrem Hausarzt."

Dieser junge sympathische Arzt ahnte nicht, wie dankbar ich ihm war.

„Was den Diabetes betrifft," fügte er hinzu, „so genügt vorläufig e i n e h a l b e Euglucon für den ganzen Tag. Doktor Erne wird ihn ja regelmäßig überwachen."

Überglücklich nahmen wir Herbert mit nach Hause. Zwei Tage ging alles gut. Dann hörte ich es wieder rasseln. Von den Damen in der Praxis erfuhr ich, daß Dr. Erne zu einem dreitägigen Kongreß gereist war.

Was nun? Einen anderen Arzt zu rufen, der Herbert und die letzten Ereignisse nicht kannte, hatte nach meiner Meinung wenig Sinn. So handelte ich nach meinem Gefühl und telefonierte mit Herrn Dr. Erlich.

„Eigentlich darf ich es nicht, Frau Klapheck," sagte er sehr freundlich, „ich kann keine Ferndiagnosen stellen.Aber ich verstehe Ihre Lage und möchte Ihnen gerne helfen. Wir müssen die Nephral kurzfristig erhöhen. Er braucht wohl eine Halbe mehr. Sobald Ihr Hausarzt zurück kommt, muß er sich darum kümmern. Reichen übrigens die zwei halben Lanitop? Kommen Sie zurecht?"

„Sehr gut, Herr Doktor Erlich, zumal mein Mann seit einiger Zeit eine Ismo bekommt. Nachts um Eins. Seitdem ist herzmäßig alles in bester Ordnung."

„Wie schön! Ich wünsche Ihrem Mann und Ihrer Familie alles Gute. Einen schönen Tag noch."

„Danke, danke, Herr Doktor, Sie haben mir wieder sehr geholfen. Auch Ihnen alles Gute."

Bei diesem Telefonat war es noch auf h a l b e Tabletten angekommen. H i e r spielen g a n z e und m e h r e r e g a n z e keine Rolle mehr.

9.30 Uhr. Noch immer warte ich auf meinen Aufruf.

Ich habe den „Faden verloren". War ich nicht bei den Hausbesuchen stehen geblieben?

„Wie kommen Sie mit der neuen Dosis zurecht?" hatte Dr. Erne also gefragt, während er sich um Herberts Blutdruck kümmerte und die Lungen abhörte.

„Ich finde, daß es unserem Boß sehr gut geht, wir haben absolut keine Probleme," antwortete ich.

„Also lassen wir alles so. Wenn irgend was ist, sofort anrufen!"

Ja, wir konnten uns auf unseren Doktor verlassen. Andererseits wußte auch er, daß sein Kommen wirklich vonnöten war, wenn wir ihn anriefen. Innerhalb von zwei Minuten traf er dann ein. Manchmal kam es uns so vor, als könnte er fliegen.

„Tschüß dann, bis nächste Woche," sagte er „und allerseits einen schönen Tag."

Von diesem Tage an blieb Herberts Zustand unverändert gut, genau so wie vorher. Monatelang.

Irgendwo schlägt eine Uhr Zehn. Sie reißt mich aus meinen Gedanken. Haben sie mich schon wieder vergessen? Zwei Stunden! Ob ich es untertänigst wagen dürfte, nochmal zu schellen? Als ich mich gerade erheben will, kommt ein Pfleger durch den Warteraum und macht sich dort zu schaffen . „Sagen Sie bitte , wird es noch sehr lange dauern , bis ich zu meinem Mann darf?" spreche ich ihn an. „Gut zwei Stunden warte ich jetzt."

„Wer sind Sie denn?"

„Mein Name ist Klapheck."

„Moment, ich frage mal."

Für kurze Zeit verschwindet er hinter der Tür. Aufgeregtes Gemurmel und Getuschel versetzt mich in große Angst. Als er zurückkommt und erklärt, daß Herbert schon seit zwei Stunden nicht mehr hier ist, schießt mir der Gedanke an Herrn Y durch den Kopf. Das Blut erstarrt in meinen Adern.

„Wir haben den Patienten um acht Uhr auf seine Station gebracht. Entschuldigen Sie bitte, wir dachten, Sie wüßten das schon."

Ich bin wie gelähmt. So viel Dusseligkeit wie hier oben auf der Intensivstation ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.

„Weiterhin angenehme Ruhe," möchte ich ihn anbrüllen. Doch ich unterdrücke meinen unbändigen Zorn und fresse ihn in mich hinein. Hier wird sich sowieso nichts mehr ändern. Doch immerhin hat sich dieser Mensch entschuldigt, und das ist ein ganz neues Erlebnis hier oben.

Horror-Trip.

Glücklich, daß Herbert der „Hölle“ wieder entronnen ist, düse ich aufgeregt wie eine Henne durch das Treppenhaus. Zur 7a. Der Flur steht voll mit belegten Patientenbetten, für die offenbar kein Zimmer frei ist. Sollten sie etwa aus diesem Grunde – Herbert – nach oben gebracht haben? – Nein, nein! Dieser Gedanke ist zu abwegig! Ich stürme weiter zu seinem Zimmer, wo ich ihn vermute. –

Er ist nicht da!! –

Oh, diese entsetzliche Angst! Ein anderer Patient, ein anderes Bett an seinem Platz. Zurück zum Schwesternzimmer! „Schwester Brigitte, wo um himmelswillen ist mein Mann?“ „Ihr Mann? Wieso? Er befindet sich doch auf der Intensivstation.“

„Heiliger Schutzengel, Du meine letzte Zuflucht, – wo ist der Patient X?“ – Herzstiche, Übelkeit, wahnsinnige Angst. Weiter, weiter, abwärts durchs Treppenhaus – der Aufzug kommt sowieso nicht. – Bis zur Sechs a. Vielleicht haben sie sich in der Station geirrt.

„Wir kennen keinen Herrn Klapheck.“

Weiter! Abwärts – Fünf a – .

„Ein Herr Klapheck ist hier nicht abgegeben worden.“

Weiter, weiter – Vier a –

„Warten Sie mal!“ – Ein Hoffnungsschimmer. – Die Schwester schaut in die Liste, – und dann:

„Nein, Irrtum, der Herr heißt Klappich."

Weiter! Weiter! – „Nein nichts."

Weiter, weiter, weiter!!!!! Wie von Sinnen finde ich mich auf der untersten Station wieder, dort, wo sich die Röntgenabteilung und Untersuchungsräume aller Art befinden. Überall frage ich nach Herbert. Niemand weiß etwas von ihm.

„Herbert, Herbert, wo bist Du?" schreien meine Gedanken auf den riesigen Flur hinaus. Eine Ärztin muß meine lautlosen Schreie gehört haben. Sie kommt auf mich zu. Wir kennen uns flüchtig.

„Sind Sie Frau Klapheck, suchen Sie Ihren Mann?"

Heilige Maria, ich flehe Dich an, laß sie jetzt bitte nichts Schlimmes sagen.

„Ihr Mann wird soeben geröntgt, haben Sie noch einen Moment Geduld."

„Oh, Frau Doktor, stundenweise Geduld könnte ich jetzt noch aufbringen – für diese Auskunft."

Sie sieht mich irritiert an. Hält sie mich für verrückt? Bin ich das nicht wirklich schon?

Eine von den breiten Türen der Röntgenabteilung geht auf. In seinem Bett wird Herbert herausgeschoben. Ängstlich blickt er sich überall um. Ich stürze ihm entgegen, greife seine Hand. Er sieht mich unbeherrscht weinen.

Tränen darf ein Schlaganfallpatient nicht sehen. – Oh Herr Professor Körtge, wenn es Sie hier noch gäbe. . .!

„Nicht, nicht," sagt Herbert, „ nicht weinen." Er, der so viel Leiden erdulden muß, versucht m i c h zu trösten.

Das wirft mich noch mehr um. Er hält meine Hand, als wenn er sie nie mehr loslassen wollte, und ich spüre seine entsetzliche Angst. Während die Lehrschwester sein Bett in Richtung Aufzug schiebt, laufe ich neben ihm her.Wir halten uns immer noch an der Hand, glücklich, daß wir uns wiedergefunden haben.

Die Aufzugtür geht auf. Bums, macht es. Die Gummipuffer am Bett fangen die Erschütterung des unvermeidlichen Aneckens nur wenig

auf. Wir sind oben angekommen. Als sich die Tür aufschiebt, rollt Herbert sich zusammen, als wollte er den nächsten Stoß dadurch abfangen.

Wir rollen in die 7a ein .

„Da sind Sie ja, Sie verlorener Sohn," ruft Schwester Gerda uns entgegen. „Wo waren Sie denn, Herr Klapheck? Ihre Frau hat sich solche Sorgen gemacht."

„Ich auch, ich auch, Angst, Angst, drei Stunden, mein Gott, mein Gott, kalt, kalt, Hunger Hunger. „

„Was meint er mit drei Stunden?" fragt Schwester Gerda.

„Er meint, daß er von einem dreistündigen Horror-Trip zurück kommt. Ein Saustall (!) ist das da oben. Nachdem sie mich von sieben bis zehn haben warten lassen, sagten sie mir, daß sie ihn schon um acht auf die 7a gebracht hätten.

Hier war er aber nicht zu finden. Niemand wußte etwas von ihm. Ich habe ihn dann auf allen Stationen vergeblich gesucht, bis ich ihn ganz unten fand. Vielleicht wurde er einfach dort abgestellt, weil es überall brechend voll war, und sie nicht wußten, wohin mit ihm. Und alles, was da unten steht, wird geröntgt. Seit acht Uhr hat man den Ärmsten hier im Hause herumgeschoben. Frierend und ohne Frühstück. Hoffentlich hat er sich keine Lungenentzündung eingehandelt."

Wo er die ganze Zeit war, werde ich wohl nie erfahren, dazu kann er im Moment zu wenig sprechen. Drei verlorene Stunden, für ihn und für mich. Drei Stunden voller Angst, grausamer Angst und Sorgen .

„Haben Sie schon gefrühstückt, Herr Klapheck?" fragt Schwester Petra, „oder möchten Sie gleich Ihr Mittagessen?" Er ist zu elend, um auf zwei Fragen gleichzeitig zu antworten. Natürlich hat er nicht gefrühstückt! Wir drei einigen uns aufs Mittagessen.

Eilig fahre ich hinab zur Cafeteria und besorge ihm ein gutes Kännchen Kaffee. Die Serviererin erkundigt sich nach Herberts Befinden. Immer findet sie ein nettes freundliches Wort für uns. Während ich Herbert von ihr erzähle und ihm ihre Grüße ausrichte, schlürft er den guten Kaffee.

„Aahh, lecker, tut gut", sagt er.

„Was haben sie denn mit Dir da unten alles gemacht," versuche ich heraus zu bekommen

„Ich weiß es nicht, warten, warten, kalt, rö – röntgen."

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß man da unten in dem großen Vorflur bis zu zwei Stunden im Durchzug warten kann, bis man an die Reihe kommt. Wohl dem, der sich dann bis zum Halse zudecken kann, wenn er nicht so hilflos ist, wie Herbert. Warum kann man das nicht besser organisieren, terminieren? Müssen unbedingt sechs, sieben Betten und etliche Rollstühle auf einmal da unten herumstehen, wenn doch nicht alle gleichzeitig abgefertigt werden können?

Der Vergleich mit einem Stück Vieh auf der Schlachtbank drängt sich mir auf. Ich erinnere mich an einen Tag 1982. Ich war mit Nierenentzündung eingeliefert worden. Nach Schüttelfrost und hohem Fieber in der Nacht brachte man mich am nächsten Morgen zur Ultraschalluntersuchung nach unten. Die Sprechstundenhilfe zog mir das Nachthemd aus und bestrich meinen Bauch mit diesem widerlich-kalten Gel, das man doch sicherlich ein bißchen temperieren könnte. Der Raum war ungeheizt und ich schnatterte vor Kälte, während ich unbekleidet auf den Arzt wartete.

„Schwester, ich friere so sehr," rief ich nach einer Weile.

„Tut mir wirklich leid, Frau Klapheck. Unsere Klimaanlage ist defekt, ich kann es leider nicht ändern," sagte sie sehr lieb, fast mütterlich, und ging zu dem jungen Arzt, der hinter einem Paravent an seinem Schreibtisch saß und das Ergebnis der vorangegangenen Untersuchung auf Band sprach.

„Herr Doktor Rumhold, Frau Klapheck liegt schon zehn Minuten, bitte kommen Sie doch!"

„Noch zwei Minuten," rief er, und sprach seelenruhig seinen Bericht zuende.

Es folgte eine noch schlimmere Nacht mit Schweißausbrüchen und hohem Fieber. Die Nachtschwester schleppte zwei zusätzliche Decken und zwei Wärmflaschen herbei, um mich von meinem schrecklichen Schüttelfrost zu befreien.

Weil sie mit meinem hohen Fieber nicht fertig wurde, hielt sie es für nötig, den Nachtarzt zu rufen. Obwohl ich ziemlich „abwesend" war, fiel mir seine Gehbehinderung auf. Er sah mich an und fühlte meinen Puls. „Dafür haben Sie mich kommen lassen?" schnauzte er die Schwester an. Ich wunderte mich über seinen Ton ihr gegenüber und dachte, daß er noch viel lernen müsse. Er war ja auch noch jung!

Am nächsten Tag wunderte sich Herr Professor Körtge, daß mein Zustand sich verschlechtert hatte.

„Wie kommen Sie an diese schlimme Lungenentzündung, Frau Klapheck?" hörte ich ihn fragen. Damals war ich noch zu feige, von dieser Begebenheit zu berichten, und so antwortete ich nur kleinlaut: „Ich weiß es nicht, Herr Professor."

Heute könnte mir das nicht mehr passieren. Diese Sache kostete mich und die Barmer Ersatzkasse drei zusätzliche Wochen Krankenhaus.

Warum sind die Menschen hier so abgebrüht? Müssen sie auf diese Weise für stets gute Belegung der Betten sorgen? Haben sie eine schlechte Ausbildung genossen, oder hat das tägliche Einerlei sie so abgestumpft?

„Weiß, weiß."

Das Mittagessen kommt. Schwester Dorit bringt Kalbfleisch, Gemüse, Kartoffelbrei. Herbert rümpft die Nase.

„Möchten Sie lieber etwas anderes?" fragt Schwester Gerda, die auch im Zimmer ist, mit einer Engelsgeduld.

„Weiß, weiß," stottert Herbert. Sein Sprachschatz wird immer kleiner.

„Mein Mann meint Quark und Milchsuppe," erkläre ich ihr. „Aber gern, Herr Klapheck. Nur heute ? Oder auch morgen und übermorgen?" will sie wissen.

„Nur – heu – te," antwortet Herbert schleppend.

„Gut, ich werde Ihnen das besorgen," sagt sie freundlich, während Schwester Dorit ihr Tablett wieder hinausträgt. Nach kurzer Zeit bekommt Herbert seine Milchsuppe und Quark mit Obst. Er ißt kaum etwas davon. Hunger und kein Appetit. Zu abgespannt.

„Geh heim,“ sagt er zu mir und schmiegt sich in seine Kissen. Erschöpft nach dieser Irrfahrt heute vormittag möchte er jetzt seine Ruhe. Er weiß, daß ich in zwei Stunden wieder bei ihm bin.

Zu Hause warten sie mit dem Essen auf mich. Die Familie sieht sich kaum noch. Zu den Mahlzeiten sitzen wir kurz beisammen und sprechen alles durch. Wie immer berichte ich vom Krankenhaus.

„Mutter,“ sagt Thomas, „ich bin es jetzt leid. Wir werden Papa nach Hause holen. Hier wird er endlich all seine Medikamente bekommen und sich wieder erholen. Wir hätten ihn schon vor drei Wochen holen sollen. Die Bypassoperation war gelungen und bestens überstanden, die Fäden waren gezogen. Es ging schon wieder ein bißchen bergauf. Trotz Schmerzen und Ziehen in der Operationsnarbe ist Papa mit mir über den Flur gelaufen. Das war der richtige Moment, ihn heimzubringen. Alles was danach passierte, hat ihm nur geschadet. Du bleibst jetzt hier und ich fahre zum Krankenhaus, um alles zu regeln.“

Mein Herz hüpft vor Freude. Genau das hatte ich auch soeben vorschlagen wollen. Zwei mal haben wir schon darüber gesprochen, aber niemand wagte diese Entscheidung endlich zu treffen.

Thomas fährt ab. Diese Zeit muß ich nutzen, um schnell die Rechnungen, die sich auf dem Schreibtisch türmen, Eingang und Ausgang, zu erledigen. Wenn Herbert heimkommt, werde ich vorläufig keine Zeit dazu finden. Aber ich kann mich nicht konzentrieren. Noch bevor meine Arbeit getan ist, kommt Thomas zurück.

„Ich habe nichts erreicht,“ sagt er traurig. „Ich konnte keinen der zuständigen Ärzte sprechen. Aber Schwester Brigitte meinte, daß Herr Doktor Waldke Andeutungen in Richtung Entlassung gemacht habe. Er will sowieso mit Dir sprechen. Ich habe Papa in den Rollstuhl gesetzt und bin mit ihm in die Cafeteria gefahren. Ein großes Stück Sahnetorte und ein Kännchen Kaffee hat er dort verzehrt, mit dem größten Appetit.“

„Wunderbar, Thomi. Gut hast Du das gemacht. Wenn ihm sein Abendbrot wieder nicht schmeckt, hat er wenigstens das im Leibe.“

Ein Verlangen, meinen großen kleinen Sohn, der jetzt verstohlen ein

paar Tränen zerquetscht, mal wieder in die Arme zu nehmen, läßt sich nicht länger zurückhalten. Es muß sehr sehr lange her sein, stelle ich jetzt schmerzlich fest, denn er ist viel zu groß dazu. Er beugt sich ein wenig zu mir, daß ich sein Haar streicheln kann, und gibt mir ein Küßchen auf die Wange.

Oh, wie gut das tut.

Auch ein fast Zweimeter-Sohn braucht seine Streicheleinheiten, und eine Mutter ab und zu die Liebe ihres Sohnes. Die letzten Wochen voller Sorgen um unseren Papa haben uns noch enger zusammengeschmiedet.

Im Krankenhaus bitte ich um ein Gespräch mit einem Arzt, um mich zu erkundigen, ob von der Intensiv inzwischen eine entsprechende Information hier unten angekommen ist. Im Moment ist kein Arzt zu erreichen. Die Schwestern wissen nichts.

„Der diensthabende Arzt für die Nacht wird gleich kommen. Vielleicht fragen Sie den."

Ich ahne, nein ich weiß, daß wieder nichts geschehen ist. Denn aus der Kurve hätten die Schwestern alles ersehen können. Aussichtslos! Das habe ich alles schon zu oft erlebt. Ein Arzt, der soeben seinen Dienst antritt, kann das, was ich erfahren will, nicht wissen. Außerdem wird er sich „nicht in die Komputenzen seiner Kollegen einmischen" wollen. Und bezüglich der Entlassung brauche ich ihn auch nicht anzusprechen.

Am Ende des Flures sehe ich einen Arzt kommen.

„Herr Doktor, ich bitte Sie um Hilfe." Im Telegrammstil versuche ich ihm die Zusammenhänge zu erklären.

„Auf der Intensivstation wurde festgestellt, daß mein Mann zu wenig Lanitop hat. Ich weiß, daß Sie wenig Zeit haben. Könnten Sie dennoch einmal in die Kurve schauen, ob nun endlich Lanitop und Ismo angeordnet sind? Es ist so wichtig für uns." Ich weiß nicht, wie ich ihm diese entsetzlich lange Geschichte mit drei Worten verständlich machen soll.

„Also liebe Frau, ich komme soeben erst hier an, kenne weder Sie

noch Ihren Mann. Das müssen Sie schon den Stationsarzt fragen. Ich kann mich nicht über die Zuständigkeiten meiner Kollegen hinwegsetzen."

Hilflos läßt er mich stehen und eilt davon. Er ist sehr eilig, hat keine Zeit für diese wichtige, lebenswichtige Angelegenheit. Den Stationsarzt kann ich erst morgen wieder erreichen, – und dazwischen liegt eine lange Nacht.

Traurig und verzweifelt komme ich bei Herbert an, pünktlich zum Abendessen, um ihm wie immer dabei zu helfen.

„Thomas, Rollstuhl, unten," flüstert er mir aufgeregt zu und schiebt sein Tablett zur Seite. Die hübsche blonde Schwester Ingrid darf es nicht hören.

„Ja, mein Schätzchen, Thomas hat es mir erzählt. Wenn Ihr solche Sachen macht, braucht man sich nicht zu wundern, daß Du jetzt keinen Appetit hast. Dann kann ich ja das leckere Spargelsüppchen wohl auch gleich in meinem Korb lassen." Schwester Ingrid zwinkert mir lächelnd zu und geht hinaus.

„Spar – gel – süpp – chen ?" fragt er, „Tee ? – Bit – bur – ger Pils ?"

Erneut fällt es mir auf, wie schlecht und schleppend Herbert jetzt spricht. Wenn das Frau Bauer wüßte, die er so sehr mag. Aber sie wird das schon wieder in Ordnung bringen, wenn Herbert erst zu Hause ist.

In mühevoller Kleinarbeit, mit Engelsgeduld und sehr viel Einfühlungsvermögen hat sie Herbert dazu gebracht, zusammenhängende Sätze zu sprechen, seine Unterschrift mit der linken Hand zu zeichnen und vieles mehr.

Wie gestern abend äugt er auch jetzt in den Korb. Er kennt die Reihenfolge: Tee, Süppchen, Bit.

„Tee," sagt er, „Wei – den – rös – chen – tee."

Während ich ihm den Tee reiche, gerate ich in Versuchung, von der Andeutung Dr. Waldkes bezüglich der Entlassung zu erzählen. Aber ich lasse es lieber. Zu oft schon wurde er enttäuscht. Die Schnabeltasse ist leer.

„Süppchen. Spar – gel – süpp – schen." Als er seinen Fehler bemerkt, korrigiert er: – "chen."

Die „Mafscheister-Story."

Erstaunt sieht er mich jetzt schmunzeln. Mir ist bei seinem „schen „ etwas eingefallen.

Jeden Dienstag beliefert uns die Firma WEDDERWILLE mit Rauchwaren. Einmal saßen wir zur Kaffeezeit in „Herbert's Kemenate" zum obligaten Täßchen Kaffee beisammen. Durch das bleiverglaste Fenster sahen wir den Lieferwagen der Firma vorfahren und den Herrn, der nun schon einundzwanzig Jahre zu uns kam, aussteigen. Mathildchen kam so schnell nicht auf seinen Namen. „Ach, Herbert, sag mal schnell, wie heißt der Herr doch noch?"

„Mafscheister," kam es wie aus der Pistole geschossen. Auf der Stelle bemerkte Herbert seinen „Dreher" und brach in schallendes Gelächter aus. Er klopfte sich auf die Oberschenkel, so daß sein Rollstuhl einen kleinen Satz nach hinten machte, und schüttelte sich vor Lachen. Wir konnten nicht anders als in diese Lach-Arie mit einzustimmen.

In diesem Moment betrat Herr Schafmeister das Haus. Wie üblich warf er einen Blick in unsere „gute Stube," um unseren Chef zu begrüßen.

„Was ist denn h i e r los?" fragte er, während wir immer noch lachten. Keiner mochte so recht mit einer Erklärung herausrücken.

„Was gibt es denn?" fragte er noch einmal. Mathilde zog sich ge-

schickt aus der Affäre, indem sie aufsprang, um für Herrn Schafmeister eine Tasse Kaffee zu holen. Nun mußte Herbert Farbe bekennen und von seinem Versprecher erzählen. Der immer freundliche und zuvorkommende Herr lachte noch manchen Dienstag mit uns darüber. Einmal kam er herein, schlug die Hacken zusammen, verbeugte sich ein wenig und sagte: „Gestatten, Mafscheister."

„Warum lachst Du?" fragt Herbert.

„Mir ist soeben die „Mafscheisterstory eingefallen."

Grinsend reicht er mir seinen „Spargelsüpp – schen-becher" und nickt mit dem Kopf in Richtung Korb. Ich verstehe nicht, ich weiß absolut nicht, was er meint.

Platz Eins.

„Was ist denn?“ frage ich. Er zwinkert, schnalzt mit der Zunge und deutet mit einem Kopfnicken wieder auf den Korb, in welchem sich das herrliche Gesöff befindet.

„Bitburger Pils“ stammelt er. Endlich begreife ich ein wenig schwerfällig.

Das „Ritual“ beginnt. Stück für Stück werden die einzelnen Utensilien hervorgeholt: das Pilsglas, säuberlich poliert, an dessen Fuß sich bereits die Pilsmanschette befindet, die beiden Bierdeckel, der Flaschenöffner und – die Flasche BIT. Herbert hält das Glas, ich schenke – halt – ! – erst alle Dekore nach vorn – ich schenke ein. Wir sind ein eingespieltes Team.

Bewundernd schaut er wieder auf das Design von Flasche, Glas und Bierdeckel.

„Bitburger Brauerei einmalig,“ sagt er, während das köstliche goldene Naß ins Glas gluckert. Er hebt es an die Kehle und trinkt es Schluck für Schluck andächtig, fast feierlich aus. Mir kommt es so vor, als hätte er den ganzen Tag damit verbracht, diesem Ereignis entgegen zu leben.

Irgendwann im Jahre 1986 hat er begonnen, langsam und beharrlich einen Kult, – einen BIT-Kult – zu betreiben.

Es fing damit an, daß die Brauerei eine Broschüre herausgab. Her-

bert war an den Rollstuhl gefesselt und konnte sich kaum beschäftigen. Das Lesen fiel ihm schwer, die kleinen Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Nur Bilder, Illustrierte und ähnliche Dinge sah er manchmal an.

Und nun gab es auf einmal diese herrliche dicke Broschüre. Seite für Seite blätterte er sich durch die wunderschönen Kunstdrucke: Interessante Motive aus aller Welt. Sportaktivitäten, Bittransparente in Tokio, (auch dort gibt es die kleine Kneipe an der Ecke) – und Bittransparente in aller Welt.

Herbert, der schon früher, in gesunden Tagen, von dem hohen Niveau „seiner" Brauerei begeistert war, geriet jetzt vollends aus der Fassung.

„Schau mal her," sagte er und zeigte mir einen Bericht. Man erfuhr, daß die BITBURGER an die Spitze der deutschen Brauereien gerückt war, – auf den Platz Eins. In seiner Begeisterung ging es ihm nicht nur um das wohlschmeckende herbe Pils als Getränk. Als geborener Duisburger wußte er, daß „Königspilsener" auch nicht zu verachten ist, und daß viele andere Brauereien ebenfalls Spitzenbiere produzieren. Nein, das ganze Drum und Dran, das Design, die geschmackvollen Präsente, die Fernsehwerbung von einmaliger Eleganz, das alles machte seine Bewunderung aus.

„Bitburg Nummer Eins," das war sein Schlachtruf geworden. Dabei hatte diese Brauerei auch einmal klein angefangen. Herbert hält mir sein Glas vor die Nase.Während ich ein wenig nachgieße, fällt mir eine nette Begebenheit aus meiner Jugend ein.

Als ich im Jahre 1956, – in jenem wahnsinnig heißen Sommer, – für kurze Zeit in Bitburg im Service beschäftigt war, saß eines Tages in meinem Revier ein freundlicher älterer Herr. Das Speiselokal mit allerbestem Publikum war Eigentum der Brauerei und gleichzeitig deren Spezialausschank. Ich erfuhr von unserem Oberkellner, daß der nette Herr kein geringerer war als der Besitzer der Brauerei, die sich gleich nebenan befand. Obwohl es zu dieser Zeit in ersten Häusern noch verboten war, sich mit Gästen zu unterhalten – das Personal hatte gebührend respektvollen Abstand zu halten – kamen wir ins Gespräch.

Herr Dr. Theobald Simon fand schnell heraus, daß ich mich für Bier, Brauereien und alles, was mit der Gastronomie zu tun hatte, sehr interessierte.

„Kommen Sie, kleines Fräulein," sagte er einladend, „ich werde Ihnen meine Brauerei zeigen." Ein wenig schüchtern diesem distinguierten Herrn gegenüber entgegnete ich zaghaft, daß es mir nicht erlaubt sei, mich aus meinem Revier zu entfernen.

„Sie dürfen," erwiderte er lächelnd und machte eine verständigende Geste zu meinem Chef, dem damaligen Pächter des Restaurants. Er führte mich durch seinen ganzen Betrieb. Der erste überwältigende Eindruck war der gepflegte große Kupferkessel am Eingang, imposant und blank, als sei er soeben geputzt worden. Wir gingen vorbei an riesigen Becken mit Maische, an Männern und Frauen, die geschäftig ihre Arbeit verrichteten. Überall wurde mit Schläuchen ständig alles abgespritzt und sauber gehalten.

Vieles habe ich leider vergessen. Was mir bis heute in Erinnerung blieb und mir bei späteren Brauereibesichtigungen immer wieder einfiel, war die bestechende Sauberkeit dieses Betriebes. Auch 1984, als Herbert mit uns allen, den Stammgästen, den Mitarbeitern und der Familie, eine Besichtigung der BITBURGER BRAUEREI unternahm, hatte sich daran nichts geändert. Nur die Dimensionen waren andere geworden: ein neuer zweiter Betrieb, am anderen Ende der Stadt, war durch eine Pipeline mit dem Hauptbetrieb verbunden.

„Weiter," sagt Herbert jetzt und meint, daß der Rest aus der Flasche fällig ist. Ich gieße nach und langsam trinkt er aus.

„Gute Nacht, Mama," sagt er. Das bedeutet, daß er müde ist und ich jetzt heimfahren soll.

Der absolute Wahnsinn.

„Mama“ hat er wieder gesagt. Wie schmerzlich, meinen Mann, unseren B O S S, das sagen zu hören. Als unsere Welt noch heile war, hätte ich es manchmal gern gehört.

Ich schüttle seine Kissen, helfe ihm, sich auf die Seite zu drehen, werfe ihm noch ein Handküßchen zu – mehr duldet er heute nicht – und verlasse sorgenvoll sein Zimmer. Der Gedanke an die kommende Nacht läßt mich nicht los.

Gegen zweiundzwanzig Uhr, früher als sonst, bin ich wieder im Krankenhaus. Ein neuer Anlauf, einen Arzt zu sprechen, ihn um die Medikamente für die Nacht zu bitten, ihn zu beschwören, schlägt fehl. Er ist mit einer Notaufnahme beschäftigt. Die Nachtschwester kann mir nicht sagen, wie lange ich warten muß.

Wenn ich das geahnt hätte! Kurz vor zehn waren noch fünf Personen gekommen. Sie hätten gerne STEAKS vom HEISSEN STEIN gegessen. Die Küche war schon aufgeräumt und gereinigt, weil ich geglaubt hatte, daß niemand mehr kommen würde. Auf dem schnellsten Wege wollte ich zu Herbert. Sehr verärgert darüber, daß sie ihre Steaks nicht mehr bekamen, fuhren die Gäste wieder ab. Unter normalen Umständen wäre so etwas niemals vorgekommen.

Herbert ist unruhig und atmet sehr heftig. Als er mich sieht, streckt er mir hilfeheischend den Arm entgegen.

„La – ni – , Is – ‚Is – , Tla – Tlabletten", bettelt er und sieht mich aus angstgeweiteten Augen an.

Herrgott, ist denn hier k e i n Mensch, der ein wenig Herz und Verstand hat? Ich stürze hinaus auf den Flur und treffe auf die Nachtschwester.

„Schwester, bitte bitte einen Arzt, mein Mann hat solche Not." Zurück zu Herbert, der jetzt mit dem Arm fuchtelt. Ich stelle sein Kopfteil etwas höher, obwohl er ohnehin schon fast im Sitzen die Nächte verbringt.

In Sekunden ziehen alle Erlebnisse dieser vier Wochen, jeder Gang nach Canossa, alle Kniefälle, alle Demütigungen an mir vorbei. Mir wird klar: dies ist kein Krankenhaus.

Es ist ein Tötungshaus. Vielen Menschen mag hier geholfen worden sein – auch uns selbst. – Aber jetzt ist auch hier die große Schlamperei, eine unvorstellbare Gleichgültigkeit eingezogen.

U n s wird jedenfalls n i c h t geholfen.

Tötungshaus – Tötungshaus – rattert es in meinem Hirn. Ich renne wieder hinaus auf den Flur. Da kommt mir der Arzt schon entgegen

„Herr Doktor, bitte nehmen Sie sich etwas Zeit für meinen Mann. Sagen Sie mir bitte, ob Sie diese entsetzliche Not auch für 'unregelmäßigen Schlaf mit intensiven und weniger intensiven Schlafphasen' halten, wie mir einer Ihrer Kollegen schon vor drei Wochen plausibel machen wollte. Von Schlaf kann doch überhaupt keine Rede sein. Wie lange wollen Sie ihn noch leiden und seine Herzmittel entbehren lassen? Das hier ist extremer Lanitop- und Ismomangel, der absolute Wahnsinn! Wenn Sie es ihm nicht auf der Stelle geben, fahre ich nach Hause und hole seine eigenen Tabletten."

„Beruhigen Sie sich erst einmal," sagt Herr Doktor. „Wie kommen Sie zu dieser Meinung?"

„Meinung, Herr Doktor? Ich w e i ß es."

„W a s wissen Sie?"

Schmerz laß nach!! Wie oft werde ich das noch wiederholen müssen?

„Sie können sich gar nicht vorstellen, wie vielen Ihrer Kollegen – es ist ja fast jede Nacht ein anderer – ich zu erklären versucht habe, daß hier irgend etwas nicht stimmt, daß mein Mann seine lebenswichtigen Medikamente nicht bekommt. Aber niemand von Ihnen hat Zeit, alle hören nur oberflächlich hin. Und deshalb begreift auch niemand, daß es sich hier nicht um Spinnereien handelt, sondern um Leben und Tod. Wenn nicht sofort gehandelt wird, wird er sie bald nicht mehr nötig haben."

„Oho, gute Frau, das ist ja ungeheuerlich, was Sie da behaupten. Sie können davon ausgehen, daß wir unseren Beruf sehr ernst nehmen. Mit Sicherheit bekommt Ihr Mann hier alles, was er braucht. Zwar möchte ich mich jetzt nicht – "

„ – in die Komputenzen meiner Kollegen einmischen," beende ich seinen Satz.

Schockiert und fragend sieht er mich an.

„Lieber Herr Doktor, das habe ich nun alles schon tausend mal gehört. Wenn doch nur einer von Ihnen – zum Beispiel Sie – ein einziges Mal seine v e r d a m m t e n Kompetenzen überschreiten würde, könnte meinem Mann geholfen werden. Ich begreife ohnehin nicht, wieso Sie außerhalb irgendwelcher Befugnisse handeln müßten, um einem Patienten zu helfen. Was ist denn das alles für ein Blödsinn? Als Laie bin ich der Meinung, daß der Nachtarzt ausschließlich aus diesem Grunde anwesend ist. Können Sie sich vorstellen, daß die Ärztin auf der Intensivstation schon zwei mal Lanitopmangel bestätigt hat, und daß die entsetzliche Not, die Sie jetzt hier sehen, auf diesem Mangel beruht? Genügt Ihnen das nicht? Sind Sie auch der Meinung, daß hier alles in Ordnung ist? All diese Sprüche kann ich nicht mehr hören. Ich verlange, daß endlich etwas geschieht. Schauen Sie doch um Gottes Willen in die Kurve und stellen Sie fest, ob und was überhaupt angeordnet ist."

Ich bin auf Tausend – und schon kommt der nächste Hammer.

„Warum ist Ihr Mann übrigens hier?" fragt er jetzt.

Ruhig bleiben, denke ich. Nicht ausrasten! Wie kann ein Arzt im

nächtlichen Notfall das Richtige tun, wenn er nicht einmal weiß, daß der Patient vor vier Jahren einen Schlaganfall und vor vier Wochen eine Bypassoperation hatte?

Er wird ihn auf die Intensivstation verlegen, wo alles von vorn beginnt.

Viel zu wenig Lanitop – wird man dort wieder feststellen. Beobachten, feststellen, beobachten. Aber geschehen wird nichts. Alles, wie schon zigmal gehabt. Bis der Kreis sich eines Tages schließt.

Und dann – werde ich diese Bude in die Luft sprengen!

Ich würde ihm so gern in ganz kurzen Worten den Zusammenhang berichten, damit er die Situation besser einschätzen könnte. Aber es ist nicht möglich. Wie alle seine Kollegen steht auch er unter dem Druck extremer Zeitnot. Und er hat mir schon so viel Zeit geopfert! Mehr als je ein Nachtarzt zuvor.

„Sie werden jetzt nach Hause gehen, gute Frau. Sie helfen weder Ihrem Mann noch sich selbst, wenn Sie hier bleiben. Wir kümmern uns um ihn, und wir machen das schon alles richtig. – Wir haben unser Handwerk gründlich gelernt," fügt er noch ein wenig ironisch hinzu. Mit sanfter Gewalt drängt er mich aus dem Zimmer. Ich kann mich nicht einmal mehr von Herbert verabschieden.

Was wird jetzt geschehen?

Werde ich meinen armen gequälten Mann in ein paar Stunden „da oben" wiederfinden? Wie lange wird sein Herz das noch aushalten? Was soll ich nur tun?

Während der Heimfahrt denke ich an die Zeiten, als Patienten und Angehörige noch mit Namen angeredet wurden.

Liebe Frau, gute Frau. – Ich kann es nicht mehr hören. Im nächsten Augenblick verdränge ich diese Gedanken. Bin ich zu empfindlich geworden? Was bedeuten schon solche Bagatellen in diesem Zusammenhang?

Ich schlafe keine Minute. Halb drei springe ich aus dem Bett, ziehe mich notdürftig an und rase zum Krankenhaus.

Mit einem Herrn, für den gerade der Türdrücker am Portal betätigt

wird, schlüpfe ich unbemerkt durch die Pforte und bin in ein paar Sekunden oben. Obwohl ich der festen Überzeugung bin, Herbert auf der Intensivstation zu finden, will ich es erst einmal in seinem Zimmer versuchen.

Sehr leise schleiche ich mich hinein und – kann es kaum fassen: Herbert liegt ganz ruhig und schläft. Er bemerkt mich gar nicht.

Womit habe ich dieses Glück verdient?

Hat der Arzt geschaltet? Hat er Herbert etwas gegeben, das ihm endlich mal wieder eine ruhige Nacht bescherte, so wie zu Hause? Ich weiß seinen Namen nicht. Wenn er mir je wieder begegnen sollte, werde ich ihm die Füße küssen!

Ebenso vorsichtig, wie ich gekommen bin, schleiche ich wieder von dannen und fahre nun ganz beruhigt nach Hause. Schnell schlüpfe ich in mein noch warmes Bett und falle in tiefen Schlaf.

Ganz normale Menschen.

Als ich nach einigen Stunden hochschrecke, stelle ich fest, daß ich alle drei Wecker nicht gehört habe. Ich bin ziemlich durcheinander und muß erst einmal meine Gedanken ordnen. Ganz schwach erinnere ich mich an einen kurzen Traum:

„Das ist aber eine böse Lungenentzündung, Herr Klapheck," sagt eine verschwommene Person. „Sie hätten sich bei Ihrem Spaziergang etwas überziehen müssen."

„Spaziergang?" antwortet Herbert, „wollen Sie m i r den schwarzen Peter zuschieben? Sie wissen genau, daß ich mir die Lungenentzündung bei meiner Irrfahrt durch das Krankenhaus zugezogen habe. Ich werde mich über Sie beschweren. Wer sind Sie überhaupt?"

Wie verworren doch Träume sind.

Abgehetzt komme ich nach den üblichen Parkplatzdramen im Krankenhaus an. Mein erster Weg führt mich zum Stationsarzt. Ich werde ihm jetzt unmißverständlich meine Meinung sagen.

„Frau Klapheck, Ihr Mann hat wahrscheinlich eine Lungenentzündung," empfängt er mich." „Wir werden ihn jetzt röntgen".

„Was? Schon wieder? Das kann nicht wahr sein, Herr Doktor! Er war doch erst gestern einen halben Tag zum Röntgen unterwegs", wende ich entsetzt ein.

„Ach so, das ist gut, dann kann ich mir die Aufnahmen ja gleich kommen lassen.“

Ich ringe nach Luft.

Mehr hat er dazu nicht zu sagen? Er hat also von der gestrigen Odysse gar nichts mitbekommen? Er weiß ebenso wenig von dem Röntgen wie die Intensivstation? Wer hat den Auftrag dazu erteilt? Die Röntgenaufnahmen, für die Herbert einen ganzen qualvollen Vormittag unterwegs war,sind nicht einmal hier oben angelangt?

Ich wage nicht daran zu denken, was passiert wäre, wenn ich den Doktor jetzt nicht angetroffen oder mich verspätet hätte. Herbert befände sich schon wieder auf einer Halbtagsreise. Um die Lungenentzündung zu r ö n t g e n, die er sich gestern beim R ö n t g e n zugezogen hat!! Und so weiter und so fort!

Ich unterdrücke meinen Zorn, um ihn bei Laune zu halten, für Herbert noch etwas Gutes rauszuholen.

„Herr Doktor, darf ich mir eine Frage erlauben? Könnte die vermutete Lungenentzündung wieder Wasseransammlung in der Lunge sein?“

Ich dachte an die tägliche regelmäßige Nephralgabe zuhause, die er selbst seinerzeit verschrieben hatte. Nicht ein einziges Mal habe ich sie hier gesehen.

„Können Sie sich an die gleiche Situation vor längerer Zeit erinnern, als Sie die Sache mit Lasix und Nephral wunderbar in den Griff bekamen? Ich bitte Sie ganz herzlich, mich nicht für anmaßend zu halten. Sie wissen, daß ich zu Ihnen immer großes Vertrauen hatte, das mich auch jetzt zu diesem Gespräch ermutigt. Können wir das Thema Medikamente heute endlich und endgültig klären, ehe es zu spät ist? Was ist denn hier eigentlich los? Ist es in diesem Hause normal, nachts zwischen den Stationen hin und her geschoben zu werden? Einfach so? Oder sollte die wiederholte Feststellung der Intensivstation eventuell dazu dienen, anschließend unverzüglich entsprechend zu handeln? Zu wenig Lanitop! Ich könnte wahnsinnig werden. Warum hat mein Mann zu wenig, w a r u m ?“

Unter meiner Schädeldecke muß sich ein Preßlufthammer befinden. Wie ist das möglich, hämmert es in meinem Kopf, wenn er angeblich seine vorgeschriebene Dosis erhält? Alle Ärzte, mit denen wir im Laufe der letzten Jahre zu tun hatten (einschließlich Dr. Erlich), haben immer wieder darauf hingewiesen, wie wichtig eine genaue Dosierung sei:

„Ein Quäntchen zu viel kann zu Vergiftung führen."

Wenn also eine genau festgelegte w i n z i g e Dosis genügte, um den Lanitopspiegel über Jahre hinweg in der Wage zu halten, was muß dann passiert sein, um jetzt „zu wenig" zu haben? Für mich ist die Sache ganz klar: Herbert bekommt NICHTS. NULL, NULL !

Ich fühle, wie mir das Blut in den Kopf schießt. Wir haben Herbert im Vertrauen auf die ärztliche Kunst zur Operation hierher gebracht. Nicht, um ihn auf diese Weise umbringen zu lassen.

Meine Wut, die ich immer noch zu verbergen versuche, ist mir auf den Magen geschlagen. Da ist er wieder, mein berühmter Blähbauch, der aufs Herz und alle Organe drückt.

Wenn ich geglaubt habe, den Stationsarzt mit meinen Vorwürfen auf die Palme zu bringen, so täusche ich mich sehr. Ganz cool antwortet er: „Ich werde mich darum kümmern, Frau Klapheck."

Auch das habe ich nun schon so oft von ihm gehört.

Es ist unglaublich, wie man hier verschaukelt wird. Von was reden wir eigentlich noch? Er kann doch nicht vergessen haben, daß es vor drei Wochen schon um die gleichen Schweinereien ging. An dem Tage, als Herbert auf diese Station kam, nachdem ich tagszuvor Schwester Ella mit meinen massiven Vorwürfen in die Enge getrieben, und man sich dort entschlossen hatte, „den Rat der Internisten einzuholen."

„Wir haben von der schlimmen Geschichte gehört," waren seine Worte, „aber hier bei uns wird Ihr Mann alles bekommen, was er dort entbehrt hat."

Mein volles Vertrauen schenkte ich ihm, und Herbert war so glücklich, nun hier zu sein. Auf der ihm vertrauten Station, bei den Ärzten und Schwestern, die er schon jahrelang kannte. Wir konnten nicht ahnen, daß es hier genauso schlampig, nein, noch schlimmer weiter gehen würde.

Tag und Nacht bettelt Herbert um seine Tabletten. Warum habe ich Riesenroß sie ihm nicht längst selbst gegeben?

Warum habe ich mich nicht frei gemacht von Respekt, Achtung und grenzenlosem naiven Vertrauen? In meiner Enttäuschung und meinem Zorn wird mir zum ersten Mal klar, daß die Halbgötter in Weiß auch nur Menschen sind. – Menschen, die ihr „Handwerk gelernt haben" oder nicht. Die am Ersten genauso auf ihre Kohle warten wie alle anderen Gehaltsempfänger. – Ganz normale Menschen – die sich von Vergeßlichkeit, Schlamperei und Gleichgültigkeit ebenso wenig freisprechen können wie normal Sterbliche. Und dann sitzen sie auf einem so hohen Roß?

Der Flur steht voll mit Patientenbetten. Der Doktor hat viel um die Ohren.

„Ich muß jetzt gehen, Frau Klapheck. Ich kümmere mich um die Angelegenheit," sagt er nochmal.

Eine Angelegenheit ist es für ihn. Mehr nicht.

Bevor ich zu Herbert gehe, muß ich mich ein wenig abreagieren. Ich laufe zum Ende des Flurs, um mich einen Moment zu setzen. Auf dem Tischchen liegt wieder ein religiöses Blatt.

„Herr, in Deiner unendlichen Güte. . ."

Warum fällt mein Blick immer auf solche Sprüche? Statt abzuschalten, rege ich mich noch mehr auf. In Seiner unendlichen Güte muß Er Herbert sehr lieben, der Vater im Himmel. Die göttliche Liebe geht seltsame Wege.

Dort hinten sehe ich den Stationsarzt mit seiner Familie, die ihn wohl hier besucht hat, zum Aufzug gehen. Auf dem Arm trägt er das Jüngste, dessen Taufe im RÖMERHOF gefeiert worden war. Das Kleine schmiegt sich an den Papa, und er drückt es liebevoll an sich. Ein rührender Anblick.

Oh, wie ich dieses Kind beneide! Nur ein Winziges dieser Zuwendung möchte ich ihm stehlen für Herbert.

Als ich in sein Zimmer komme, sind Schwester Ingrid und Schwester Danka vollauf damit beschäftigt, ihn zu einem Bad zu überreden.

Neben seinem Bett steht die praktische Gummibahre, mit der bettlägerige Patienten problemlos gebadet werden können.

Solch ein Bad liebt Herbert sehr. Doch jetzt wehrt er sich verzweifelt, während die Schwestern ihn mit Gewalt dazu zwingen wollen. Als er mich sieht, atmet er erleichtert auf.

„Wir m ü s s e n Sie heute baden, Herr Klapheck."

„Bitte, liebe Schwestern, lassen Sie meinen Mann doch in Ruhe, wenn er heute mal nicht möchte. Sehen Sie doch, wie elend er ist." Sie hatten mich noch gar nicht bemerkt.

„Wir sollten ihn schon vorgestern baden, hatten aber keine Zeit dazu."

„Ich glaube kaum, daß es ihm bei seiner Lungenentzündung so sehr einträglich wäre," wende ich energisch ein.

„Lungenentzündung? Davon weiß ich nichts," sagt Schwester Danka.

„Das macht aber auch nichts," fährt Ingrid fort.

„Also meine Damen, ich bestehe darauf, daß Sie erst den Arzt fragen. Ich bin überzeugt, daß mein Mann in diesem Zustand nicht gebadet werden darf. Sollte ich mich irren, werde ich mich in aller Form bei Ihnen entschuldigen."

Betreten verlassen sie das Zimmer. Es tut mir leid, gerade diese beiden Schwestern mag ich sehr.

Nach kurzer Zeit kommen Sie zurück.

„Habe ich mich zu entschuldigen?" frage ich.

Wortlos nehmen sie die Wanne mit.

Seltsam, denke ich, wie hier die Maschinerien nicht mit- sondern gegeneinander zu arbeiten scheinen. Wozu dient eigentlich die tägliche Besprechung bei der Übergabe im Schwesternzimmer, bei der jeder einzelne Patient, jede halbe Tablette, die geringste Kleinigkeit oder Veränderung besprochen wird, wenn hinterher niemand Bescheid weiß?

Ein sehr junger Arzt betritt das Zimmer. „Guten morgen, Herr Klapheck, ich muß Sie mal ein wenig pieksen."

Mit dem üblichen Klopfen auf den Arm, um eine Vene sichtbar zu machen, beginnt er, Herbert eine Butterfly zu legen. Er sticht und – daneben.

„Nee, nee, immer immer!“ ruft Herbert aus.

„Aber aber, Herr Klapheck, wer wird denn so empfindlich sein?“

„Empfind – pfind – lich?“ fragt Herbert, indem er mit dem Kinn auf den arg zerstochenen, blutunterlaufenen Arm weist, an dem sich gestern schon ein (sehr) junger Arzt zu schaffen gemacht hat.

Ein neuer Versuch. – Daneben.

Ein dritter Stich. – Daneben.

„Nein, nein, aus! Genug!“ ruft Herbert zornig aus und zieht seinen Arm zurück.

Das Ärztlein schaut verlegen drein und verläßt wortlos das Zimmer. Bei allem Verständnis für junge angehende Ärzte, die sich ihre Praxis vorort am Patienten aneignen müssen, ist es mir unbegreiflich, daß ausgerechnet Herbert wieder dafür herhalten muß. Seine Qualen sind noch nicht groß genug, nein, es muß auch noch an ihm herumgestochen werden. Hatte kein versierter Arzt zwei Minuten Zeit für ihn? Und wozu das Ganze? Eine Butterfly hat er nun immer noch nicht.

Schwester Petra, die kleine Süße, bringt das Mittagessen. Heute zuerst für Herbert – und wünscht guten Appetit.

Ein Blick auf das Tablett läßt mich verzweifeln. Milchsuppe, Ouark mit Obst, keine Tabletten. Ich hoffe, daß Herbert nichts bemerkt. Aber schon hat er es gesehen. Er wirft sich in seine Kissen, rollt sich zusammen und schließt die Augen. Er ist fertig mit dieser Welt.

Das Essen für den Zimmernachbarn bringt Schwester Dorit.

„Naa, Herr Klapheck, haben wir heute keinen Hunger? – Ach Gott! Sie hatten ja Goulasch mit Nudeln bestellt. Wir sind heute nur mit zwei Schwestern. Da ist wohl was schief gelaufen.“

Sie nimmt das Tablett und trägt es hinaus.

„Denken Sie bitte auch an die Tabletten, Schwester Dorit?“ rufe ich ihr nach.

Während wir warten,versuche ich Sinn in ihre Worte zu bringen.

Was hat die Tatsache, daß sie „heute nur zwei Schwestern sind", mit dem Goulasch zu tun, den sie ja schon gestern bestellen mußte, nachdem wir mit ihr und Schwester Gerda geklärt hatten, daß „Weiß weiß" nur e i n m a l gewünscht wurde. –

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß für Patienten, die viel Zeit hier verbringen müssen, die Mahlzeiten oft die einzige Abwechslung sind. Da bestellt man sich von der Speisekarte ein bestimmtes Menü für den nächsten Tag. Man freut sich darauf, malt es sich aus. Fast läuft einem das Wasser im Munde zusammen. (Herbert hat sich mit Sicherheit auf seine Nüdelchen gefreut, der Goulasch interessierte ihn weniger.) Und nun bringt man ihm „Weiß weiß".

Aber so enttäuschend wie es für ihn auch ist – Schwestern sind auch nur Menschen. Dorit wird das schon in Ordnung bringen. Eine viertel Stunde ist vergangen.

Das Geschirr des Nachbarn wird schon abgeräumt. Ich sitze wie auf glühenden Kohlen. Gerade heute müßte ich pünktlich zu Hause sein. Ein Hochzeitsmenü für sechzig Personen muß 13.00 Uhr auf dem Tisch stehen. Für den Nachmittag wünschen sie eine Kaffeetafel und am Abend ein kalt-warmes Buffet. Wenn wir auch in zwei Nachtschichten so weit wie möglich alles vorbereitet haben, so müßte ich jetzt doch längst am Herd stehen. Aber unmöglich kann ich Herbert jetzt verlassen. Eine halbe Stunde!

Meine Nerven sind bis zum Zerreißen angespannt. Das Telefon klingelt. Ich ahne, – nein ich weiß, daß es Thomas ist.

„Mutter, wo bleibst du denn? Die Hochzeitsgesellschaft ist längst eingetroffen. Du weißt, daß das Essen für ein Uhr bestellt ist. Ich bin in tausend Nöten."

„Ich auch," fahre ich ihn an, „ich k a n n jetzt nicht weg hier. Zehn Minuten noch. Laß dir irgend eine Story einfallen, die du den Gästen erzählst. Das Essen muß um eine halbe Stunde verschoben werden."

„Das ist doch unmöglich, Mutter. . ."

„Ich weiß es Junge! Ich lasse Papa aber jetzt nicht allein. Mach was du willst!"

Ich gehe auf den Flur hinaus. Er ist wie leer gefegt. Direkt vor mir steht der Küchenwagen, obenauf Herberts Tablett mit „Weiß, Weiß."

Aus der offenstehenden Schwesternküche schallt Lachen. Da sitzen sie, nicht zwei, sondern fünf Schwestern. Genüßlich rauchen sie ihr wohlverdientes „Zigarettchen nach dem Essen".Von Herzen gönne ich ihnen ihre ohnehin kurze Mittagspause. Das Verhalten von Schwester Dorit ist mir jedoch unbegreiflich. Stur bleibt sie sitzen, als ich sie frage, ob das Essen für meinen Mann denn nun endlich kommt.

Ihre Antwort wirft mich fast um.

„Ihr Mann w o l l t e doch keine Milchsuppe."

„Nein, Schwester Dorit, Milchsuppe wollte er nicht.Und auch keine Tabletten! Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit."

Mit Sicherheit hat sie wieder alles vergessen. Vielleicht sollte sie das, was im Oberstübchen fehlt, mit dem Herzen ausgleichen.

Zurück zu Herbert. Er glaubt, daß ich jetzt mit seinem Essen komme. Zaghaft öffnet er ein Auge, sieht meine leeren Hände und stößt einen Seufzer aus.

„Herbert, mein armes Schätzchen, ich habe keine Zeit, dir das alles zu erklären, ich muß dringend nach Hause. Es gibt kein Essen für dich. Wir fahren später ins Café."

Wenn er mich auch sonst drängt, heimzufahren, mich um den Betrieb zu kümmern, so starrt er mich jetzt fassungslos an. Er begreift die Welt nicht mehr. Und ich auch nicht!

Mit diesem Schmerz in der Brust muß ich ihn verlassen, muß auf dem schnellsten Wege zum Herd. Das Essen wird wohl eine Katastrophe werden.

Während ich wider jegliche Vernunft, den Teufel im Nacken, durch die Stadt rase, – sie ist um die Mittagszeit fast menschenleer, – packt mich eine Riesenwut.

Was interessieren mich überhaupt die Hochzeitsgäste, der RÖMERHOF und alles, was damit zusammenhängt? – Jetzt, in dieser Situation?

Neid, den ich nie gekannt habe, kommt auf. Neid auf alle Ehefrauen,

die nichts anderes zu tun haben, als sich um ihren kranken Mann zu kümmern.

Herrgott, ist das eine beschi – ne – Situation!!!

Und dann kommt das, was kommen muß, wenn man mit 90 Sachen durch die Straßen jagt. Vor mir plötzlich die „Kelle“.

„Ihre Fahrzeugpapiere bitte.“

Mir schlottern die Kniee. – Jetzt hats mich erwischt!

„Wissen Sie, daß Sie zu schnell gefahren sind?“

„Ja, Herr Wachtmeister, ich weiß es, und ich gebe es unumwunden zu. Es hat wohl wenig Sinn, Ihnen die Gründe dafür zu nennen.“.

„Warum n i c h t ?“ fragt der Beamte.

„Es würde zu lange dauern, und außerdem kenne ich keinen Grund, der zu schnelles Fahren in Ihren Augen rechtfertigen könnte.“ Meine Antwort rührt ihn wohl ein wenig.

„Es sei denn, es ginge um „Leben oder Tod“. Er wollte eigentlich nur das geflügelte Wort anwenden.

„Annähernd ist es so, es kommt darauf an, wie man es sieht,“ antworte ich nervös. Unter unerträglichem, penetrantem Zeitdruck, ohne Hoffnung auf Verständnis, versuche ich, meine Situation zu schildern. Der Beamte hört mir aufmerksam zu und sagt dann zu meinem größten Erstaunen:

„Ich habe Verständnis für Sie und Ihren Mann. Und auch für das Hochzeitspärchen. Eigentlich dürfte ich Ihnen das nicht durchgehen lassen. Zu schnelles Fahren, mitten in der Stadt, ist ein schweres Vergehen. Aber in dieser Lage – was machen wir denn da, Herr Kollege?“

Nach längerem Zögern kommt ein stummes „Okay“ mit wohlwollendem Kopfnicken von dem älteren Herrn Kollegen, der mich über seine Brille hinweg betrachtet.

„Also fahren Sie los“, wendet er sich wieder an mich, „ein zweites Mal werden Sie aber nicht davonkommen. Alles Gute für Sie und Ihren Mann.“

Mir kommt das alles so unwirklich vor. Ich hatte eher die „Aha-Oma-am-Steuer“-Einstellung von ihnen erwartet. Diese netten Polizisten kön-

nen nicht ermessen, wie dankbar ich ihnen für dieses Entgegenkommen bin. Eine Menge Pluspunkte verbuche ich an diesem Tage auf das Konto ihrer Zunft. Mit vorschriftsmäßigem Tempo fahre ich weiter.

Zuhause ist die Hölle los.

Mantel aus! Kittel an! Hände waschen!

Mit 20 Minuten Verspätung kommt das Hochzeitsmenü auf den Tisch. Durch eine besonders lange Ansprache des Brautvaters fällt es nicht einmal auf.

Von all dem Theater hinter den Kulissen darf nichts in den Frontbereich gelangen.

Kittel aus! Mantel an! Zurück zum Krankenhaus!

Schön qualvoll langsam fahren! Tempo 60. Während der ganzen Fahrt höre ich Herberts Magen knurren. Mitleid und Zorn überfallen mich wieder. Wie konnte man ihn schon wieder vergessen, den Ärmsten der Armen. – Den einstigen Liebling der Station.

Auf dem Flur trifft man hin und wieder Angehörige ehemaliger Zimmernachbarn. Man kennt sich, spricht ein paar Worte miteinander. Die Ehefrau des evangelischen Pastors, der längere Zeit das Zimmer mit Herbert geteilt hat, ist besonders nett zu mir. Täglich erkundigt sie sich nach Herberts Befinden. Sie weiß auch vom RÖMERHOF, meinen Sorgen und Nöten außerhalb des Krankenhauses. In ihrer aufrichtigen herzlichen Art gelingt es ihr manchmal, mir ein wenig Trost und Kraft zu geben. „Bei Ihrem Mann ist gerade Visite," sagt sie freundlich. Drei Ärzte kommen aus Herbert's Zimmer. Ich versuche sie anzusprechen.

„Später, Frau Klapheck, im Moment paßt es nicht."

Heiliger Schutzengel, laß Herbert durchhalten, bis er heimkommt, dann wird alles gut werden. Wir kriegen ihn schon wieder hin, wie immer! Während ich eilig das mitgebrachte Hummersüppchen (vom Hocheitsmenü) auspacke, damit er e n d l i c h etwas in den Magen bekommt, erzählt Herbert, daß Erich und Herr Happe ihn inzwischen besucht haben. Gierig greift er nach dem Schnabelbecher. Ehe er ein Schlückchen nehmen kann, kommen die Schwestern mit ihrem Wagen zum Bettenmachen.

Erschöpft liegt er, als ich das Zimmer betrete, wieder in seinem frisch bezogenen Bett. Erneut angelt er sich den Becher.

Ein (s e h r) junger Arzt tritt ein, mit dem bekannten Tablettchen in seiner Hand.

„Würden Sie bitte hinaus gehen?" Wieder muß er die Suppe absetzen. Nach einer halben Stunde kommt der Arzt heraus. Unberührt steht das Süppchen noch immer auf dem Nachttisch. Sie lassen ihm keine Zeit dazu. Weinend zeigt er mir seinen Arm. Schon wieder vier neue Einstiche, – und immer noch keine Butterfly. Wozu braucht er das verflixte Ding überhaupt? Nach der letzten Prozedur war ja auch nichts geschehen. Wollte man ihm endlich Medikamente spritzen? Oder ging es wieder nur ums Üben? Dabei ist die Wunde von einer länger zurückliegenden Butterfly, die sich entzündet hatte, noch nicht ausgeheilt.

„Hunger, nee, nee, Hunger," jammert Herbert. Ein drittes Mal hebt er die Suppe an den Mund.

Schwester Ingrid kommt! – Zum Blutdruckmessen!

Mir fällt nichts mehr ein. Doch! Ich möchte den ganzen Laden hier in die Luft sprengen.

Als sie geht, kommen zwei Lehrschwestern mit der Wage, und eine Laborantin.

„Würden Sie bitte mal aufstehen, wir wollen Sie wiegen." Herbert quält sich wieder aus dem Bett. Während die Schwestern mit dem Wiegen beschäftigt sind, piekst die Laborantin ihn ins Ohr. Gleichzeitig kommt Schwester Petra mit dem Fieberthermometer herein.

Sie alle wissen nicht, was sie tun. Sie erfüllen nur ihre Pflicht.

„Nein, nein," ruft Herbert verzweifelt aus. „Keine Ruhe! Alle zwei Minuten. Alles auf einmal. Hunger! Hunger! Verrückt hier! Schluß jetzt! – Ter – termi – termi – organisieren!"

Eigentlich hätte Thomas die fünf Gänge des Hochzeitsmenüs a u c h alle gleichzeitig servieren lassen sollen, denke ich. Möglichst schon w ä h r e n d des Sektempfanges. Dann wäre – wie hier – alles in einem Rutsch erledigt gewesen.

Zwar hätten unsere Gäste sich irritiert gefragt, in welchem Bums sie

denn wohl gelandet seien. Möglicherweise wären sie auch unter Protest aus diesen seltsamen Lokalitäten geflüchtet. – Aber Qualen – wie Herbert – hätten sie nicht erleiden müssen. Und er kann dieses Etablissement n i c h t fluchtartig verlassen.

Herbert, der geborene Organisator, dem es mit Sicherheit nicht passiert wäre, sieben verschiedene Dinge fast gleichzeitig über einen geschwächten Patienten ergehen zu lassen, wollte in seinem Zorn den bei jungen Leuten gebräuchlichen Ausdruck „terminieren" gebrauchen. Es gelang ihm nicht. Die ihm vertraute Formulierung o r g a n i s i e r e n kam fließend über seine Lippen. Was er meint, ist klar. Besser terminieren? Organisieren? Aussichtslos! Hier fehlt der Kopf mit dem totalen Durchblick. Die Zahnräder dieses Getriebes laufen nicht mit – sondern gegeneinander. Alles alles wird getan, nach Schema F – ohne Logik, ohne Zusammenhang. Nur das Entscheidende nicht: Lanitop und Ismo, und und und –.

„Alles, alles, alles," schreit Herbert jetzt zornig, als ob er meine Gedanken gelesen hätte, „aber – nicht – Tla – bletten."

Wütend sieht er zu Schwester Dorit, die er eigentlich gut leiden kann. Sie schaut auf, – ihr ist plötzlich etwas eingefallen – geht hinaus und kommt mit einem Tablettengläschen zurück.

„So, bitte schön, Herr Klapheck," sagt sie und reicht es ihm. Eine Tablette liegt darin.

„Wo kommt die denn plötzlich her?" frage ich erstaunt.

„Ooch, die stand noch auf dem Tablett im Schwesternzimmer, wir wußten nicht, ob er die bekommen soll."

„Warum wußten Sie es denn nicht, und w o h e r wissen Sie es j e t z t?" frage ich erzürnt. Ganz offensichtlich gehörte sie zu dem vergessenen Goulasch mit Nudeln.

Sie geht hinaus. Verlegen, ohne zu antworten.

Fassungslos starre ich den Zimmernachbarn an. Unsere Blicke treffen sich. Auch ihm fällt nichts mehr ein.

Das Süppchen, nach dem Herbert so gelechzt hat, steht nun knapp zwei Stunden. Er verzichtet.

„Wollen wir in die Cafeteria fahren, Herbert, oder bist du zu abgespannt?“ frage ich ihn, dem Weinen nahe. Er zögert ein Weilchen.

„Ja, müde, . . . aber Hunger, Hunger,“ antwortet er gequält. Schnell fahre ich hinunter ins Café. Im letzten Moment kann ich noch hineinschlüpfen. Sie wollen gerade schließen.

Das hätte mir nun wirklich noch gefehlt. Neun Stunden – ohne die Nacht – hat mein armer Mann nichts über seine Lippen gebracht. Und das passierte nicht zum ersten Mal. So ergeht es Patienten, die sich nicht wehren und melden können. Den Inhabern der Cafeteria bin ich so dankbar, daß sie mir noch etwas geben. Ein Stück Schwarzwälder Torte und ein Kännchen Kaffee.

Erschöpft sieht Herbert mich an. Ein dankbares Lächeln huscht über sein Gesicht. Mit Riesenhunger verzehrt er den Kuchen, gierig schlürft er den leckeren Bohnenkaffee. Dann lehnt er sich zufrieden zurück.

„Küche! Nach Hause,“ drängt er. Seine innere Uhr sagt ihm, daß es Zeit für mich ist. Immer, wenn er vom RÖMERHOF spricht, könnte ich durchdrehen.

Ich streichle sein Haar, drücke ihm ein zartes Küßchen auf den Mund. Niemand kann ermessen, wie sehr ich ihn liebe. Ob er es jemals selbst gewußt hat?

„Bis gleich, mein Schätzchen. Soll ich dir wieder etwas Leckeres mitbringen?“

„Weidenröschentee, Süppchen, Bit. – Bitte ein Bit.“

Wie glücklich er mich macht mit dieser klaren Aussprache, ohne Stammeln, ohne Lücken. – Wie zuhause, wenn er nicht hungern und seine Tabletten entbehren muß. Dabei wäre es ein Leichtes für mich, Herbert aus meiner Restaurantküche mit den feinsten Speisen und Leckereien selbst zu versorgen, ihm seine eigenen Tabletten mitzubringen. Idiotischerweise glaube ich immer noch, mich an ihm zu versündigen, wenn ich mich den Ärzten widersetze.

Draußen auf dem Flur sind die Schwestern schon vollauf mit dem Abendbrot beschäftigt. Mögen sie Herbert ruhig wieder vergessen, – wir haben vorgesorgt.

Aber um die Medikamente für die Nacht muß ich mich noch kümmern. Ein seltsames Gefühl beschleicht mich.

Der Stationsarzt wird doch nicht wieder... !

Nein, nein, Unsinn! Soo zerstreut kann niemand sein. Fast schäme ich mich für diesen Gedanken.

Schwester Ingrid ist gerade dabei, die einzelnen Gläschen für die Patienten zu bestücken. Als sie mich sieht, kommt sie freundlich auf mich zu und fragt nach meinen Wünschen.

„Ich wüßte gern, welche Tabletten mein Mann heute abend bekommt."

„Augenblick, ich schaue mal eben".

Nach einem Weilchen kommt sie zurück. „Nichts, Frau Klapheck, es ist nichts angeordnet."

„Aber Schwester Ingrid, das kann nicht möglich sein. Bitte schauen Sie noch einmal in die Kurve, vielleicht haben Sie etwas übersehen. Mein Mann muß m i n d e s t e n s eine Lanitop und eine Ismo für die Nacht bekommen."

„Tut mir von Herzen leid, Frau Klapheck, wirklich! Aber ich darf nun mal nichts herausgeben ohne ausdrückliche Erlaubnis des Arztes."

„Wo kann ich Herrn Dr. Erlich finden?"

„Herr Doktor ist nicht mehr im Hause."

„Können Sie ihn irgendwie erreichen?"

„Nein, leider nicht."

Sie kann wohl nicht anders handeln, und sie weiß auch nicht, was sie tut, als sie sagt: „Sie können ja später den Nachtarzt fragen," so als ob es sich um ein Gutenachtbonbon handelte, und als ob ich die vielen mir unbekannten Nachtärzte nicht schon tausend mal gefragt hätte.

W a s soll ich sie eigentlich fragen? Sie wissen nichts, begreifen nichts und wollen ihre Kompetenzen nicht –.

„Das hat keinen Sinn, Schwester Ingrid. Wenn Sie wüßten, wie das hier seit Wochen zugeht. Ich komme mir vor wie ein Bettler, wie eine verrückte Alte, die s c h o n w i e d e r ankommt und alles durchein-

ander bringt, alle unter Druck setzt und alles besser weiß. Dabei will ich nicht mehr und nicht weniger, als daß mein Mann seine Herzmittel bekommt. Ich kann diese unglaublichen Vorgänge hier nicht mehr einordnen. Wäre Herr Professor Körtge noch hier, würde das alles nicht passieren. Es wäre gar nicht erst so weit gekommen, daß mein Mann nun schon vier Wochen ohne seine Medikamente dahinvegetieren muß. Ich weiß nicht, was ich von diesem Krankenhaus noch halten soll."

Hilflos, verständnislos sieht sie mich an.

Ich bin dem Wahnsinn nahe. Es muß doch eine zuständige Kapazität in diesem Hause geben! Es kann doch nicht wahr sein, daß die Verantwortung hin und her geschoben wird. Alle, die man anspricht, sind so überheblich, so kollossal wissend, und in Wirklichkeit wissen sie nichts, absolut nichts über Herbert, weil sie seine Krankengeschichte nicht gelesen oder gerade erst ihren Dienst angetreten haben.

Ein Wunder, daß ich meinen Wagen finde. Ein Wunder, daß ich bei all der Aufregung noch keinen Unfall verursacht habe. Wochenlang derart gestreßt, gebeutelt und übermüdet dürfte ich mich eigentlich gar nicht im Straßenverkehr bewegen.

Im RÖMERHOF erwartet man mich händeringend. Eine lange Reihe Küchenbons liegt schon an meinem Arbeitsplatz:

ein Zwölfertisch, einmal vier Personen, einmal sechs Personen, und es kommen noch laufend Gäste herein. Außer dem warm-kalten Buffet für die Hochzeitsgesellschaft im Saal ist nichts vorbereitet. Kein mis en place für das à la carte-Geschäft. – Von einem Streß in den anderen. Wie lange kann ich das noch durchhalten?

Allein der Gedanke an Herbert, den der Vater im Himmel in seiner unergründlichen Güte und Liebe so sehr züchtigt, richtet mich immer wieder auf, gibt mir genügend Kraft, alles durchzustehen und – wie eine Löwin um ihr Junges – für ihn zu kämpfen.

22.30 Uhr. Meine letzte Fahrt zum Krankenhaus. Äußerst nervös und aufgeregt, weil ich so spät wegkam, erreiche ich Herberts Zimmer. Er sitzt aufrecht im Bett, fuchtelt mit dem Arm. Sein Brustkorb hebt und senkt sich in rasendem Tempo. Er ist in größter Not, ringt nach

Luft. Seine Augen sind noch größer als sonst und liegen sehr tief. Alles genauso, wie ich es kommen sah.

Diese Vollidioten hier! Diese vergeßlichen Schlampen, diese verantwortungslosen Menschen!!

Menschen?? Wie zufällig fällt mein Blick auf den Schlauch des Katheters. Mir stockt der Atem: mit der bekannten Spezialschere ist er abgeklemmt. Das Wasser kann nicht ablaufen, erzeugt einen unheimlichen Druck auf die prall volle Blase, und somit auf das Herz und sämtliche Organe.

Blasentraining! – Zur Nacht!! – Herrgott im Himmel!! Wie kannst DU sowas zulassen?

Diese Stümper hier! Noch z u s ä t z l i c h erzeugt man ihm auf diese Weise Herznot und Rythmusstörungen.

Für einen Moment droht mein Verstand auszusetzen. Das ist doch nicht normal! Wollen sie Herbert umbringen? Sind das noch Menschen hier?

Mit einem Ruck reiße ich das Instrument herunter. Wie ein Wildbach stürzt das Wasser in den Beutel.

Fast irre rase ich hinaus auf den Flur, suche die Nachtschwester, finde sie ganz hinten auf der anderen Station.

„Schwester –! Ich brauche dringend einen Arzt, ich muß zurück, bitte kommen Sie."

Eilig kommt sie hinter mir her.

„Was ist denn passiert?"

Herbert ist inzwischen in seine Kissen gefallen.Er ist zwar e t w a s ruhiger, nachdem der entsetzliche Druck nachgelassen hat, aber total erschöpft. Ich erkläre ihr, in welcher Situation ich ihn angetroffen habe. Sie kann es nicht begreifen, will es nicht glauben.

„Welche Bestie hat das getan, Schwester, warum. . . warum?! Hat man Sie wenigstens davon in Kenntnis gesetzt, Ihnen vielleicht eine Mitteilung hinterlassen, die Klemme irgendwann zu entfernen?"

„Mir ist davon absolut nichts bekannt," antwortet sie kopfschüt-

telnd, während sie den Beutel austauscht und hinausgeht, um einen Arzt zu holen.

Mein Blutdruck, der normalerweise viel zu niedrig ist, muß wahnsinnig hoch sein. In rasendem Tempo klopft es in den Schläfen. Jetzt nur kein Nasenbluten!

Schnellen Schrittes kommt der Arzt. Natürlich kenne ich ihn nicht. Wieder ein neues Gesicht.

„Was gibt es denn hier?"

Statt spontaner Hilfe nun erst wieder endloses Gerede. Erneut muß ich schildern, wie ich Herbert vorgefunden habe.

„Ich finde es unverantwortlich, daß in diesem Hause, wo man nur aus Vergeßlichkeit zu bestehen scheint, solche Maßnahmen z u r N a c h t durchgeführt werden. Stellen Sie sich vor, was passiert wäre, wenn ich die Sache nicht entdeckt hätte. Mein Mann ist doch zur Zeit nicht einmal in der Lage zu schellen."

Der Arzt weiß nicht, was er dazu sagen soll.

„Werden sie meinem Mann jetzt die Medikamente geben?"

„Welche Medikamente?"

Mit all meiner Geduld, deren ich noch fähig bin, berichte ich hastig meine allabendliche Horrorgeschichte. Der Doktor schaut mich mitleidig an, so als wäre ich vielleicht nicht ganz in Ordnung.

„Liebe Frau, glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen das abnehme?"

„Verehrter Herr Doktor, ich habe nur versucht, Ihre Frage zu beantworten. Daß Sie als erster und einziger Arzt mir glauben, e r w a r t e i c h w i r k l i c h n i c h t!! Das ist ja gerade das Drama hier. Niemand von Ihnen hält es für möglich, daß auch Ärzte Fehler machen können. Bestimmt werden auch Sie jetzt nicht außerhalb Ihrer Befugnis handeln wollen – ." Erstaunt sieht er mich an, – „ dabei wäre es mit etwas gutem Willen so leicht, meinem Mann zu helfen. Wenn nur e i n m a l jemand von Ihnen über seinen Schatten springen könnte. Geben Sie ihm doch um Gottes willen eine Lanitop und eine Ismo, und Sie werden sehen, daß es ihm in wenigen Minuten besser geht."

Einen Moment schweigt der Arzt. Er scheint zu überlegen. Dann fragt er: „Wie kommen Sie auf Lanitop und Ismo?“

Was sind das nur für Ärzte hier? Sind sie begriffsstutzig? Immer diese unendlich langen Diskussionen, die nichts bringen. Dr. Erne und der junge Dr. Bauer würden nicht lange reden sondern helfen, spontan eine Spritze setzen.

Ist es denn möglich, daß ich meine Horrorgeschichte ganz umsonst erzählt habe? Wenn er sie auch nicht glaubt, so müßte es doch klingeln bei den Begriffen Herzkranzgefäße / Lanitop / Ismo / Herzmuskelschwäche. Zumal ich von den Wahnsinnsbeobachtungen der Intensivstation berichtet habe. Aber wenn nicht einmal Herr Professor Baum die Ismo kennt! Hat es unter diesen Umständen überhaupt Sinn, noch ein einziges Wort zu verschwenden? Wenn ich doch nur diese unerklärliche Mauer einreißen könnte. Mit einem letzten Rest Geduld, kurz vor dem Durchdrehen, versuche ich es noch einmal.

„Herr Doktor, mein Mann ist seit vielen Jahren herzkrank und muß demzufolge regelmäßig entsprechende Medikamente einnehmen, mit denen er sehr gut leben kann. Natürlich nur dann, wenn er sie bekommt! Vor vier Wochen hatte er bei Herrn Professor Baum eine Bypassoperation. Und seitdem bekommt er nichts. NULL! NICHTS! Ob Sie mir nun glauben oder nicht, das liegt in Ihrer Entscheidung. Ich kann Ihnen nur sagen, daß Herr Dr. Erlich mir heute morgen zum hundertsten Mal versprochen hat, sie ihm endlich endlich endlich zu geben. – Und er hat es w i e d e r vergessen. Das läßt sich alles nachprüfen.“

„So so, Ihr Mann hatte eine Bypassoperation? –

Aber sagen Sie, liebe Frau, wer sollte Ihrem Mann irgendwelche Medikamente verweigern?“

Hat er mir nicht zugehört?

„Niemand, Herr Doktor. Verstehen Sie mich doch bitte. Niemand v e r w e i g e r t sie ihm. Es kann sich nur um Vergeßlichkeit und um eine Kette von unglücklichen Zufällen handeln. Das ganze Zusammenspiel paßt hier nicht. Der Eine verläßt sich auf den Anderen. Die Verantwortung wird hin und her geschoben. Es gibt keine Kooperation.

Alle Ärzte mögen von der Durchführung ihrer Maßgaben überzeugt sein. Und diese werden dann vergessen, so wie die Mahlzeiten und das Blasentraining, wie Sie soeben gesehen haben. Vergessen, verschoben, abgesetzt, neu angeordnet und wieder vergessen. Die Beobachtungen der Intensivstation werden entweder ignoriert oder kommen gar nicht erst hier unten an. Wenn Angehörige – diese Armen im Geiste – sich anmaßen, solches zur Kenntnis zu bringen, wird ihnen nicht geglaubt. Seit längerer Zeit fällt mir auf, daß bei der Visite fast nichts mehr notiert wird, wie es früher üblich war. Können die Schwestern neuerdings alles im Kopf behalten? Ist vielleicht eine neue Methode eingeführt worden, indem man zum Beispiel auf Band spricht? Ich möchte ja niemandem Unrecht zufügen. Aber vielleicht können Sie verstehen, daß man all diese seltsamen Vorkommnisse zu enträtseln versucht.

Ich sehe jedenfalls – nachdem ich meinen Mann nun vier Jahre pflege, – mit einem Blick, daß er d r i n g e n d Lanitop, Ismo und Nephral braucht. Auch, wenn es die Intensivstation nicht schon zwei mal bestätigt hätte."

Wenn ich nicht genau wüßte, daß dies ein Krankenhaus ist, würde ich es für ein Irrenhaus halten.

Reden, reden, diskutieren und nicht handeln.

Tötungshaus, Tötungshaus rattert es wieder in meinem Schädel. Das Ganze hier ist so entsetzlich, so irrsinnig! Ich wollte doch kämpfen – für Herbert – m i t den Ärzten. Ist es jetzt ein hoffnungsloses Gegeneinander geworden??

Was soll ich noch tun? Warum setzt er Herbert nicht spontan eine Spritze, irgend etwas, das ihm diese entsetzliche Not nimmt? Was gibt es da noch zu überlegen??

Ein unsäglich trauriger, hilfloser Blick aus Herberts Augen trifft mich. Er hat alles mitbekommen. Unbeschreiblich, was ich fühle. Ich möchte ihm so gerne etwas Liebes, Tröstendes sagen. Aber ich finde die richtigen Worte nicht. Mit all meiner Liebe und Zärtlichkeit nehme ich seine Hände, streichle und kose sie, küsse behutsam seine Augen.

„Mama hilf! – Hilf mir! – Lani – tlop! – Is – Ismo! Tla. – bletten. – W a r u m nicht ? Herrgott! – Idioten hier! – Hilf, hilf, Mama! – Sonst – ewige Jagdgründe."

Der Arzt geht hinaus.

Herrgott! Allergütigster Vater im Himmel!! Wie kannst DU es zulassen, daß an einem einzelnen Menschen so viel gesündigt wird? Warum läßt DU es geschehen, daß alle unglücklichen Zufälle, alles Negative, das sich in einem Krankenhaus ereignen kann, mein Herbert ertragen muß? Was hat man sich unter Deiner rätselhaften Güte vorzustellen?

„Morgen, Herbert, werde ich dich nach Hause holen."

Zu Tode erschreckt über das, was mir in meiner Verzweiflung soeben herausgerutscht ist, stürzen mir die Tränen in die Augen. Ich habe Angst vor der großen Verantwortung.

Doch schnell fasse ich mich. Schlimmer kann es ja gar nicht werden. Es kann nur besser werden !

Ich werde Herberts Bett in unserem „Glashaus" aufstellen. Der Blick ins Grüne, in seinen geliebten Garten, die helle vertraute Umgebung, liebevolle Umsorgung mit ALLEM was er braucht, seine Medikamente – regelmäßig und genaustens dosiert – und sein RÖMERHOF werden ihn wieder aufrichten.

„Nach Hause?" fragt er ungläubig, „nach Hause, Mama ?" Er weint und lacht und weint. Sein Brustkorb ist noch immer sehr unruhig.

In diesem Moment kommt der Arzt zurück. Er setzt Herbert eine Spritze. „Ihr Mann wird jetzt ganz ruhig werden und einschlafen. Sie täten gut daran, nach Hause zu gehen. Sie können ganz beruhigt sein." Freundlich verläßt er das Zimmer.

„Nach Hause Mama? Ich? Morgen?" fragt Herbert.

„Ja, Herbert, morgen. Schlafe jetzt ruhig ein, und morgen sehen wir weiter. Gute Nacht mein Herz, mein Liebling." Für ein Weilchen halte ich seine Hand. Glaube ich eigentlich selbst daran, daß ich morgen die entsprechende Courage aufbringen kann? Wird er wirklich einschlafen, wie Herr Doktor es versprochen hat?

Während der ganzen Nacht beschäftigen mich diese Gedanken. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Am besten wird es sein, wenn ich erst einmal zu Herbert fahre.

Vor dem Arztzimmer treffe ich den Stationsarzt. Bevor ich meine Vorwürfe anbringen kann, nimmt er mir den Wind aus den Segeln:

„Frau Klapheck, ich habe Ihrem Mann jetzt eine größere Menge Lanitop verabreicht. Manchmal geht es gut, und manchmal –

„ Ich bekomme keinen Sinn in seine Worte, höre nicht mehr, was er außerdem noch sagt. Wie kann er eine g r ö ß e r e Menge Lanitop verabreichen, wenn die tägliche Dosis von 2 halben Tabletten wegen der möglichen Vergiftung nicht überschritten werden darf? Aber er ist der Arzt. Er wird schon wissen, was er tut.

Abwesend, wie in Trance, eile ich zu Herbert.

Sein Bett steht jetzt am Fenster.Der Zimmernachbar ist wohl entlassen worden.

Freudig, erwartungsvoll, sieht er mir entgegen. Ein merkwürdiges weißes Rändchen zieht sich rund um seine Lippen.

„Fahren wir jetzt nach Hause, Mama?"

Irgend etwas beunruhigt mich. Was hat der Doktor gesagt? Manchmal geht es gut und manchmal –

Was geht manchmal gut?

Ach, Unsinn. Fort mit diesen Gedanken! Ich habe jetzt Wichtigeres zu tun.

Dringend muß ich mich zuerst mit Herrn Dr. Panknin in Verbindung setzen.

„Ich muß schnell noch einmal fort, Herbert. Wenn ich zurück komme, erzähle ich dir alles.

„Warum, warum? fragt er traurig.

„Hab doch Vertrauen – und noch ein bißchen Geduld. Ich muß mit Herrn Dr. Panknin telefonieren.

„Am Wagen finde ich endlich mal wieder einen Liebesbrief unserer Stadtpolitesse. Drei Tage war es gut gegangen.

Beide Amtsleitungen im RÖMERHOF sind ständig besetzt, wie an

jedem Mittwoch und wie immer, wenn man ganz eilig telefonieren muß. Mit einem Trick erhasche ich nach ein paar Minuten eine freie Leitung und die Praxis.

Herr Dr. Panknin kennt unsere Probleme nach jeder Entlassung. Der Dauerkatheter, der meistens gar nicht nötig ist, hinterläßt seine Spuren. Immer neue Verletzungen, die zu Verengung der Harnröhre führen. Für den Übergang, bis der Weidenröschentee wieder alles geregelt hat, kommt der Doktor dann ins Haus, um den Urin abzunehmen. Obwohl er übers Wochenende verreisen wollte, sagt er mir auch jetzt spontan seine Hilfe zu.

„Rufen Sie mich sofort, wenn Sie mich brauchen. Ich kann auch nächste Woche fahren."

Für Herbert verzichtet er auf sein Wochenende im Grünen(!)

„Ich bin Ihnen unendlich dankbar, Herr Doktor."

„Schon gut, Frau Klapheck, bis dann."

Als ich gerade einsteigen will, um zu Herbert zurück zu fahren, kommt Thomas angerast. Wütend schlägt er die Wagentür zu und ruft mir entgegen: „Mutter, jetzt haben sie Papa d o c h gebadet."

„Das glaube ich nicht, Thomas. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen, nachdem ich gestern so eindringlich gebeten habe, es zu unterlassen."

„Also glaube mir Mutter, ich komme gerade von dort. Papa hat es mir selbst gesagt."

Ich rase los. Wie eine Wilde.

In meinen Schläfen hämmert es wie verrückt. Die Schädeldecke scheint abzuheben. In Höhe der Post fällt mein Blick auf den Tacho – 90 Sachen –.

Liebe Frau, den Fuß vom Gaspedal! Und ganz ruhig bleiben, höre ich mich ironisch zu mir sagen. Ich koche. Eines wird mir jetzt ein Arzt bestätigen : entweder – daß es völlig normal ist, Patienten mit Lungenentzündung zu baden, oder – daß sie Herbert ganz bewußt umbringen wollen.

Auf dem Flur treffe ich Alfred Brenner und Karl Heinrich, die wegen der Visite das Zimmer verlassen haben.

„Frau Bauer war hier," sagt Alfred. „Herbert war ganz aus dem Häuschen. Er hat ihr von seiner Entlassung erzählt, und wie sehr er sich auf zuhause freut."

Ich kann gar nicht richtig zuhören.

Karl Heinrich, der – wie immer – verstohlen seine Tränen zerquetscht, fällt mir um den Hals.

Sie sprechen von „Entlassung" und wissen nicht, daß ich Herbert jetzt auf eigene Faust mitnehmen werde.

Drei Ärzte sind bei Herbert.

„Tja, Frau Klapheck," ruft Herr Dr. Waldke mir freundlich zu, „einer Entlassung zum Wochenende steht eigentlich nichts im Wege."

Gottlob, denke ich, und er fährt fort:

„Es gibt da nur ein kleines Problem. Die Urologen haben Bedenken, Ihren Mann mit 400 mg Restharn aus ihrer Obhut zu entlassen."

Aus welcher Obhut? frage ich mich.

Wenn die Urologen sich in diesen Wochen ernsthaft um Herbert gekümmert hätten, dann brauchte er jetzt keinen Restharn zu haben, der doch nur durch diesen Dauerkatheter entsteht. Warum müssen sie ihm hier immer dieses Ding verpassen? – Untersuchungen werden sie durchgeführt haben – reihenweise (sie bringen die Kasse zum Klingeln). Aber eine entsprechende Anweisung an die Schwestern, in Herbert's speziellem Fall auf den Katheter zu verzichten, haben sie nicht gegeben. Zuhause hatte er seit zwei Jahren keinen Restharn mehr, zuhause konnte er mit seiner „Ente" – sogar nachts – im Dunkeln – ganz selbständig umgehen. Nicht ein einziges mal war ihm ein Malheur passiert. Restharn war dank Weidenröschentee für uns kein Thema mehr. Jetzt müssen wir wieder von vorn anfangen.

„Diese Sorgen kann ich den Urologen abnehmen, Herr Doktor Waldke," erwidere ich ebenso freundlich. „Wir sind schon mit 600 und 900 mg spielend fertig geworden. Außerdem habe ich mich soeben mit Herrn Dr. Panknin verständigt, der uns zuhause beistehen will, auch übers Wochenende."

„Auch übers Wochenende? Na, das ist ja wunderbar, dann einigen wir uns also auf Freitag."

„Nein, nein, Herr Doktor, ich möchte meinen Mann h e u t e mitnehmen. Ich habe es ihm gestern abend in einer schlimmen Situation versprochen, und zu meinem Wort muß ich stehen."

„Schlimme Situation?" will er wissen.

(Soll ich etwa den ganzen Sermon wiederholen? Auch er würde mir ja nicht glauben.)

„Ach, Herr Doktor, lassen wir das. Vielleicht erzähle ich Ihnen das ein anderes Mal. Wenn mein Mann jetzt heimkommt, ist alles in Ordnung. Wir packen das schon."

„Aber bis Freitag sollte er schon hier bleiben, heute auf keinen Fall."

Ehe ich weitere Fragen anbringen kann, verlassen die Ärzte unser Zimmer. Karl und Alfred kommen herein. Herbert freut sich so sehr, seine Freunde um sich zu haben. Und doch wird er langsam kribbelig. In dem Glauben, daß wir jetzt heimfahren, will er sie loswerden.

„Am Sonntag komme ich mit Muckelchen zu dir nach Hause," sagt Alfred beim Abschied. Bewegt denke ich daran, daß er seit vier Jahren seinen fünfzehn Jahre jüngeren Freund täglich besucht. Pünktlich vormittags um elf schellt es, wenn er kommt.

„Muckelchen, da bist du ja wieder," begrüßen wir seinen Dackel, den er abgöttisch liebt, stets zuerst. Er genießt es schmunzelnd, wenn wir ihn scheinbar ignorieren, während sich alles um seinen Hund dreht und Muckelchen mit Herbert schmust.

Monatelang hat er Herbert mit dem Rollstuhl, der mit seinem starken Linksdrall das Äußerste an Kraft abverlangt, spazieren gefahren, bis seine Kräfte ihn verließen. Beurteilen konnte ich diese Leistung erst, als ich Herbert anschließend selbst über den Maiweg fuhr.

Karl drückt Herbert die Hand und versteckt wieder seine Tränen. „Bis Sonntag, alter Junge. Fast hätte ich vergessen, dir diesen Blumengruß von Lissy zu überreichen!" Er verbindet seinen meist sonntäglichen Besuch mit einem Mittagessen im RÖMERHOF. Fast zwei Stunden sitzt Herbert dann mit ihm und Lissy beisammen.

Herbert hat während der ganzen Zeit auf der Bettkante gesessen, mit den Beinen zum Fenster. Erst jetzt kann ich sehen, daß er seine langen grauen Wollstrümpfe und die Hausschuhe bereits trägt. Mit seiner letzten Kraft muß er sie in der kurzen Zeit, als ich zuhause telefonierte, angezogen haben, mit einer Hand.

Wie hat er das nur zustande gebracht? Um schneller hier fort zu kommen, hat er sich so angestrengt.

Herrgott, was mache ich jetzt mit ihm? Soll ich mich über die Meinung des Herrn Dr. Waldke hinwegsetzen? Was ist, wenn zuhause die geringste Kleinigkeit passiert, mit der ich nicht zurecht komme? Für alle Zeiten würde ich mir Vorwürfe machen. Unter normalen Umständen weiß ich immer, was zu tun ist. Aber in diesem Zustand – vier Wochen ohne seine Medikamente, kenne ich Herbert nicht.

Wenn wenigstens Dr. Erne aus seinem Urlaub schon zurück wäre.

Doch andererseits – ist er hier nicht in noch größerer Gefahr? Habe ich nicht gestern noch gemeint, daß es zuhause nur b e s s e r werden kann? Wer weiß, was sie mit diesem wehrlosen Bündel Mensch hier noch alles anstellen werden? Ohne unser Wissen! Schnell noch ein paar mal röntgen, eine Ultraschall-Untersuchung und – vielleicht noch einmal – m i t Kontrastmittel – kurz in die Röhre.

Wenn ich nur daran denke, was sie mit mir machen wollten, als ich 1982 stationär hier lag. Am Vorabend einer tomographischen Untersuchung, die Herr Professor Körtge für mich angeordnet hatte, spielte mir ein unglaublicher Zufall einen Artikel in die Hände, in dem es hieß, daß Kontrastmittel für manche Menschen sehr schädlich sein können. Das war die Bestätigung für ein Erlebnis, das ich bereits einige Tage vorher hatte.

Eine Ärztin fragte mich, ob bei mir eine Kontrastmittelallergie bekannt sei, bevor sie es mir für eine Röntgenaufnahme spritzte. Ich hatte noch nie davon gehört und verneinte. Sobald ich irgend etwas unangenehmes spüren würde, sollte ich rufen. Über meinem Brustbein bildete sich plötzlich ein Knubbel. Mir fiel auf, daß sie ziemlich erregt war, als sie mir eilig ein Gegenmittel spritzte. In Zukunft müßte ich die Ärzte

unbedingt auf diese allergische Reaktion hinweisen, hatte sie mir sehr eindringlich geraten.

Nun sollte ich also in die „Röhre“. Obwohl ich den Herrn Professor, der hier unten verantwortlich zeichnete und sich höchst persönlich um mich kümmerte, in Kenntnis setzte, wollte er sich unter keinen Umständen davon abbringen lassen. Er hielt die Spritze mit dem Kontastmittel bereits in der Hand. Immer wieder bat er, es spritzen zu dürfen. Ich weigerte mich energisch und fragte ihn, warum man solche Allergieen in Gesundheitspässe einträgt, wenn sie dann doch nicht beachtet werden. Ziemlich verärgert schob er mich „ohne“ in die Röhre.

Ich schaue auf Herbert. Ihm, dem wehrlosen, hätte man die Spritze einfach verpaßt!

Was mache ich jetzt mit ihm? Kein gütiger Vater im Himmel, kein Schutzengel. Ich stehe ganz allein .

Meine Vernunft – nein es ist Feigheit! – überwiegt. Von Vernunft kann gar keine Rede sein!

„Komm Mama, nach Hause.“ höre ich Herbert sagen, während ich mir an seinem Nachttisch zu schaffen mache, um ihn nicht ansehen zu müssen. Um noch etwas Zeit zu gewinnen.

Mein Magen dreht sich wie ein Karussell. Jetzt muß ich antworten.

Nur noch eine Sekunde. Noch eine halbe Sekunde.

„Marianne, Mama, – nach Hause! – Komm doch.“

Und dann der schmerzlichste Moment meines Lebens: „Herbert, ist es nicht doch besser, wenn wir bis Freitag warten, wie Herr Dr. Waldke meinte?“

Sein Gesicht wird fahl. Grau wie Asche.

„Gewußt! Gewußt! – Du! – Du! – “ stößt er hervor. Rücklings läßt er sich auf sein Bett fallen. Ein Weinkrampf schüttelt ihn. Nie zuvor habe ich einen Menschen so bitterlich weinen sehen.

(Doch! Einmal! Als Wilfried seinen kleinen Sohn verlor.) Ich muß schlucken, schlucken. Wo kommt nur das ganze Wasser her? Mir ist so übel. Warum bin ich so feige, so unglaublich feige? Ich hasse mich!

Vorsichtig ziehe ich ihm die Strümpfe und die Hausschuhe aus.

Willenlos läßt er es geschehen. Noch immer schluchzt er wie ein Kind.

Plötzlich ballt er die linke Hand zur Faust und droht mir. Ich bin wie gelähmt vor Entsetzen! In unserer ganzen Ehe hat es so etwas nicht gegeben. Wie verzweifelt muß er sein! Aus ist's mit meiner Fassung. Hemmungslos lasse ich die Tränen laufen. Auch ich bin nur ein Mensch.

„Herbert, mein Liebling, bitte bitte sei nicht so traurig. Ich kann es nicht ertragen, wenn du mir böse bist. Kannst du mich nicht ein wenig verstehen? Verzeih mir meine Feigheit. Es tut mir so leid."

Seine Augen bleiben geschlossen, er antwortet nicht. Ein dicker Kloß im Hals würgt mir die Luft ab. Ich möchte sterben.

In unzähligen Nächten habe ich mir gewünscht, mein Leben für seins zu geben. Wenn es möglich wäre, seine Krankheit, sein Leid und all die seelischen Qualen auf mich zu übertragen, ich hätte es längst getan.

Wie früher – wenn wir mal gestritten haben – gleitet langsam seine Hand über die Decke. Zögernd tastet sie sich in meine Richtung, ohne daß er die Augen öffnet.

Von Schmerz überwältigt greife ich sie und führe sie an meinen Mund. Was ich denke, fühle, – wie sehr ich um ihn leide – läßt sich nicht in Worte kleiden. Meine Seele und alles, was man dafür hält, sind aufgewühlt. Ich weiß nicht mehr weiter.

Am Nachmittag fahren wir in die Cafeteria. Ich muß alles tun, um Herbert abzulenken, die Zeit bis Freitag zu verkürzen. Die Serviererin ist heute besonders freundlich. „Was kann ich für Sie tun?"

„Wir möchten leckeren Kaffee und Käsesahnetorte." Ein paar Tische weiter entdecke ich Inga. Sie grüßt und kommt zu uns herüber.

„Wie geht es Ihnen? Wenn ich irgendwie helfen kann –." Das klingt freundlich, nicht gefährlich. Was Herbert wohl damals gemeint hat? Irgendwann wird er es mir erzählen. Nach unserem Kaffeestündchen rollen wir in der Halle auf und ab. Vielleicht können wir Bekannte treffen.

Ein Krankenpfleger eilt an uns vorbei. Herbert hat ihn erkannt und hebt den Arm, um ihn heranzuwinken. Im gleichen Moment macht er

eine Kehrtwendung und kommt auf uns zu. Seit 20 Jahren kennen wir uns.

„Herbert, altes Haus, was machst du denn hier?“

„Hallo Die – ter. Übermorgen Ent – lass – lassung.“

„Oh prima! Dann wünsche ich dir alles Gute. – Gibt es noch das gute BIT bei dir? Vielleicht komme ich mal vorbei.“ Eine nette Geste, ein freundliches Wort – für alles bin ich so dankbar.

„Nach oben“, bittet Herbert.

Für sein Abendbrot zeigt er wenig Interesse. Nach einem Blick auf sein Tablett sagt er: „Keine Tla – bletten.“

Er ist müde und verzweifelt, und möchte ins Bett. Das sonderbare weiße Rändchen um seinen Mund beunruhigt mich. Was mag das nur sein?

„RÖMERHOF, Küche,“ sagt er im Befehlston. „Was meint d e r mit Römerhof,“ fragt der neue Zimmernachbar, „arbeiten Sie da?“

„Ja, ich arbeite da.“

Es wundert mich nicht, daß man mich für meine Putzfrau hält. Wochenlang habe ich nichts für mich tun können. Mein Äußeres läßt sehr zu wünschen übrig. Lebe ich überhaupt noch? –

Ja, ich lebe noch. Und wie! Um für Herbert zu kämpfen. Dazu brauche ich kein modisches outfit, wenn die Zeit es einfach nicht zuläßt. Ein Gedankenblitz: Ob man uns hier vielleicht entsprechend taxiert? Gab es nicht mal einen Film, „Wenn du arm bist, mußt du früher sterben?“

Herbert ist Privatpatient. Oft genug hatte ich in letzter Zeit den Eindruck, als hätte man das nicht zur Kenntnis genommen. Nicht der geringste Unterschied ist zu erkennen. Auf die freundliche Begrüßung der Chefärzte bei der Viste – mit Handschlag – würde mancher Privatpatient auch noch gern verzichten, wenn er sieht, wie sie an dem Kassenpatienten im Nachbarbett (für den sie vielleicht nicht zuständig sind) allerhöchstens mit einem Kopfnicken vorbeigehen.

Oder doch Unterschiede?? Reihenweise Untersuchungen, Tomographie, Röntgenaufnahmen, INTENSIVMEDIZINISCHE ÜBERWACHUNG (Das bringt richtige Kohle!!) Und bei der 99. Untersu-

chung wird man seine Herzrythmusstörungen „entdecken". Man wird erneut feststellen – und es sich gar nicht erklären können, daß der Digoxinspiegel (Lanitop) zu niedrig ist. Die einzig logische Folgerung daraus – daß der Patient seine entsprechenden Medikamente nicht bekommen hat, und daß man sie ihm eventuell doch langsam geben müßte, können wohl nur Laien ziehen, Leute, die unkompliziert und geradeaus denken. Wer war doch der kluge Mann, der da meinte, man müßte ein Leben lang studieren um zu erkennen, wie wenig man weiß?

Eine Extrawurst wollten wir wirklich nie, nur schnelle Hilfe, um flugs wieder an unsere Arbeit zu kommen. Wozu haben wir uns eigentlich unser Leben lang die teure Prämie für eine Zusatzversicherung abgezwackt?

„Küche, Römerhof," drängt Herbert.

Verrückt könnte man werden. Was interessiert mich jetzt der RÖMERHOF? Ich möchte bei ihm bleiben.

„Bis später, mein Schätzchen. Ich komme bald wieder."

Auf dem Flur herrscht Hochbetrieb. Etliche Betten mit Patienten stehen im Gang. Stellenweise muß ich mich hindurchschlängeln,um zum Aufzug zu gelangen. Es fehlen wohl Zimmer.

Zuhause ist nicht viel zu tun. Schon bald kann ich zum Krankenhaus zurückfahren. Der Flur ist nun wieder frei.

22.20 Uhr. Leise öffne ich die Tür zu Herberts Zimmer. Schwaches Licht brennt. Nicht zwei sondern drei Betten stehen jetzt in dem Zimmer. Zwei neue Gesichter, und der bereits bekannte Nachbar. –

Herbert ist nicht da!! –

Ich fühle, wie mir der Boden unter den Füßen entgleitet. Alles dreht sich. Und dann wird es schwarz.

„Hallo! . . . Hallo! . . . Sind Sie ausgerutscht? Geht es Ihnen nicht gut?" Eine Schwester spricht ziemlich laut auf mich ein.

„Doch doch, es geht schon wieder, danke." Sie hilft mir auf die Beine.

„Zu wem möchten Sie denn? Wer sind Sie"?

„Mein Name ist Klapheck. Wo ist mein Mann?"

Sie tippt auf ihre Stirn, überlegt – „Herr Klapheck wurde doch auf Zimmer 725 verlegt. Ach nein, doch nicht! – wir brauchten ja das Zimmer. Ich glaube, er ist auf die Intensiv gekommen."

Sie brauchten also das Zimmer! Deshalb brachten sie Herbert auf die Intensivstation! Einfach so! – Weil sie Platz brauchten! – Nicht Jeden kann man dort hin bringen! – Einfach so – ! Aber den Patienten X, hilflos, wehrlos, fast stumm – den kann man abschieben. Ab mit ihm nach oben! Übermorgen wird er ja sowieso entlassen.

Jetzt weiß ich, daß sie das nicht zum ersten Mal mit ihm gemacht haben! Stunden um Stunden verbringe ich hier. Kaum habe ich mich für einen Moment entfernt, wird er (doch!) gebadet, – geröntgt, – untersucht – abgeschoben. Diese Ohnmacht, der man hier ausgesetzt ist!

Ich fahre hinauf zur Intensivstation.

„Zu wem möchten Sie bitte ?"

„Mein Name ist Klapheck. Ist mein Mann bei Ihnen?"

„Nehmen Sie bitte im Wartezimmer – nein Augenblick mal!" Spontan werde ich eingelassen.

„Guten Abend, Frau Klapheck. Ihr Mann ist hier. Sie brauchen sich aber keine Sorgen machen. Morgen darf er schon wieder auf die 7a."

Diese freundliche Art – auf einmal - ist kaum zu ertragen.

„Was ist denn passiert? Warum ist mein Mann hier?" frage ich scheinbar ahnungslos die Schwester. Ohne meine Frage zu beantworten, führt sie mich zu Herbert.

Schon von weitem sehe ich seinen verängstigten Blick. Es reißt mir das Herz aus dem Leibe. Warum kann ich nicht für ihn durch diese Hölle gehen?

„Hab keine Angst, Herbert, sei ganz ruhig. Morgen früh kommst du wieder nach unten." Mit beiden Händen greife ich seine zitternde Hand, die er mir entgegen streckt. Lieb und zart streiche ich über sein Haar. Wie soll ich ihm das nur erklären ?

Es ist nicht nötig. Er hat alles selbst mitbekommen.

„Mama, nee, nee, nee! – "

Schleppend erzählt er, daß er aus seinem Zimmer geschoben und im

Flur abgestellt wurde. Sollte er dort die Nacht verbringen? „Seine Frau wird bestimmt heute abend nochmal kommen, die kommt jeden Abend," hatte jemand gesagt.

Kurzerhand brachten sie ihn nach oben, ohne Rücksicht auf seine Ängste, die ihm zusätzliche Herzrythmusstörungen verursachen. Und die werden nun wieder beobachtet – beobachtet – beobachtet!

Er trinkt seinen Weidenröschentee. Das Tomatencrèmesüppchen schlürft er hastig in sich hinein.

Wo ist die Serviette? Keine da! Aus seinem Schublädchen will ich eilig ein Taschentuch ziehen. Es ist leer.

„Seine Sachen sind nicht hier oben," erfahre ich von dem Pfleger. Herbert wischt angewidert mit der Hand über seinen Mund und hält sie mir entgegen. Kein Seiftuch, kein Handtuch. Aus meiner Handtasche ziehe ich zwei frische Taschentücher und wasche damit seine Hände.

„Noch – zwei – Nächte." seufzt er traurig.

Nicht die Tage, sondern die Nächte, die für ihn die Hölle sind, zählt er hier.

„Ja, noch zwei Nächte, mein Herz. Ach, wie werden wir dich verwöhnen. Nach allen Regeln der Kunst. Bald hast du ja auch Geburtstag. Dann werden wir eine große Fete aufziehen." „Acht Wochen?"

„Ja, mein Schätzelein, acht Wochen. Genügend Zeit, dich aufzupäppeln. Bis dahin wirst du auch – mit Frau Bauers Hilfe – wieder richtig gut sprechen können."

Zwei dicke Tränen rinnen über seine Wangen. Mühsam ringt er sich ein Lächeln ab und sagt:

„Jetzt Römerhof, gute Nacht Mama."

Das 99. Glied.

Am Morgen finde ich Herbert auf der 7a. – Im Flur!!

Raumpflegerinnen und Schwestern eilen geschäftig an seinem Bett hin und her. Vor ihm steht der Wäschewagen mit blutigen Laken, hinter ihm der Frühstückswagen, in den die abservierten Tabletts eingeräumt werden. Er weint. Unsagbar hilflos und verlassen streckt er mir seine Hand entgegen.

„Warum ist mein Mann nicht in seinem Zimmer ?" frage ich Schwester Brigitte, die gerade an uns vorbeiläuft.

„Augenblick bitte, im Moment habe ich keine Zeit."

Höchst eilig verschwindet sie hinter einer Tür. Natürlich weicht sie mir aus. Was soll sie auch antworten? Wahrscheinlich h a t sie kein Zimmer für Herbert.

Seines b r a u c h t e n sie ja gestern abend. Wo mögen seine Sachen und sein Schränkchen sein? Mit meinem Taschentuch trockne ich Herberts Tränen (verstohlen auch meine).

„Hunger, Kaffee."

„Du hast noch nicht gefrühstückt????"

Ich kann es nicht glauben! Mußte er den Anblick ertragen, wie ein Frühstückstablett nach dem anderen in die Zimmer getragen wurde? Während man ihn, den FLURSTEHER übersah? Oder war es zu lästig, seinen Nachttisch herbeizuholen, um sein Frühstück darauf zu servieren?

Kein Frühstück! Keine Tabletten! Kein Zimmer!

Wer kein Zimmer hat, existiert nicht.

Bestimmt alles keine böse Absicht!! Nur das 99. Glied aus der endlos langen Kette der unheimlichen Zufälle. Wer oder was hat sich denn nur gegen uns verschworen? Mein Innerstes möchte sich nach außen kehren.

Ist das wirklich m e i n Mann, der mit seinem Bett in einem F L U R steht? Für den es kein Zimmer gibt? Der als Privatpatient Anspruch hätte auf ein Einzelzimmer? Der um sein Frühstück winseln muß wie ein räudiger Straßenköter?

Habe ich elendes kleines Würstchen in all den Wochen wirklich geglaubt, gegen diese geballte Masse anzukommen? Diese Masse von Gleichgültigkeit, Herzlosigkeit, Überlastung, Schlamperei, Hilflosigkeit, Überheblichkeit,Vergeßlichkeit, Dummheit und Arroganz ?

Wieviel eigene Dummheit gehört denn dazu? Diese Masse hat mich klein gekriegt. Sie hat mir gezeigt, wo es lang geht in unserem Krankenhaus. – Dem besten weit und breit – wie der „Kleine Doktor" meint.

Auf die technische Ausstattung bezogen mag das auch durchaus stimmen!!

Noch nie habe ich mich so verlassen, so hilflos gefühlt, wie in diesem Augenblick.

„Herbert, für fünf Minuten muß ich dich nochmal verlassen."

„Nein, nein, nein! Warum denn? ruft er hinter mir her.

In Windeseile laufe ich zum CAFE REY an der Ecke, um ein paar Kleinigkeiten zu besorgen. Ein frisches Brötchen, Butter, Konfitüre und Kaffee. Das wird Herbert stärken. Mit dem Kännchen in der Hand eile ich zurück. –

Herbert ist verschwunden!!! –

Wie ein Blitz fährt entsetzliche Angst in meine Glieder. Aber dann wird mir klar, daß sie nun wohl doch ein „Obdach" für ihn gefunden haben. Bei den Schwestern erkundige ich mich nach seiner Zimmernummer. Mit drei Betten ist auch dieser Raum überbelegt.

„Nein, nein, Mama. Unmöglich hier. Privatzimmer! Hunger, Tabletten, Kaffee." ruft Herbert mir weinend zu.

„Nur nicht die Wut verlieren!" möchte ich mit Max Frisch ausrufen. Dennoch glücklich, daß er nun wenigstens wieder eine „Bleibe" hat, mache ich ihm das Brötchen zurecht. Den Kaffee trinkt er aus seinem Schnabelbecher.

Dieser unheimliche weiße Rand um seine Lippen läßt mir keine Ruhe. Sofort muß ich Herrn Dr. Erlich finden, damit er mir das erklärt.

„Herr Doktor ist gerade zu Tisch gegangen," erfahre ich von Schwester Gerda, „versuchen Sie es später nochmal." Bis zum Mittagessen erzähle ich Herbert von zu Hause.

„Paulchen wird große Augen machen, wenn du morgen kommst. Oft schaut er unentwegt auf deinen Platz. Er kann es wohl nicht begreifen, daß du nicht da bist. Und dann plappert er leise vor sich hin."

„Ja? Was, was denn?"

„Du kennst ja seine Sätzchen, die wie eine Schallplatte ablaufen: „Guten Morgen, guten Morgen Onkel Herbert. Komm mal her, mein Junge. Herbert Klapheck. Hallo Paulchen. Ist die Klapheck da? Herr

Klapheck! Was ist denn heute los? In letzter Zeit bringt er auch schon mal etwas durcheinander. Statt Herbert Klapheck ruft er Herbeck, Herbeck."

„Heute Donnerstag, morgen RÖMERHOF. Ich – freue – mich," sagt er mühsam lächelnd.

Es wird allerhöchste Zeit, daß er seine Medikamente bekommt! Wenn er nur noch bis morgen durchhält.Sollte ich vielleicht doch noch einen letzten Versuch unternehmen, auf den Knien um bitten? Habe ich es nicht schon 1000 mal vergeblich getan? Wieder geht mir alles Mögliche durch den Kopf. Diese unmöglichen rätselhaften Zustände hier. Aber nur nicht jetzt im letzten Moment den Kopf und die Nerven verlieren. Morgen! – Morgen!! – Morgen wird alles gut werden! –

„ – kämpfen Götter selbst vergebens."

Nach dem Essen helfe ich ihm, sich auf die Seite zu legen.

Während er sein Mittagsschläfchen hält, kann ich Thomas an der Rezeption vertreten, damit er den Großeinkauf für die Woche tätigen kann. Auch heute am Ruhetag muß sie bis 18.00 Uhr ständig besetzt sein.

Eilig fährt Thomas ab, als ich zuhause ankomme.

Nach zwei Stunden ruft er mich an, – völlig aufgelöst. „Mutter! Papa ist s c h o n w i e d e r auf der Intensivstation! Aus unerklärlichen Gründen habe ich unterwegs umdisponiert. Statt zu KANNE fuhr ich zum Krankenhaus. Im Flur kam mir Herr Dr. Erlich höchstpersönlich mit Papa's Bett entgegen. Er bat mich, ihn nach oben zu bringen."

„Aber warum denn?" frage ich hastig.

„Er will Vater nur noch einmal kurz beobachten lassen. Auf die Entlassung hat das keinen Einfluß. Es bleibt bei Freitag, also morgen. Papa ist natürlich wieder wahnsinnig aufgeregt. Nachdem ich fast zwei Stunden da oben gewartet hatte, ohne daß sie mich auch nur eine Minute zu ihm ließen, mußte ich abfahren, weil ich sonst mit dem Einkauf nicht mehr zurecht komme. Was mag Papa nur von mir denken?"

„Wo bist du denn jetzt, Thomas?"

„Ich bin soeben bei KANNE angekommen."

„Dann fahre ich jetzt sofort zu Papa. Die Rezeption interessiert mich nicht mehr.

„O. K., Mutter, ich werde mich sehr beeilen.“

Wegen der umfangreichen Bauarbeiten in den Straßen ist es sehr schwierig, durch die Stadt zu kommen. Hat man sich gerade an eine Umleitung gewöhnt, ist sie schon wieder geändert. Auf vielen Umwegen komme ich endlich an.

„Zu wem möchten Sie bitte?“

„Mein Name ist Klapheck.“

Pause. – Und dann: „Ja – und zu wem möchten Sie bitte?“

Ich bin irritiert. Habe ich etwas falsch gemacht? Oder ist das wieder Schikane? – Nein! Es dämmert mir: – ich habe mich nicht an Schema F gehalten. – Meine Antwort hätte lauten müssen: – "Ich möchte zu Herrn Klapheck.“ – Nun müssen sie ja annehmen, daß ich heute ausnahmsweise Herrn Schulze besuche.

„Hallo! Antworten Sie doch! – Möchten Sie zu Ihrem Mann?“

„Richtig! Schwester! – Soll ich schon mal im Wartezimmer Platz nehmen? Werde ich aufgerufen?“ – Schweißperlen treten auf meine Stirn.

Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!

Und solchen Menschen ist Herbert ausgeliefert!! Schon nach einer guten halben Stunde darf ich eintreten.

Herbert geht es gar nicht gut. Der weiße Rand ist auffälliger geworden. Seine angstgeweiteten Augen blicken mich fragend an. Sind das nur die üblichen Erscheinungen von extremer Angst, die ihn jedes Mal überfällt, wenn sie ihn hier raufbringen?

„Sei ganz ruhig, Herbert. Hab keine Angst.“ Tröstend nehme ich seine Hand und versuche ihn zu beruhigen.

„Vor der Entlassung will Herr Dr. Erlich dich nochmal kurz beobachten lassen.“ Ich setze mich auf den Hocker, der neben seinem Bett steht. Der Monitor beobachtet. Solange hier b e o b a c h t e t wird, kann ja gar nichts passieren!

Immer wieder schaut er mich ängstlich an. Ich weiß nicht, was ich tun soll. „Thomas, was, wo?“ fragt er.

„Der Junge hat verzweifelt nebenan gewartet, in der Hoffnung, eingelassen zu werden. Nach zwei Stunden mußte er abfahren, um bei KANNE noch zurecht zu kommen."

„Morgen früh RÖMERHOF?" fragt er. „Ganz – bestimmt?"

„Aber natürlich, Herbert. Gar keine Frage. So früh wie möglich holen wir dich nach Hause. Und dann wird alles gut werden."

Ich denke an sämtliche Medikamente, an den Weidenröschentee und all die leckeren kräftigen Süppchen, mit denen wir ihn erst mal aufpäppeln werden.Und an die Nachtschicht, die ich noch vor mir habe, um sein Domizil im Wintergarten aufzuschlagen. Für 2–3 Wochen, bis es ihm besser geht. Bis jetzt hatte ich noch keine Zeit dazu. Morgen früh – noch bevor wir ihn holen – muß alles fertig sein.

„Benz?"

„Ja, wir kommen mit dem Benz. Er steht gewaschen und poliert bereit,wie immer. Auch den Rollstuhl hat Thomas schon in den Kofferraum gepackt."

„Gut, gut. – Prima."

Für einen Moment fallen ihm die Augen zu. Dann schlägt er sie auf und sieht mich an. Im nächsten Augenblick scheint er wieder zu schlafen. Der Monitor beobachtet. Ein Apparat tuckert.

Plötzlich – sitzt Herbert aufrecht und ringt nach Luft. In seinem Brustkorb höre ich das bekannte Rasseln.

„Mama – hilf hilf!"

Herrgott, was ist das denn schon wieder? Ich springe auf, um einen Arzt zu rufen. Durch das Fenster der Verbindungstür sehe ich ihn in der Zentrale am Schreibtisch sitzen. Aufgeregt klopfe ich auf die Scheibe.

„Bitte Herr Doktor, kommen Sie schnell, helfen Sie meinem Mann."

„Ja, M o m e n t mal! – Ich habe auch noch etwas anderes zu tun! Sie sind hier nicht alleine! – Ich bin gerade mit einer Notaufnahme beschäftigt!" antwortet Herr Dr. von Berlichingen und bleibt vor seinen Apparaten sitzen!– Nicht eine halbe Sekunde hat er Zeit für Herbert! Wie von Sinnen krame ich aus meiner Handtasche eiligst eine Flasche 4711, gieße ihren Inhalt auf ein Taschentuch und lege es Herbert auf

die Brust. Er atmet tief durch und legt sich nieder. Es scheint ein wenig besser zu werden.

Zornig erinnere ich mich, daß dieser Herr Dr. von Berlichingen mir 1982 schon mal unangenehm aufgefallen war, als die Nachtschwester ihn gerufen hatte, weil sie trotz der Wadenwickel mit meinem hohen Fieber nicht fertig wurde. „Dafür lassen Sie mich kommen?“ hatte er sie angeschnauzt. Es muß an seiner Gehbehinderung liegen, daß es ihm so schwer fällt, Patienten zuhilfe zu eilen.

Nebenan in der Zentrale höre ich Geschirr klappern, sprechen, kichern und Stühle rücken. Während ich Herbert beobachte und immer noch auf den Arzt warte, mache ich mir Gedanken über die Bedeutung einer Intensivstation.

Kann ich nach allem hier noch logisch denken? Intensiv bedeutet doch i n t e n s i v, oder?

Wenn es einen Grund gab, Herbert für die l e t z t e Nacht hier her zu bringen und ihn damit wieder dieser schrecklichen Angst auszusetzen, dann soll doch sicher irgend etwas i n t e n s i v geschehen, beobachtet werden, behandelt werden. – Also i n t e n s i v e r als auf der 7a.

Wie ist es dann zu verstehen, zu verantworten, daß der scheinbar einzige Arzt keine Zeit für ihn hat? Aufgrund seiner i n t e n s i v e n Beobachtungen am Bildschirm hätte er doch – auch ohne mein Flehen – sofort kommen müssen.

Mit einem Ruck schwingt Herbert sich wieder hoch.Weitgeöffnete Augen blicken mich hilfeheischend an.

Herrgott! Gibt es denn keine Spritze? – Lasix, Strophantin oder so was?

Wieder klopfe ich auf die Scheibe, durch die ich jetzt an einem großen Tisch alle Pfleger und Schwestern sitzen sehe. Zum Abendbrot. Der Doktor ist nicht zu sehen.

„Bitte helfen Sie uns doch! – Bitte!“

„Wir kommen gleich,“ antwortet ein junger Spund von Pfleger.

„Mein Gott, sind das dickfellige Menschen hier!“ rufe ich laut, daß sie es hören. Ich gieße den Rest meines 4711 auf das Taschentuch und

halte es Herbert unter die Nase. Eine Schwester kommt endlich heraus.

„Also so geht das nicht, Frau Klapheck! Bitte verlassen Sie das Zimmer. Nehmen Sie im Wartezimmer Platz, bis Sie sich abreagiert haben. Dann dürfen Sie wiederkommen." Sie drängt mich hinaus.

Mir ist das alles zu hoch (Nein, mir ist zum Kotzen)! Was habe ich falsch gemacht? Darf ich nicht um Hilfe bitten, soll ich machtlos zusehen? – Um nicht stur und herzlos zu sein wie sie, muß ich mich a b- r e a g i e r e n?

Im Wartezimmer sitzen Hans und Irene. Sie wollen Herbert besuchen. Ich erzähle ihnen, was passiert ist. Und daß Herbert morgen nach Hause kommt.

„Dann haben wir wohl einen ungünstigen Zeitpunkt gewählt. Wir werden Herbert in den nächsten Tagen zu Hause besuchen. Tschüß bis dann."

Was soll ich jetzt tun? –

Ich rase nach Hause.

Eilig bereite ich Weidenröschentee und Milchsuppe zu, mit Butter, Sahne und Flöckchen von Eischnee und Zimt. Automatisch packe ich auch ein BITCHEN in meinen Korb. –

Soeben kommt Thomas von Kanne zurück, als ich eilig zu Herbert fahren will.

„Mutter, was ist los? Warum bist du nicht bei Papa?"

„Man hat mich rausgeworfen! Weil ich den Arzt um Hilfe bat. Ich soll mich abreagieren!"

„W a s ist das? Ich komme mit!" Er steigt in seinen Wagen und fährt vor mir her.

„Zu wem möchten Sie bitte?"

Jetzt nur keinen Fehler machen!

„Wir möchten zu Herrn Klapheck."

„Nehmen Sie bitte im Wartezimmer Platz. Sie werden aufgerufen."

Ehe wir Platz nehmen können, wird die Tür geöffnet, und wir dürfen eintreten. Herbert scheint es besser zu gehen. Er freut sich sehr, daß

auch Thomas zu dieser ungewöhnlichen Zeit kommt. Als ich seinen Arm berühre, um ihn zu begrüßen, bemerke ich, daß er kalt ist.

„Kein Wunder," sagt Thomas, „Papa ist ja auch gar nicht richtig angezogen."

Nur ein Arm ist durch den Ärmel des OP-Hemdes gezogen. Der zweite Ärmel hängt herunter und läßt die linke Hälfte des Oberkörpers – Brust, Rücken und Arm – völlig frei. Wir bitten den Pfleger, der gerade kommt, das in Ordnung zu bringen. Auf der 7a hätten wir das selbst erledigt, aber hier ist alles anders.

„Das können wir ja noch machen!" antwortet er mißgelaunt und macht sich an Herbert zu schaffen.

Als er fort ist, schaut Thomas mich an.

„Wie meint dieser Mensch das?" frage ich. „Ob er jetzt frei hat? Soll Papa etwa frieren, weil er nicht schnell genug zu seinem Feierabend kommen kann? Was ist das überhaupt für eine Art, einen Patienten so liederlich anzuziehen?"

Ich reiche Herbert den Weidenröschentee. Zügig trinkt er ihn aus.

„Süppchen?" fragt er nach einem Weilchen.

„Heute gibt es dein 'Lieblingssüppchen für große kranke Jungs' Herbert." Er lächelt schwach und erinnert sich, daß er es früher oft so genannt hat, wenn er mal 1–2 Tage mit Grippe im Bett bleiben mußte und sich ein solches Süppchen wünschte.

Vergebens suche ich eine Serviette. Aus dem Schublädchen will ich ein Taschentuch ziehen. – Leer! – Sein Nachtschränkchen von unten ist nicht mit heraufgekommen. Es lohnt sich ja kaum bis morgen. Thomas reicht mir von der gegenüberliegenden Seite das Mundtuch aus dem Korb herüber. Hungrig schlürft Herbert nun endlich sein Milchsüppchen.

„Morgen früh, Junge?" wendet er sich an Thomas.

„Na klar, Papa. Dein Benz steht fertig gepackt vor der Tür. Neun Uhr holen wir dich ab."

„Gut, gut Junge. Prima! Ich freue mich – so sehr. – Heute abend BIT?"

„Du möchtest ein Bierchen trinken, Papa? Ist doch klar, daß wir dir eins mitgebracht haben."

Er nimmt die Flasche aus dem Korb, den Öffner, und die Bierdeckel. Ich halte das Glas. Während Thomas einschenkt, verschiebt Herbert verstohlen, kaum merklich, die Pilsmanschette am Fuß des Glases. Der Genießerkopf befand sich 2 mm zu weit links.

„Nummer Eins", sagt er, ehe er das Glas zum Mund führt. Schlückchen für Schlückchen trinkt er es ganz langsam aus.

„9.00 Uhr, Thomas?"

„Aber sicher doch, Papa, ist doch klar. – Soll ich dir den Rest einschenken?"

Herbert hält ihm das Glas hin. Noch einmal trinkt er es genüßlich aus. Der allerletzte Schluck bleibt drin.

23.00 Uhr.

Thomas verabschiedet sich. Der gesamte KANNE-Einkauf muß noch ausgepackt und in die Regale eingeräumt werden.

„Bis morgen, Papa, schlaf gut." Er drückt Vater ein Küßchen auf die Stirn und geht.

Ich bin glücklich, daß es Herbert besser geht. Er ist ganz ruhig. Ab und zu nickt er ein. Auch mir fallen die Augen zu. Manchmal sucht er meine Hand und hält sie fest. Einmal werden wir gleichzeitig wach. Ein Uhr.

„Du bist so müde – Mama – Nach Hause – RÖMERHOF." Liebend gern würde ich heimfahren. Ich muß ja noch sein Bett umpacken. Aber kann ich ihn denn jetzt allein lassen?

„RÖMERHOF" sagt er noch einmal.

„Gut, Herbert, Ich fahre dann. In ein paar Stündchen sind wir ja schon wieder hier. Gute Nacht, mein Schätzelein."

„Morgen früh 9.00 Uhr?"

„Ja, Herbert, du weißt, daß wir pünktlich sind. Wir können es doch auch kaum erwarten, dich wieder bei uns zu haben." Ich beuge mich über ihn, küsse seine Augen, streichle seine Wangen.

Von der Tür winke ich ihm noch einmal zu. – „Bis morgen."

Thomas ist gerade mit dem Auspacken der Ware fertig geworden. Ob Mathilde noch wach ist? Sofort nimmt sie den Hörer ab, als ich ihre Zimmernummer wähle. „Hallo, Mathildchen, schläfst du noch nicht? Ich bringe gute Nachricht mit. Bei Herbert ist alles soweit O. K. – Aber wir werden lange brauchen, um ihn wieder aufzupäppeln. Morgen früh um Neun holen wir ihn ab. Gute Nacht."

„Danke für den Anruf. Ich war doch sehr beunruhigt darüber, daß man ihn nochmal auf die Intensiv brachte. Gute Nacht, Marianne."

Auch Thomas verabschiedet sich und geht in seine Wohnung.

So wahr ich eine „Reisen" bin.

Mindestens eine Stunde werde ich zu tun haben, um für Herbert's Empfang alles vorzubereiten. Ich räume ein paar Sessel aus und stelle sie in die Bar. Sein Bett muß, um es umzuräumen, auseinander – und drüben wieder zusammengeschraubt werden. Auch den Nachttisch mit der langen Tischplatte, den er nun zum ersten Mal benutzen wird, rolle ich hinüber und stelle rote Röschen darauf. Schnell noch frische Wäsche fürs Bett und kurz den Staubsauger her! Ein letzter prüfender Blick: ich bin zufrieden. Alles ist so, wie mein ordnungsliebender Mann es mag.

Ach, wie wird er sich hier wohlfühlen, in unserem Glashaus. Eine unbeschreibliche Freude und Genugtuung überkommt mich, daß wir für ihn – nur für ihn – diesen schönen Wintergarten gebaut haben. S e i n Glashaus. Sicher denkt auch er jetzt die ganze Nacht an zu Hause und an seine Geburtstagsparty in sieben Wochen, zu der er „wieder fit sein" will. – Und er w i r d fit sein, so wahr ich eine „Reisen" bin. Todmüde falle ich halb drei auf meine Couch. Vier Stunden kann ich nun noch schlafen. Aber ich finde keine Ruhe.

Irgendwo in der Ferne schlägt eine Uhr drei Mal. Etwas später ein Mal. Es muß halb Vier sein. Meine Gedanken sind im Krankenhaus. Liegst du auch wach, Herbert? Ein paar Stündchen noch! Dann holen wir dich heim.

Ziemlich heftig wird plötzlich die Tür zu meiner Wohnung aufgestoßen. Sie poltert gegen einen Sessel und verursacht einen Lärm, der mich zu Tode erschrecken läßt. Ich weiß, daß es nur Thomas sein kann, denn nur er hat einen Schlüssel zu unserer Wohnung.

„Mama, Mama!" Kreideweiß und zitternd vor Aufregung steht der Junge plötzlich vor mir.

„Mutter! – Mutter! – Papa hat es geschafft!"

Mein Verstand setzt für einen Moment aus.

Dann ahne ich zwar, was diese Worte – nur – bedeuten – können. Aber mein Innerstes sträubt sich, zu verstehen.

Nein nein nein nein nein!

Es ist ein Irrtum. – Es kann gar nicht möglich sein!!

„Thomas, bitte bitte sag, daß ich mich verhört habe. Sag, daß du die Nachricht falsch verstanden hast. Papa kommt doch gleich nach Hause. Es kann nicht sein! Es darf nicht sein! Sie müssen sich irren."

Alle zurück gehaltenen, in mich hinein geweinten Tränen der letzten Wochen brechen aus.

„Nein nein, Thomas, ich glaube es nicht. Nein nein nein, ich glaube es nicht, ich glaube es nicht – "

„Komm, Mama. Sei vernünftig," sagt er, nachdem er mich eine Weile hat weinen lassen, während er seine eigenen Tränen unterdrückte. Liebevoll nimmt er mich in seine Arme.

„Du w e i ß t Mutter, daß ich mich nicht verhört habe. Wir müssen uns jetzt anziehen und zum Krankenhaus fahren." Er stürmt hinaus, um auch Mathilde zu wecken. Wie wird sie die schreckliche Nachricht verkraften?

Wir steigen in den BENZ, der seit gestern abend abfahrbereit vor der Tür parkt. In meinem Kopf verrichtet der Preßlufthammer wieder sein Werk.

Zu wem möchten Sie bitte? – rattert, rattert, rattert es. Im Kofferraum klappert der Rollstuhl. . .

Auf der Intensivstation empfängt uns die Ärztin. Sie führt uns zu Herbert – in einen Nebenraum. Wir beherrschen uns, so gut wir kön-

nen. Ganz friedlich und entspannt wirken seine Züge. Ich streichle sein Gesicht, seine Hände, sein Haar. Immer wieder sehe ich ihn an.

Mein Gott, mein Gott, wie konnte das nur passieren?

„Herbert, mein Liebling, was ist geschehen?

Du hältst nur die Augen geschlossen, ja? Wie am Tage nach der Operation, als wir uns ängstlich fragten, ob du – Und du lebtest! – Du lebst auch jetzt. Bitte öffne deine Augen."

Ich kann nicht aufhören, meinen toten Herbert zu liebkosen, zu streicheln. So als könnte ich ihn wieder zum Leben erwecken.

Thomas und Mathilde haben den Raum längst verlassen. Still weinend warten sie nebenan auf mich.

Als ich mich endlich von ihm losreiße, stirbt irgend etwas auch in mir. Ich fühle es.

Gleichzeitig – obwohl ich mich heftig dagegen wehre – wird in meinem tiefsten Inneren aber auch etwas Neues geboren. Etwas, das ich nie in meinem Leben gekannt habe: Ein abgrundtiefer Haß.

„Warum haben Sie uns nicht gerufen?" frage ich die Ärztin leise. Ohne auf meine Frage einzugehen, antwortet sie: „Ihr Mann ist ganz ruhig eingeschlafen." – Und nach einer Weile fügt sie hinzu: – "Er hatte zu viel Lanitop." –

Ich erinnere mich nicht, wie wir diesen Tag überstehen. Unaufhörlich, immer wieder, versuche ich etwas Unfaßbares zu begreifen.

„Er hatte zu viel Lanitop."

Wie ist es möglich, daß Herbert heute an Z U V I E L sterben mußte, nachdem ich fünf Wochen lang vergeblich gegen das Z U W E N I G gekämpft habe?

„Er hatte zu viel Lanitop."

Mein Leben lang werden mich diese Worte verfolgen.

Wie können all die bornierten Ärzte (oder sind sie schlicht und einfach nicht genügend ausgebildet?) die mich in den vielen angst- und sorgenvollen Nächten belächelten, mich vor die Wand laufen ließen, mit dieser Tatsache fertig werden? Haben sie es überhaupt zur Kenntnis genommen?

Wie kann der Jenige, der das ZU-VIEL verabreichte, mit diesem Bewußtsein weiterleben?

Hat er kein Gewissen? Oder sind solche Vorkommnisse normal in dem „besten Krankenhaus weit und breit"???

Am Mittag steht an Herbert's verwaistem Platz ein wunderschönes Biedermeiersträußchen aus frischen Blüten.

„Was ist das?" frage ich Mathilde. Schluchzend erzählt sie mir, daß Ernst Niedermeier es soeben gebracht hat.

„Er wollte Herbert heute morgen im Krankenhaus besuchen. Auf der Intensivstation sagte man ihm, Herbert wäre wieder auf die 7a verlegt worden. Weil man ihn dort nirgendwo fand, ging man davon aus, daß er – wie besprochen – bereits entlassen worden war. Voller Freude, Herbert im RÖMERHOF zu finden, kam er hier her. Als er die schreckliche Wahrheit erfuhr, legte er hilflos und schockiert sein Sträußchen an Herbert's Platz nieder."

Wie in Trance erlebe ich alle Formalitäten, die nun erledigt werden müssen. Ohne Thomas, Mathilde und Gabi, die sich bewundernswert in der Gewalt haben, wäre ich verloren. Zu sehr habe ich mich in den letzten Wochen verausgabt, habe manchmal Unmenschliches leisten müssen. Wie eine Löwin habe ich gekämpft. Ich habe alles getan.

Habe ich wirklich alles getan?

Nein!! Ich bin ein Feigling. – Ich hasse mich! In den entscheidenden Momenten habe ich total versagt. Ich habe diesen Kampf verloren.

Ernst Wegener übernimmt die Bestattung. Er kümmert sich um alle behördlichen Angelegenheiten. Rührend hält er in diesen schlimmen Tagen alles Störende von uns fern.

Zwischen ihm und Herbert hatte sich in letzter Zeit ein herzliches Verhältnis angebahnt. Schon in gesunden Tagen zeigte Herbert sehr viel Verständnis für den jungen Mann, der es nicht immer leicht hatte. Während der vier Jahre, die er im Rollstuhl verbrachte, besuchte Ernst ihn oft. Nun hat er seinen väterlichen Freund verloren.

Der Tag des Begräbnisses rückt näher.

Vorher wollen wir Herbert noch einmal sehen, einmal noch mit ihm

allein sein. Mit seinem Wagen bringt Ernst uns zum Friedhof und führt uns in eine Halle. Zu Herbert.

Herrgott! Gütiger Vater im Himmel! – Wenn es Dich gibt – warum hast Du das alles zugelassen? schluchzt es still in mir.

In Sekunden zieht noch einmal Herbert's Leidensweg der letzten fünf Wochen an mir vorbei. All seine Schmerzen, Enttäuschungen und Qualen glaube ich in diesem Moment an meinem Körper zu empfinden, ganz deutlich und intensiv.

Seine Sehnsucht, nach Hause zu kommen – und dann – die entsetzliche Einsamkeit in der letzten Stunde – . „Herbert, mein Liebling, – verzeih mir."

Ich kann nicht weinen und ich breche auch nicht zusammen. Was mich aufrecht erhält, ist das Neue in mir: der Haß. Der Haß auf die Menschen, die dich auf dem Gewissen haben. Ich werde es in die Welt hinaus schreien, was man dir angetan hat.

Die musikalische Untermalung in der Friedhofskapelle hat Erich übernommen. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, Herbert so die letzte Ehre zu erweisen. Auf seine Art. Eine riesige Menschenmenge hat sich auf dem Friedhof eingefunden. Gemeinsam geleiten wir Herbert zu seiner letzten Ruhestätte. Die Familie, Freunde, Kollegen, Honoratioren unserer Stadt, Gäste, Bekannte.

Als der Sarg ins Grab sinkt, greife ich unwillkürlich an mein Herz. Es ist soeben zu Stein geworden.

Unglaublich viele Kondulenzbriefe sind eingegangen. Bewegt nimmt unsere Familie zur Kenntnis, wie groß die Zahl derer ist, die Herbert gekannt und geschätzt haben.

So viel herzliche Anteilnahme gibt uns Trost und hilft uns, den schwersten der schweren Tage zu überstehen.

Einige dieser Briefe muß ich immer wieder lesen. Wenn der Gedanke mich peinigt, total versagt zu haben.

Da sind die Worte des Herrn Professor Körtge und seiner Gattin, „ – daß Sie alles in Ihren Kräften stehende getan haben, um Ihm die Jahre lebenswert zu gestalten. – "

Und der Brief von Frau Bauer, daß Herbert „– sich noch am Mittwoch zuversichtlich auf die Rückkehr in seinen RÖMERHOF freute. –

„Da sind aber auch die Zeilen des liebenswürdigen hilfsbereiten Herrn Fladt, der nachts Herbert's Hände hielt und – „an allzu vielen Anzeichen bemerkte, daß lebenswichtige Organe dem Zusammenbruch nahe waren." – An dem Tag, als er entlassen, und Herbert auf die 7a verlegt wurde. Er wußte nichts von all den Dramen. Und so konnte er nicht ahnen, daß seine Worte „– am Bemühen, dies zu verhindern, haben es die Ärzte sicher nicht fehlen lassen". – uns wie ein Dolchstoß trafen.

Und wenn ich noch so viele Briefe lese – den größten Vorwurf kann ich mir selbst nicht ersparen.

An dem Tage, als Herbert auf die 7a verlegt wurde, hätte ich handeln müssen. Zu viele Dinge hatten mir doch schon die Augen geöffnet!!

Das Biedermeiersträußchen von Karin und Ernst ist verwelkt. Frische Röschen von Gabi stehen nun an Herbert's Platz.

Das grausame Leben geht weiter. Immer noch müssen Formalitäten erledigt werden. Die Versicherungen wollen die genaue Todesursache erfahren. Um eine solche Bescheinigung zu besorgen, fährt Thomas zum Krankenhaus. Auf der Station 7a trifft er den Stationsarzt.

„Sagen Sie, Herr Klapheck, woran ist Ihr Vater denn nun eigentlich gestorben?" fragt er, ehe Thomas zu Wort kommt.

„Ja ist es denn möglich, Herr Doktor?" antwortet Thomas entsetzt, „das fragen Sie m i c h? Genau das wollte ich doch gerade von Ihnen erfahren."

„Mutter," fragt Thomas, als er zurück kommt, „kannst du dir vorstellen, daß ein Arzt, der Papa all die Wochen behandelt hat, m i c h heute nach der Todesursache fragt?"

„Gewiß, Thomas. Sehr gut. Nach allem, was wir dort erlebt haben."

„Dann bin ich sehr neugierig auf den Inhalt des Berichtes, den ich morgen abholen soll."

Vergebens fährt Thomas am nächsten Tag zum Krankenhaus. Herr

Doktor ist außer Haus, und ansonsten weiß niemand Bescheid. Man nennt ihm einen neuen Termin, drei Tage später. Auch dann ist das Formular nicht aufzufinden. Und Herr Doktor ist im Moment nicht im Haus. – Kein neuer Termin. Ich rufe die Station an.

„Herr Doktor ist gerade mit einer Aufnahme beschäftigt. Wozu brauchen Sie das denn überhaupt?" werde ich von Schwester Brigitte gefragt.

Vielleicht hat es nichts zu bedeuten, aber allein diese Frage finde ich höchst sonderbar.

Nach v i e r Wochen halten wir unsere ärztliche Bescheinigung in Händen.

Sehr genau weiß man nun über alles zu berichten. Sogar die Krankengeschichte hat man (jetzt!) aufmerksam gelesen. „Als seit Jahren bekannt" wird der Diabetes mellitus erwähnt, der „unkompliziert und auf o r a l e Antidiabetika gut einstellbar" war. (Entgegengesetzt der Meinung auf Station 3, wo Schwester Ella nach der Traubenzuckerkatastrophe unbedingt auf Spritzen von Altinsulin umstellen wollte.)

Alle anderen Problempunkte, – teilweise schon seit zehn Jahren bekannt – auf die ich in all den Wochen vergeblich aufmerksam zu machen versuchte, – scheinen sich erst kurz vor seinem Tod eingestellt zu haben.

Auf alle erwähnten Medikamente war Herbert's Körper die letzten Jahre eingestellt, und er konnte – zuhause – gut damit leben.Weil er sie – zuhause – gewissenhaft und ververantwortungsbewußt von mir verabreicht bekam.

Wen wundert es, daß „bei wiederholten Kontrollen Digoxinspiegel u n t e r h a l b des Therapiebereichs" gefunden wurden? Welch ein Hohn!! Wie sollte sich der Spiegel denn wohl im richtigen Verhältnis oder gar o b e r h a l b des Therapiebereichs befinden, wenn Herbert bis zum Schluß vergeblich um seine „Lani- Lani-tlop-Tlabletten" flehte? Eine „Vorhoftachykardie mit Blockierung" konnte deshalb auch nicht ausbleiben.

Von welchem Minimum oder Maximum des angeblich oder ver-

meintlich verabreichten Digitalis wurde dann ausgegangen bei der anschließenden „ I n t e n s i v i e r u n g“ der Digitalistherapie, die von der Intensivstation als „ zu viel Lanitop“ bezeichnet wurde?

Wen wundert es, daß „Herr Klapheck komplizierend eine Pneumonie entwickelte“, wenn er abrupt und wochenlang kein Nephral mehr bekam, an das sein Körper gewöhnt war, und das zuhause „unter keinen Umständen“ vergessen werden durfte? Welche Rolle spielte die „Lungenentzündung“, mit der man Herbert gebadet hat, trotz meines Flehens,es zu unterlassen? Von der anschließend gar nicht mehr gesprochen wurde?

„Herr Klapheck kam in den frühen Morgenstunden des 30. 3. 90 im kardiogenen Schock ad exitum, wahrscheinlich nach erneuter Myocardinfarzierung.“

Prof. Dr. med. habil Mackwarts	Dr. med. Erlich
Chefarzt Medizinische Klinik X	Stationsarzt
K e i n e Unterschrift	Unterschrift

„Wahrscheinlich“! D i e s e s Wort spricht B ä n d e.

Obwohl – (als Laie, als dümmliche Kreatur – geht man davon aus) – auf der Intensivstation bei INTENSIVMEDIZINISCHER ÜBERWACHUNG jeder Atemzug, jeder Herzschlag ü b e r w a c h t wird, konnte es geschehen, daß Herbert „w a h r s c h e i n l i c h nach erneuter Myocardinfarzierung ad exitum“ kam.

Wahrscheinlich!! Sie wissen es also nicht.

W a r u m wissen sie es nicht ?

Laut Krankenhausrechnung wurde am 30. 3. noch eine „LABORUNTERSUCHUNG BEI INTENSIV“ durchgeführt, die nur zwischen 1.15 Uhr und 3.40 Uhr stattgefunden haben kann.

Selbst wenn der Bildschirm in der Intensiv-Zentrale in dieser ganzen Zeit nicht besetzt war – man stelle sich das vor! – dann müßte doch wenigstens die Laborantin von den entsetzlichen Schmerzen, der Not und Angst, die bei einem Herzinfarkt auftreten, etwas bemerkt und den diensthabenden Arzt herbeigerufen haben,um dem Sterbenden etwas Erleichterung zu verschaffen. Und dieser Arzt hätte sich doch gewiß an

die seit Jahren bestehende Vereinbarung gehalten, uns s o f o r t zu rufen.

Als ich Herbert 1.15 Uhr verließ, waren Anzeichen einer „nahenden Myocardinfarzierung“ – das wage ich als Laie zu behaupten – nicht zu entdecken. Im Gegenteil. Einen Herzinfarkt hätten wir in all den Wochen davor eher erwartet, wenn er mit angstgeweiteten Augen an sein Herz griff, und die Ärzte von „weniger intensiver Schlafphase“ sprachen.

„Ihr Mann ist ganz ruhig eingeschlafen. Er hatte zu viel Lanitop.“

Von ähnlichen Vorfällen zuhause, – bevor man die ideale Dosis Lanitop für Herbert herausgefunden hatte, – weiß ich, daß er bei einem Quäntchen zu viel einfach zur Seite kippen und bewußtlos werden konnte. Aufgrund blitzschneller Aktivitäten unseres Herrn Dr. Erne konnte das im Krankenhaus wieder in Ordnung gebracht werden. Und genau dort hatte man mich anschließend darüber aufgeklärt, daß „ein zu viel an Digitalis“ zu Vergiftungen führt.

„Ad exitum im kardiogenen Schock.“

„Ruhig eingeschlafen. Zu viel Lanitop.“

Diese beiden widersprüchlichen Aussagen stehen sich gegenüber! Sie lassen uns in der schrecklichen Ungewißheit, ob Herbert friedlich oder qualvoll gestorben ist. Eines ist jedoch sicher: er war allein und ohne jeden Beistand.

Dabei müssen sie gewußt haben – an jenem letzten Abend – daß er sterben würde. Warum haben sie es uns nicht gesagt? So manche Äußerung bekommt im Nachhinein entsprechenden Sinn:

„Das können wir ja noch machen.“

Sie roher gefühlloser Flegel, Sie ehemaliger Postangestellter! Von welcher Voraussetzung Sie auch ausgingen – ob wir vom nahenden Tod meines Mannes wußten, oder nicht. In beiden Fällen war Ihre Äußerung eine Unverschämtheit. Ein taktloser Mensch wie Sie gehört nicht an ein Krankenbett. Und schon gar nicht auf die Intensivstation.

Und die Äußerung des Herrn Dr. von Berlichingen: „Ihr Mann ist sehr krank.“

Logisch. Das wußten wir ja. Aber wie sollten wir denn hellsehen, w i e krank er war, wenn er doch morgen entlassen und „nur noch einmal kurz beobachtet“ werden sollte? Warum keine klare Aussage?

Stunden um Stunden haben wir bei ihm verbracht, oft unter den schwierigsten Umständen, manchmal am Rande der eigenen Existenz. Und im entscheidenden Augenblick war er d o c h allein. Mutterseelenallein!!

Nie (!) werden wir Ihnen das verzeihen.

23. Mai 1990 – Herbert's Geburtstag.

Eine ziemlich große Fete wollte Herbert heute feiern. Im Wintergarten hatte er bereits alle Plätze eingeteilt, als er vor drei Monaten zur Operation ins Krankenhaus ging.

„Wieder fit" wollte er heute sein.

Irgendwie war es uns allen immer klar, daß Herbert mit seiner Krankheit nicht 100 Jahre alt werden würde. Aber ein paar Jahre wäre er schon gerne noch bei uns geblieben. Schon längst hatte er aufgehört, mit seinem Schicksal zu hadern, hatte sich damit abgefunden. Vielleicht mit einer ungebrochenen Hoffnung im Herzen, daß es vielleicht doch noch einmal besser werden würde. Er klammerte sich an die Worte von Frau Laschitza, die ihm unlängst von einem ihrer Patienten erzählt hatte, bei dem dieser Fall noch nach sieben Jahren eingetreten war.

Ich fahre zum Friedhof und stelle Rosen auf sein Grab. Herbert, mein Liebling, ruhe in Frieden.

30. Mai 1990

Bis heute war ich nicht in der Lage, seine Utensilien vom Krankenhaus auszupacken. Unberührt standen die beiden Tüten mit dem Aufdruck „Patienten-Eigentum“ in einem Nebenraum. Während ich sie in meine Wohnung trage, überfällt mich ein eigenartiges Gefühl. Ich ahne, was passieren wird.

Stück für Stück ziehe ich seine letzten Habseligkeiten aus den Taschen hervor. Mir schaudert. Kulturtasche, Oberhemden, Schuhe, die Brille, seine Hose, den braunen Wildlederblouson, – und da !!! – die Pantoffeln und die langen grauen Wollstrümpfe. –

Mein Gott, mein Gott !

Ein Weinkrampf schüttelt mich. Ganz deutlich sehe ich den Tag vor mir.

„Marianne! Mama! – komm doch! – Nach Hause. – RÖMERHOF.“

Wie an jenem Mittwoch, zwei Tage bevor er entlassen werden sollte, dreht sich mir auch jetzt der Magen. Ich muß schlucken, schlucken. Mir ist so übel.

Warum habe ich ihn nicht heimgeholt??

Wie konnte ich nach all den schrecklichen unbegreiflichen Vorkommnissen so naiv und einfältig sein, den Ärzten immer noch zu vertrauen?

Wenn er auch zu diesem Zeitpunkt dem Tode vielleicht schon geweiht war, – es sei denn, man hätte ihm (rechtzeitig!) noch ein Gegengift spritzen können – so hätte er wenigstens sein Zuhause, seinen über alles geliebten RÖMERHOF noch einmal gesehen.

Ich presse die Hausschuhe und die Strümpfe an mein Gesicht, weine und schluchze in sie hinein.

Herbert – Herbert! Was habe ich dir angetan, als ich sie dir wieder auszog und dich ins Bett legte! Die letzte Hoffnung auf dein bißchen Leben muß ich dir genommen haben. Es tut mir unsagbar leid. Nie nie werde ich damit fertig werden. Ich will es auch nicht. Mit diesem Gedanken leben zu müssen, ist die einzig angemessene Strafe für meine unglaubliche Dummheit. Nicht die Ärzte – ich allein – trage die Schuld. Wenn ich schon den Ruf genoß, Druck auszuüben, („. . . wenn die Ehefrau und reiche Freunde uns nicht unter Druck setzen, nieeecht?. . .") dann hätte ich auch danach handeln sollen. Gott und die Welt hätte ich auf den Kopf stellen müssen, um Einsicht und Klarheit zu erwirken.

Aber welcher Laie – ich frage das nicht zu meiner Rechtfertigung – kommt schon auf die Idee, und dann auch noch früh genug(!) daß er sich um die Medikamente s e l b s t kümmern muß, die Sache der Ärzte sind, die ihr „Handwerk gründlich erlernt" haben?

Wenn du nicht mehr bei mir bist, will ich auch nicht mehr leben, – habe ich einmal gesagt.

In der ersten Zeit war ich oft nahe daran, dir zu folgen. Mancherlei Demütigungen machen mir zusätzlich das Leben schwer. Für gewisse Leute und einige Institutionen, von denen man ein bißchen mehr Bildung erwarten würde, scheine ich – als alleinstehende Frau – nicht mehr zu existieren. So als hätte ich nicht nur dich, sondern auch Haus und Hof und mein Gesicht verloren.

Inzwischen habe ich mich gefangen. Ich weiß, daß du von mir erwartest, mit all dem fertig zu werden und unser Lebenswerk weiter zu führen. Mit Thomas an meiner Seite.

Er ist ein g u t e r Sohn, Herbert. Die besten Jahre seines Lebens hat er geopfert, um während deiner Krankheit immer für dich – für uns –

da zu sein. Er hat darüber die entscheidenden Augenblicke verpaßt, die „Frau seiner Träume“ zu finden. Allzu selbstverständlich haben wir das hingenommen. Aber ich bin sicher, daß er trotzdem – oder gerade deshalb – eine Frau finden wird, die all das versteht. Die mit ihm durch „Dick und Dünn“ geht, so wie wir beide es getan haben.

Mit Dir, Herbert, ist eine Ära unseres Hauses zuende gegangen.

Eine neue, mit Thomas, hat begonnen. Wir geben unser Bestes.

Im Oktober 1991

wohnen in unserem Hause etwa 15 Damen und Herren. Doktoren und Professoren. Anläßlich einer Tagung der „Vereinigung Niederrheinisch-Westfälischer Chirurgen“ sind sie – wie zahlreiche Kollegen – aus ganz Nordrhein-Westfalen angereist.

Die Presse berichtet ausführlich über die Begrüßungsansprache ihres Herrn Vorsitzenden, die in (fast) allen Punkten und Einzelheiten sehr überzeugt:

Die Auffassung des Herrn Professors, daß „ – Menschen nur dann in Harmonie miteinander leben, wenn der Starke dem Schwachen, der Kluge dem weniger Gebildeten, der Geschickte dem Unbeholfenen und der Gesunde dem Kranken hilft – “ ist sicher zur bitteren Erfahrung vieler Menschen geworden.

Sehr gut kann ich mich in die Situation eines Chirurgen versetzen, „– der häufig ohne die Möglichkeit langer Überlegungen und Vergewisserungen unmittelbare Entscheidungen treffen muß.“–

Daß nach einem operativen Eingriff, aus dem sich Komplikationen entwickeln „– den Operateur Not, Depression und Schuldgefühle befallen können“ – ist auch „dem weniger Gebildeten“ sicher gut verständlich. Ich könnte mir vorstellen, daß in einem Augenblick, der spontane Entscheidung verlangt, auch ein Gefühl unendlicher Einsamkeit hinzutreten kann.

Nach Meinung des Herrn Professors „– ist das Verhältnis zwischen Patient und Arzt häufig ernstlich gestört – da bereits der Jugend eine kritische Grundeinstellung vermittelt wird.“–

Würden Sie, sehr geehrter Herr Professor, mir zustimmen, wenn ich heute nach unseren bitteren Erfahrungen behaupte, daß nicht zuletzt Ärzte selbst dieses Mißverhältnis herbeiführen können?

„Auch für den modernen Chirurgen,“ heißt es weiter, „der streng naturwissenschaftlichen Prinzipien folgen muß,“ gilt das Wort von Saint Exupery:

– „Nur mit dem Herzen sieht man gut.“ – .

Lange, lange habe ich über dieses weise Zitat nachgedacht. Wenn ich davon ausgehe, daß diese Worte keine Phrasen sind, und nicht nur während der Operation Gültigkeit haben, sondern auch in der Zeit unmittelbar danach, die an den Patienten selbst größte Anforderungen stellt, dann drängt sich mir eine Frage auf:

„Wo war Ihr Herz, Herr Professor, als es die Entbehrungen, all die Qualen, all das Leid und den entsetzlichen Hunger – verursacht durch Gleichgültigkeit, Ignoranz, Borniertheit und (sicherlich erforderliche) Abwesenheit – hätte s e h e n sollen ?

Nachdem Ihnen die Implantation der Y-Prothese äußerst gut gelungen war – ohne jeden Zweifel.

War es blind – taub – als es unser verzweifeltes unermüdliches Ringen um die lebensnotwendigen Medikamente – das Sie „unter Druck setzen“ nannten – hätte erkennen und unser Flehen um ein winziges Süppchen am 13.(!) Hungertage hätte erhören müssen??

Als Sie meinen Mann am 15. März auf die 7a verlegten, um endlich – nach 17 (!) Tagen die Internisten „zu Rate zu ziehen“? Nachdem ihm pausenlos der Tropf mit Traubenzucker eingeflößt worden war, der seinen Zuckerspiegel in die Höhe schnellen ließ, und er so manche Nacht auf die Intensivstation gebracht werden mußte, weil der Nachtarzt sich das alles nicht erklären konnte?

War unter diesen und anderen Umständen der „Zusammenbruch so vieler lebenswichtiger Organe“ (wie sein hilfsbereiter überaus liebens-

würdiger Zimmernachbar, Herr Fladt, meinte) vielleicht schon vorprogrammiert?

Haben Sie Ihre Internisten-Kollegen über die vorausgegangenen Unterlassungssünden überhaupt ausreichend informiert?

Die Tatsache, daß anschließend auf der 7a noch schlimmere Dinge passierten, die Sie (vielleicht!) mit einem nachsorgenden Blick auf Ihren ehemaligen Patienten hätten verhindern können, entbindet Sie nicht von der Verantwortung für die Zeit auf Ihrer Station.

Wundern Sie sich über das „gestörte Verhältnis" zwischen Patient und Arzt?

„Nur mit dem Herzen sieht man gut."

H a b e n Sie ü b e r h a u p t ein Herz?????

Nachwort

Natürlich bin ich mir dessen bewußt, daß entsprechende Reaktionen mir meine Ruhe rauben werden.

J e t z t – da es für Herbert zu spät ist – wird man meinen „ungeheuerlichen Behauptungen“ gründlich nachgehen!! Jetzt – da es um ihre Haut geht und nicht um seine. Mit großem Ärztelatein, das ich bei meiner Bildung unterhalb des Abiturs natürlich nicht verstehe, wird man versuchen, mich ins Bockshorn zu jagen, alles anders darzustellen und für alles eine einleuchtende Erklärung zu haben.

Beweise wird man verlangen, die ich natürlich nicht beibringen kann. Wer kommt schon auf die Idee, Zeugen mit ins Krankenhaus zu nehmen, wenn man idiotischerweise immer und immer wieder vertraut? Obwohl man immer und immer wieder enttäuscht wird!

All dem bin ich nicht gewachsen.

Um es gleich vorweg zu nehmen: ich bleibe dabei, daß sich alles so zugetragen hat, wie ich es hier beschreibe. Aus welchem anderen Grunde sollte ich – des Schreibens völlig ungeübt – mich dieser Mühe unterziehen??

Kann überhaupt jemand sich vorstellen, wieviel Mut dazu gehört???

Kommen Sie, meine Damen und Herren Ärzte.

Greifen Sie mich an! Beweisen Sie der Öffentlichkeit, daß meine

Schilderungen nicht der Wahrheit entsprechen, daß es sich um Horrorgeschichten handelt.

Ich fürchte nichts und Niemand!

Nachdem mein geliebter Mann auf diese irrsinnige Weise hat sterben müssen, habe ich nichts mehr zu verlieren.

Spätestens seit Olpe/Biggesee wußten auch wir, daß seine Lebenserwartungen eingeschränkt waren und er – wie bereits früher erwähnt – nicht 100 Jahre alt werden würde.

Daß er am Anfang seiner Krankheit depressive Phasen hatte und manchmal nicht mehr leben wollte, ist auch bekannt. Doch seit mindestens drei Jahren hatte er sein Leben, so wie es war, akzeptiert.

Er hatte sich f ü r das Leben entschieden.

Er w o l l t e leben!!!

Nur d e s h a l b entschloß er sich zu der Operation!!

Besserwisser und Klugsch--ßer werden sich die Denke anmaßen, daß es für ihn – den Mann im Rollstuhl, der nicht mehr lesen, nicht mehr schreiben und nur unvollständige Sätze sprechen konnte – ohnehin so besser war!!

Das – bitteschön – (!) haben S i e nicht zu entscheiden!

Die Entscheidung, ob er leben w o l l t e – oder nicht – stand nur ihm allein zu. Leben zu d ü r f e n – oder nicht – das „liegt in der Entscheidung einer höheren Instanz", der wir uns, wenn (!) sie existiert – zu verantworten haben.

Wenn sie es zuläßt, daß wir Menschen ihr ins Handwerk pfuschen, indem sie Ärzten die Fähigkeit verleiht, Leben zu verlängern und zu e r h a l t e n, dann wird sie mit Sicherheit Rechenschaft verlangen, ob A L L E S getan wurde, sich dieser Fähigkeiten würdig zu erweisen.

Sollte es den Halbgöttern in Weiß mit ihrem langen Arm gelingen, mich vor Gericht zu zitieren und einen Richter zu finden, der mich – Gott weiß zu was und warum – verurteilen wird, so ist eines sicher:

Lieber werde ich den Rest meines armseligen Lebens mit affengeiler Freude hinter schwedischen Gardinen verbringen, als auch nur ein einziges Wort zurückzunehmen.

Dort werde ich dann genügend Zeit haben, mich immer wieder zu fragen, warum ich Herbert am 13. März 1990, – als es nach der OP schon bergauf ging, und er mit Thomas bereits über den langen Flur laufen konnte – nicht heimgeholt habe, um ihm unverzüglich seine Medikamente zu geben.

„Nur" 17 Tage ohne sie hätte er vielleicht verkraftet.

15 weitere solcher Tage gaben ihm den Todesstoß.

Zeit ohne Ende werde ich finden, mir darüber klar zu werden, was mich zu diesem unerschütterlichen – unverfrorenen – Vertrauen in die „ärztliche Kunst" veranlaßt hat.

„Mea culpa – Mea maxima culpa" an meine e i g e n e Brust zu klopfen werde ich Zeit haben bis in alle Ewigkeit.

Bedauerlich, daß dieses affengeile Vergnügen mir nur dann vergönnt sein wird, wenn jemand in meinen umschriebenen Figuren – rein zufällig – sein eigenes ICH erkennen sollte.

Dann – da bin ich ganz sicher – wird es mir gelingen, meinen Haß abzubauen.

Mein Herz, das am Sarg meines Mannes zu Stein wurde, wird wieder lieben und verzeihen können.

Sollte ich jemals in dieses Krankenhaus gelangen, ohne mich dagegen wehren zu können, dann – auch da bin ich sicher – wird man Rache nehmen. – Ich werde sie akzeptieren!

Wenn dieses Buch nur eine einzige Schwester, einen einzigen Pfleger oder gar einen einzigen Arzt – was ich gar nicht zu hoffen wage – zum Nachdenken anregen könnte, dann hätte sich meine Mühe gelohnt.